



AM UR-QUELL.

Monatschrift für Volkkunde.

Herausgegeben

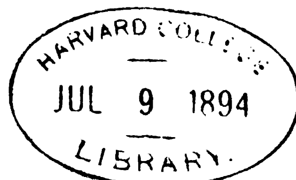
von

Friedrich S. Krauss.

IV. Band.



Verwaltung in Lunden in Holstein.
Kommissionverlag: G. Kramer in Hamburg.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.
1893.



Mitarbeiter.

Achelis, Th.
Andree, R.
Benczer, B.
Bendit, P.
Brunk, A.
Carstensen, H. A.
Chamberlain, A. F.
Charap, J. B.
Dörfler, A. F.
Dragičević, Th.
Englert, A.
Feilberg, H. F.
Fitzinger.
Franko, J.
Fränkel, L.
Glöde, O.
Gröning, A.
Haas, A.
Haase, K. Ed.
Hahn, H.
Heinz.
Herrmann, A.
Kaindl, R. Fr.
Kaindl, M. C.
Kaindl, O.
Kàlmàny, L.
Kannhowen, L. S.
Kisslinger, L.
Knauthe, K.
Knoop, O.
Krauss, Fr. S.
Krause, N.
Kunos, Ign.
Küster, E.
Mandl, L.
Martens, P. Ch.
Merkens, H.
Meyer-Markau, W.
Mooney, J.
Munkàcsi, B.
Müller, W.
Nagelberg, A.
Popp, K.
Press, A.
Press, Jul.
Rademacher, C.
Rösler, M.
Saubert, B.
Schell, O.
Schermann, L.
Schiffer, B. W.
Schmeltz, J. D. E.
Schroot, A.
Schumann, C.
Šcurat, W.
Spinner, J.
Sprenger, R.
Stäcker, N.
Theen, H.
Treichel, Anna.
Treichel, Al.
Versèyi, G.
Volksmann, H.
Volkov, Th.
Vukasović, V. V.
Weissberg, M.
Wiedemann, A.
Wlislocki, H. v.

Inhalt.

(Die eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf Band I—III.)

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen."

IV. B. I. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1893.

Ueber den Zauber mit menschlichem Blut und dessen Ceremonial-Gebrauch bei den Indianern Amerikas.

Von Dr. A. F. Chamberlain (Clark University-Worcester, Massachusetts).

I. Bekanntlich herrschte der Cannibalismus in verschiedenen Teilen der neuen Welt. Nach den Berichten der alten Geschichtschreiber zeichneten sich folgende Stämme Süd-Amerikas als Menschenfresser aus:[1])

a) die Karaïben auf den westindischen Inseln und auf dem Festlande;
b) die Guarani, Botokuden, Abiponer und andere Völker Brasiliens und Paraguays;
c) die Feuerländer oder Inselbewohner von Tierra del Fuego.

Ueber den Ursprung der Menschenfresserei kann man leicht dogmatisieren. Schaffhausen fühlt sich geneigt, vielleicht mit Recht, die Verbreitung, wenn nicht auch den Ursprung, des Cannibalismus in Brasilien gewissermassen dem Mangel an Fleischnahrung zuzuschreiben, und Zaborowski, was die Feuerländer betrifft, spricht dieselbe Meinung aus.[2]) Bei einigen Völkern aber muss man den Cannibalismus mit Rücksicht auf die Feinschmeckerei beobachten und keineswegs als Produkt der Hungernot. Von einem gewissen brasilianischen Indianerstamme sagt man z. B.: „sie ziehen das Menschenfleisch dem Wildbret vor", und von einem andern: „sie meinen, dass das Fleisch der Spanier schlecht schmecke".[3]) Nach einem französischen Schriftsteller rücken die Botokuden keck mit der Sprache heraus und sagen ganz naiv: „Wir essen Affen. Warum nicht

[1]) Siehe: Ueber die Menschenfresserei und das Menschenopfer, bei Schaffhausen, Anthrop. Studien (1885), S. 517 ff. [2]) Revue Scientifique, Tome 49, p. 476. [3]) Schaffhausen, S. 533.

Menschen, wenn sie tot sind?"[1]) Von denselben Indianern sagt J. G. Müller, dass sie den Getöteten zuerst das Blut aussaugen, dann deren Fleisch kochen und essen.[2]) Nach De La Borde geben die Karaïben der Sonne und dem Monde das Blut kleiner Kinder zu trinken und bringen es auch dem bösen Geist, Maboja genannt, zum Opfer.[3]) Die Aucaer, die Sonnenverehrer sind, sprengen gegen diese Gottheit das Blut des getöteten Wildes und die Digniten von Paraguay opferten der Sonne Vogelfedern, die sie nachher von Zeit zu Zeit, um sie schmackhafter zu machen, mit dem Blute verschiedener Tiere benetzten.[4])

Im alten Mexico und Peru, wie auch bei den halbcivilisierten Völkerstämmen der centralamerikanischen Landenge, stand die Menschenfresserei in sehr enger Verbindung mit der Religion und dem Schamanentum. Hier finden wir Menschenopfer, Blutlassen, Blutbesprengen der Altäre und der Bildsäulen der Götter ganz in Mode und oft unter schrecklichen Einweihungakten. Nach Herrera berichtet Squier von den Indianern Nikaraguas, dass „bei ihren grossen festlichen Prozessionen der Oberpriester auf besagte Art sich Blut liess."[5]) Hier verteilte man auch unter die der Feierlichkeit beiwohnende Leute Mais, der mit Blut aus den Zeugungteilen besprengt wurde,[6]) und Müller meldet uns ferner: „Sô beschnitt man (denn nichts andres als eine Art Beschneidung im weiteren Sinne haben wir hier vor uns) in Yukatan und Nicaragua und bis an den Orenoko teils die Zunge, teils die Schamteile, die Totonaken die Ohren und die Schamteile. Die Salivas am Orenoko beschnitten die Kinder so stark, dass viele darunter starben."[7]) In Honduras fand auch eine Art Blutorakel statt.[8]) Die Indianer dieses Teils der centralamerikanischen Halbinsel zogen Blut aus der Zunge, den Ohren, den Schultern, den Oberschenkeln und anderen Teilen des Körpers. Wer sich in Honduras einen Schutzgeist oder Naqual schaffen wollte, begab sich nach einem einsamen Orte, wo er etwas opferte. Nachher schlug er mit dem Tier oder Vogel, den er träumend oder wachend sah, einen dauerhaften Bund, indem er Blut aus verschiedenen Teilen des Körpers zog.[9]) Nach Oviedo gab es in der Provinz Cueba eine Art Schamanen, die Chupadores (d. h. Sauger) von den Spaniern genannt wurden. Diese schreckliche Menschen schweiften Nachts in den Dörfern herum, um aus den Körpern der Einwohner das Blut auszusaugen, womit sie sich sättigten. Oviedo berichtet, dass sie, indem sie den Mund auf den Nabel der gesaugten Person brachten, mehrere Stunden lang ihre abscheuliche Arbeit fortsetzten, bis endlich, was nicht selten geschah, die unglücklichen Dulder in Ohnmacht fielen. Da der Chupador einen Tag nach dem andern aus derselben Person Blut saugen wollte, so starben viele an lauter Blutverlust, und andere

---

[1]) Schaffhausen, S. 534. [2]) Geschichte der amerikanischen Urreligionen. 2. Aufl. Basel 1867, S. 243. [3]) Müller, S. 212. [4]) [5]) [6]) Müller, S. 255, 479. [7]) Müller, S. 479. [8]) [9]) Bancroft, Native Races, I. 723, 741.

hingen nur in Haut und Knochen. Dieses Blutsaugen errinnert an die Gebräuche der Schamanen Nord-Amerikas, obgleich letztere damit nicht so blutgierig umgingen.[1])

Bei den Indianern auf der Moskitoküste übt man das Scarificiren und die Bestreichung des Körpers mit Blut, indem man sein Vertrauen blindlings auf die Zaubereien oder sukia setzt. Die Bewohner der Balize-Küste, nach dem Berichte Esquemelins, durchstachen die Genitalien zum Zeichen der Liebe und Treue gegen das Weib.[2])

Unter den Mayavölkern Yukatans finden wir das Menschenopfer zu Ehren der Sonne und dabei auch das Aderlassen, das Altarbesprengen oder -Bestreichen und das Einschneiden verschiedener Körperteile, vorzüglich der Ohren, der Zunge, der Schamteile.[3])

In den Mythen der Indianer tritt das Blut als Symbol hervor. Man sagt z. B., dass Gucumatz Cotutuha, der fünfte König der Quichés von Guatemala, sich in einen Adler, einen Tiger, eine Schlange und auch in geronnenes Blut verwandelte, und dass ein Mädchen mit Namen Xquq (d. h. Blut) von dem in ihre ausgestreckte Hand vom Gotte Hunhunahpu geworfenen Speichel schwanger wurde und Zwillinge gebar.[4])

Von den Pipilern, einem Indianerstamme Guatemalas, wird berichtet, dass das Fleisch und Blut der geopferten Tiere und auch der Menschen vor dem Götzenbild gegessen und getrunken wurden. Bei demselben Volk bestrich man die Bilder der Götter mit menschlichem Blut und nach Ximenes besprengte man den Acker mit dem Blute getöteter Vögeln, um die zu werdende Ernte zu segnen.[5])

Der Tanz im alten Aegypten.

Der Tanz, den wir als harmloses Vergnügen anzusehen gewohnt sind, spielt im alten Aegypten eine andere, bald niedere, bald höhere Rolle. Zu seinem Vergnügen tanzt der alte Aegypter nicht, wenn unter Tanz eine geregelte, nach einem bestimmten Rhythmus erfolgende Bewegung und nicht ein beliebiges Herumspringen verstanden wird. Letzteres kam selbstverständlich im Niltale so gut wie bei uns als Zeichen der Freude vor, und wie wir, so nannten auch die Alten solche Bewegung gelegentlich ein Tanzen, ohne dabei an den strengen Wortsinn zu denken. Besonders beliebt war als Ausdruck vergnügter Stimmung das Springen auf einem Bein; infolge dessen wird den Worten für Freude und Jubel bisweilen als Deutzeichen ein auf einem Beine stehender Mann nachgesetzt. Weiter können die gymnastischen Spiele nicht als ein richtiges Tanzen aufgefasst werden, auch wenn bei ihnen gelegentlich rhythmische Bewegungen stattfanden.

---

[1]) Bancroft, Native Races, I. 780, Oviedo, Hist. Gen., III. 159—160. [2]) Bancroft, Native Races, I. 741, 735. [3]) Müller, S. 479. [4]) Brinton, Essays of an Americanist (1890) p. 124. [5]) Bancroft, Native Races II. 708, 709.

Hierher gehören Ringkämpfe, Ballspiele[1]) mit Pantomimen,[2]) d. h. das Stellen lebender Bilder, welche ein aegyptisches Ideogramm, wie das für Wind, Haus u. a. m. darstellten. Die bei letztern auftretenden Frauen pflegen stark entblösst zu erscheinen, so dass die Vorführungen ähnlich wie die später in Rom üblichen Pantomimen[3]) bisweilen einen lasciven Charakter gehabt haben werden. Diese Spiele wurden bei Festlichkeiten von bezahlten Frauen vorgeführt, in ähnlicher Weise wie noch heutzutage im Orient bei solchen Gelegenheiten Jongleure und Zauberkünstler sich sehen lassen. Gymnastische Uebungen spielen ferner bei den Soldaten eine Rolle; Reliefs zeigen, wie diese die Geschmeidigkeit ihrer Körper, durch Sprünge mit und ohne Waffen, durch Verrenkungen und schnelle Bewegungen an den Tag legen mussten.[4])

Von wirklichen Tänzern gedenken die Denkmäler zunächst solcher erotischen Charakters. So gut, wie bei jedem Gastmahle erschienen Frauen in durchsichtigen Gewänden oder noch häufiger nur mit einem schmalen Gurte etwas unterhalb des Nabels bekleidet. Beim Klange der Musik und des Gesanges bewegten sie sich bald in gemessener, bald in lebhafterer Weise gewöhnlich in Gruppen von zwei oder drei.[5]) Die Hauptkunst bestand, soweit die Darstellungen Rückschlüsse gestatten, in einer möglichst behenden und schnellen Bewegung des Bauches und der Hinterbacken. Es ist dies dieselbe Art Tanz, die sich in der Kaiserzeit in Rom so grossen Anklanges erfreute und deren die römischen Dichter[6]) oft gedenken. Noch heutzutage findet sie sich u. a. bei den Ghawazi's in Aegypten[7]) und den Gitanos in Spanien. Ihre Bedeutung ist rein erotisch,[8]) ihr Zweck die Erregung der Sinnlichkeit, und es ist charakteristisch für die Denkweise der alten Aegypter, dass die Tänze hier, gerade so wie später in Rom, nicht nur vor männlichen oder weiblichen Zuschauern, sondern auch vor beiden Geschlechtern und vor Angehörigen der höchsten Gesellschaftklassen vorgeführt wurden.

Anderartige Tänze haben in Aegypten einen religiösen Hintergrund. Der religiöse Tanz findet sich auch bei andern Völkern, so wird er im Altertume u. a. bei den Juden nicht nur an Stellen, an denen fremder Einfluss anzunehmen ist,[9]) erwähnt, sondern auch an solchen, welche sich auf rein jüdischem Boden abspielen.[10]) In der mittelalterlichen christlichen Kirche tritt er gelegentlich auf. So war

---

[1]) Champollion, Mon. pl. 372—378, 381; Rosellini, Mon. civ. pl. 100—104, 111—115; Wilkinson, Manners and Customs II. p. 328 ff., 416, 428 ff.; Erman Aegypten p. 335 ff. [2]) Lepsius, Denkm. I. 52 (= Champ. pl. 414); 126 (= Wilk. II. 416), Rosellini pl. 101). [3]) Vgl. für diese besonders Grysar, Sitzungber. der Wiener Akad. XII. (1854), S. 237 ff. [4]) Ros. pl. 117 (= Champ. pl. 379); Dümichen, Flotte einer aeg. Königin, pl. 6. [5]) Wilk. II. p. 312, 329, 390 (= Erman, Aeg. Taf. zu p. 339); Ros. pl. 96, 98, 99; Perrot, Aegypten p. 637 (= Erman p. 340). [6]) z. B. Virgil, Copa 1 ff.; Juvenal 11, 162 ff.; Martial V. 78, 26, VI. 71; Priapeia, 26. [7]) Vgl. u. a. Lane, Sitten der heutigen Aegypter, II. cap. 19. [8]) Vgl. dazu auch Herodot II., 60. [9]) 2. Mos. 32, 18—19. [10]) I. Chron. 15, 29; 2. Sam. 6, 14; Psalm 149, 3.

bei dem Feste des heiligen Johannes um die Zeit der Sonnenwende ein feierlicher Tanz üblich, aus dem sich im 14. Jahrhundert zuerst in Aachen, dann in denselben und in den folgenden Jahrzehnten auch an anderen Orten eine epidemische Tanzwut entwickelte, eine Ausartung, der unnmehr die Kirche nachdrücklich entgegentrat[1]) Mehrfach haben christliche Sekten, wie beispielweise die Wiedertäufer, den religiösen Tanz gepflegt.

In Aegypten fand ein derartiger Tanz zunächst bei Freudenfesten[2]) statt, besonders bei dem Erntefeste, welches dem ithyphallen Gotte Chem von Koptos gefeiert ward.[3]) Aber auch bei andern freudigen Gelegenheiten tritt er auf, so zeigt, um einen Einzelfall zu nennen, ein Relief zu Denderah den Kaiser Trajan vor zwei Göttinnen tanzend.[4]) Dieses Bild stellt keinen streng historischen Vorgang dar: Trajan war nicht der Mann, der sich wirklich einem solchen aegyptischen Ritus unterzogen hätte. Es zeigt aber, was die aegyptische Priesterschaft für die gelegentlich zu erfüllende Pflicht ihres Monarchen hielt, und was die einstigen einheimischen Pharaonen zweifelsohne auch getan hatten.

Ein ernsterer Tanz spielt in den Grabreliefs, besonders des alten Reichs, eine Rolle. Bei der Bestattungfeier treten häufig mehrere bekleidete Männer, seltner Frauen, auf, welche sich in langsamen, gemessenen Tanzschritt vorwärts bewegen, während Frauen den Takt mit den Händen klatschen. Den Fuss erheben sie nur wenig über den Boden, die Arme halten sie meist, das innere der Hand nach Aussen gekehrt, über den Kopf, seltener strecken sie den rechten Arm schräg nach oben und lassen den linken an der Rückseite des Körpers fest anliegen.[5]) Die Inschriften bezeichnen diesen Tanz als den schönen Tanz für die Persönlichkeit (ka) des Verstorbenen.

Als wünschenswert galt es aus einstweilen nicht klar erkennbaren Gründen, für diesen „Tanz an der Thür des Grabes“ Zwerge zur Verwendung bringen zu können.[6]) Hieraus erklärt es sich, dass die Könige es mit ganz besonderer Freude begrüssten, wenn ihnen einer ihrer Beamten einen gut tanzenden Zwerg verschaffte. König Assa aus der 5. Dynastie erhielt einen solchen aus dem an den Küsten des südlichen roten Meeres zu suchenden Lande Punt. Dem

---

[1]) Vgl. Kronenberg. Die Uebertragbarkeit geistiger Störungen. Bonn 1889, S. 9 ff. [2]) Pap. Harris I. 22, 10 „Freudengeschrei, Gesang, Tanz sei dem schöngesichtigen Gotte.“ Dümichen, Hist. Inschr. II. 46 ist davon die Rede, dass die Hundkopfaffen aus Freude über die Geburt des Sonnengottes tanzen. [3]) Vgl. Leps. Denkm. III. 162—164, 212—213. Ob Leps. Denkm. II. 56 an ein solches Fest zu denken ist, ob nicht vielmehr die dargestellten Leute nur schnell mit ihren Stöcken zur Arbeit eilen, lässt sich bei dem Fehlen einer Beischrift nicht entscheiden. [4]) Leps. Denkm. IV. 83b. [5]) Leps. Denkm. II. 14, 35, 36, 41, 52, 53, 61a, 101, 109; Rosellini, Mon civ. pl. 94, 99. [6]) Papyrus, Berlin I. l. 194 ff. (12. Dynastie); Stele Mariette, Mon div. pl. 61 (20. Dynastie); Piehl, Inscr. hierogl. 44, 73. Bereits in einer Darstellung der 4. Dynastie (Leps. Denkm. II. 36) sieht man neben den schon Tanzenden eine nackte Zwergin stehen, bereit sich an den Vorführungen zu beteiligen.

Könige Pepi II. der 6. Dynastie ward ein solcher aus dem „Geisterlande“ tief im innern Afrika gebracht.[1]) Letzterer wird bezeichnet als ein „Denk der Tänze des Gottes, um zu erfreuen das Herz, um zu beglücken das Herz des Königs“, er verstand demnach seine Kunst so gut, dass der König selbst über diese würdige Art der Gottverehrung Freude empfinden konnte. Ein solcher Denk muss eine sehr angenehme Stellung gehabt haben, denn in der Schilderung des Daseins des seligen Königs wird in den Pyramidentexten[2]) u. a. hervorgehoben: „Er (der König) ist ein Denk der Tänze des Gottes, welcher erfreut das Herz des Gottes.“ Ein Hofamt war die betreffende Funktion jedoch kaum, da die Texte ein Ausüben der Tätigkeit nur für den Gott kennen, so dass es sich eher um eine Art Priestertum handelt. Doch mag sich dies verhalten wie es wolle, auf jeden Fall liegt hier ein Beweis mehr für die hohe Bedeutung des religiösen Tanzes in Aegypten vor, der, wie oben ausgeführt, dauernd neben dem erotischen im Niltale in Uebung geblieben ist.

Bonn. A. Widemann.

Warum gehen Spukgeister kopflos um?

Von H. F. Feilberg.

I. Ich gehe von der Voraussetzung aus, dass ursprünglich in den gläubischen Vorstellungen der Naturvölker nichts Sinnloses sei. Solche Vorstellungen wurzeln in einer gewissen Naturanschauung. So findet sich in ihnen eine gewisse „barbarische“ Philosophie, die aber auch uns, die wir Fleisch und Blut von ihrem Fleische und Blut sind, verständlich gemacht werden kann, wenn wir nur den Schlüssel zu deren Verständnis erhalten können. Dieser Schlüssel liegt aber oft hinter einem siebenfachen Schlosse verborgen, lange kann man suchen und weit fragen, ehe das lösende Wort gefunden wird. Beispielweise führe ich die Sitte an, kränkliche Kinder durch einen auf dem Kirchhofe oder dem Felde ausgegrabenen Rasenstück zu führen. Während meiner Amttätigkeit in West-Jytland ist dies in unserer Nähe, ohne dass ich doch selber Zeuge gewesen, mehrmals geschehen. Die ganze Geschichte scheint ja am ersten Blicke völlig sinnlos, man sieht aber ganz anders darauf, wenn es, wie von mehreren anderen Seiten, so neuerdings von Dr. Kr. Nyrop, Kopenhagen, mittelst eines grossen Materials unwidersprechlich erwiesen wird, dass durch dies Hindurchziehen eine neue Geburt versinnbildlicht werden soll. Alte Krankheit hinterlässt man, neue Gesundheit zieht man an, — so wird einem der Zauber verständlich.

So lange ich mich mit dem Durchforschen der Ueberlieferungen beschäftige, sind mir immer aufs Neue diese so wohl bekannten und

---

[1]) Schiaparelli, Tomba egiziana inedita della VI. dinastia p. 50 ff. [2]) Pepi I l. 401 = Rā-mer-en l. 573.

doch so rätselhaften, kopflosen Spukgeister aufgefallen. Es ist mir bis jetzt nicht möglich gewesen ihre ratio essendi, warum sie kopflos sein müssen, und warum sie nicht wie andere ordentliche, gesittete Spukgeister mit dem Kopfe auf dem rechten Platze einherschreiten können, ausfindig zu machen. Ich wende mich an Fachgenossen um Aufschluss. Klassificiren kann ich die Sagen nicht, ich lege darum das Material unbearbeitet vor, muss nur hinzufügen, dass die kopflosen Gespenster in unserem Lande sich überall vorfinden; dies mag vielleicht der Grund sein, dass nur wenige Verfasser es der Mühe wert erachtet haben, deren Dasein auf Brücken, Uebergängen, Wegen zu verzeichnen. Als Kind habe ich oftmal von ihnen gehört. Jetzt verfallen sie wie viele andere alte Ueberlieferungen der Vergessenheit.

Aus einer geisterhaften Kutsche, die auf einen Hofplatz zu Aarhus hineinfährt, steigt bisweilen ein kopfloser Mann, bisweilen ein schwarzer, zottiger Pudel.

In Odense geht ein zur Strafe lebendig begrabener Prediger mit seinem Kopfe unter dem Arme umher.

Die Leute in Toftegaard sehen oftmal während der Nacht einen kopflosen vornehmen Herrn aus dem Berge auf einem schwarzen Rappen ausfahren.

In einem alten Predigerhause auf Falster geht ein kopfloses Predigergespenst mit seinem Kopfe unter dem Arme umher.

Ein Schiff mit schwarzen Segeln wurde von Möen aus gesehen. Ein mutiger Mann ruderte aus und fragte was los wäre. Er traf eine kopflose Schiffmannschaft, die ihm antwortete, sie kämen um den Bäcker Hermann nach Herkenvelde abzuholen.

Grön Jäke (einer von den Führern der „wilden Jagd") jagt jede Nacht in einem Walde auf Möen zu Pferde, den Kopf unter dem linken Arme und mit einem Speere in der Rechten.

Ein Mann, dem bei einem schweren Falle der Kopf abgerissen wurde, reitet in dem Ryttermose kopflos, mit seinem Kopfe unter dem Arme, umher. Ein Weib, das hingerichtet worden ist, geht umher, ebenfalls mit ihrem Kopfe unter dem Arme.[1])

Zwei Reiter auf kopflosen Pferden zeigen wo ein Schatz begraben ist. Ein verstorbener Graf fährt einher mit sechs kopflosen Pferden. Zwei Gespenster fahren in einem Wagen, dem ein kopfloses Pferd vorgespannt ist. Ein hingerichteter Verbrecher wird nach seinem Tode auf einem kopflosen Pferde reitend angetroffen, ebenso andere Gespenster. In einem Tale sieht man bei Nacht ein kopfloses Pferd umherwandeln. Der Hausknecht will eines Abends den Zügel auf ein Pferd legen und entdeckt zu seinem Entsetzen, dass es kopflos ist. Zwei Knechte mit vier kopflosen Pferden reiten auf den Hofplatz eines Bauernhauses ein und verschwinden plötzlich. Ein kopfloses Pferd wandelt auf einem Hügel im Kirchspiele Strelluf

---

[1]) Thiele, Sagen II. 119, 133, 146, 174. Skattegr. IV. 235, X. 188. Gamle d. Minder I. 124, II. 96.

umher, ein anderes in Andsagen, ein kopfloses Füllen auf einer Heide in Vensyssel. Das Helpferd schreitet auf drei Beinen meistens kopflos umher. An anderen Orten sieht man kopflose Kälber, Schweine, Säue, Hunde. Die Schatzgräber sehen eine Kutsche mit sechs kopflosen Hahnen zum Vorspanne.[1]) Dass ich irgendwo von einer kopflosen Kuh oder Katze gelesen oder gehört hätte, ist mir nicht erinnerlich.

In den isländischen Sagen kenne ich nur eine einzige Erzählung von einem kopflosen Gespenste. Trand ruft durch Beschwörungen drei Tote aus ihren Gräbern hervor, um zu erfahren, wie sie gestorben sind. Die beiden ersten erscheinen durchnässt und setzen sich ans Feuer, der dritte, Sigmund Bestesön tritt blutig und mit seinem Kopfe in der Hand hervor. Daher schliesst Trand, dass die beiden ersten ertrunken sind, „Sigmund ist aber getötet worden, weil er blutig und kopflos uns erscheint.“ [2])

In Norwegen wandeln kopflose Gespenster beinahe in jeder Ortschaft umher. Das gemeine Volk ist der Anschauung, dass solche vorzeitig oder durch einen gewaltsamen Tod hingerafft worden sind. Dies ist freundliche Mitteilung von Prof. M. Moe in Christiania. Aus Büchern kenne ich nur ein paar Beispiele. Ein kopfloses Gespenst wandelt in Valbrekka umher; vor vielen Jahren soll ein Mensch dort enthauptet worden sein. Der Meergeist (havdraugen) wird immer nach dem nordländischen Volkglauben als ein in voller Fischertracht angezogener Mann mit langen weissen wollenen Handschuhen gesehen, er ist aber immer kopflos.[3]) In schwedischen Sagen wird eine gewisse Art von Gespenstern „Gäste“ genannt. Es sind Seelen von Menschen, die das Irdische über die Maassen liebten, die grosse Sünder gewesen, die nicht in geweihter Erde begraben worden sind. Diese ruhelosen Seelen erscheinen in menschlicher Gestalt, aber kopflos, oder als ein menschliches Gerippe mit glühenden Kohlen angefüllt. So derjenige, welcher Geld in die Erde vergrub, ohne es seinen Angehörigen vor dem Tode zu entdecken, der „Geldgast“. In der Kirche sitzen auch die Toten bei ihrem Gottesdienste kopflos. Einmal war ein Dienstknecht mit pflügen beschäftigt, auf einmal bäumten sich die Pferde, der Knecht sah auf und entdeckte eine ganze Menge von kopflosen Männern, die vor dem Pfluge standen. Einer von ihnen erhob sich bis zum Himmel, und der entsetzte Knecht erhielt eine gewaltige Maulschelle.[4])

Besprechungformeln der Wotjaken.

Von Dr. Bernhard Munkácsi.[5])

I. 1. Gegen das Besprechen. Bevor der Besprecher Jemanden bespricht, nimmt er einen Becher voll Branntwein oder Butter in die Hand und spricht dann:

---

[1]) Kristensen Folkeminder IV. 147; VI. 4, 51, 132; VIII. 59, 198, 222, 11; IX. 218; III. 303, 192. J. Kamp Folkeminder 261, 345. [2]) Färeyinga Saga kap. 40 (Rafn). [3]) Sande, Fraa Sogn p. 19. Nicolaissen Nordl. I. 7. [4]) Carallius, Wärend I. 464, 491. II. XLIX. Renvall, Aaland p. 16. [5]) B. Munkácsi hat im Jahre 1885

Im Himmel hat der Prophet Elias einen dahinstürmenden Wagen. Wenn du den von diesem Wagen des Propheten Elias aufgewirbelten Staub mit deiner Zunge wirst lecken können: dann beschreie du (Böser) diesen Menschen (der Name des Kranken wird genannt). Geh, wenn der Prophet Elias einherstürmt, durch den Eisenring seiner Radachse hindurch; ohne dies (zu tun) kannst du nicht beschreien!

Vom Grunde der Wolga, des Meeres bring auf deiner Zunge Sand herauf: tust du nicht also, so kannst du nicht beschreien!

Wenn du durch der Schlange Herz hindurchgehen kannst: dann beschreie diesen Menschen (N. N.); ohne dies (zu tun) kannst du nicht beschreien!

Wenn du den Kid-Fisch (Wallfisch?) finden und unter seine Flossen kriechend, herumgehen kannst: dann beschreie diesen Menschen; ohne dies (zu tun) kannst du nicht beschreien!

Zwischen dem Himmel und den Wolken lebt ein goldbeschwingter Habicht. Wenn du diesen goldbeschwingten Habicht beschreien kannst, dann beschreie diesen Menschen!

Wenn du imstande bist, durch den sich drehenden Mühlstein hindurchzukriechen, hindurchzudringen: dann beschreie diesen Menschen; ohne dies (zu tun) kannst du nicht beschreien!

Auf 12 Kirchen sind 12 Knöpfe, wenn du diese Knöpfe essend, deinen Bauch anfüllen kannst: dann beschreie diesen Menschen, ihn essend, ihn trinkend!

Auf der Welt giebt es einen tausend Werst grossen Sumpf. Aus seinem Sande einen Strick flechtend, umwinde mit diesem Stricke diesen tausend Werst grossen See, trockne ihn aus, vernichte ihn; ohne dies (zu tun) kannst du diesen Menschen nicht beschreien!

Auf dem Delta der Wolga, des Meeres ist eine grüne Rottanne. An der Wurzel dieser Rottanne ist eine weisse Quelle. Wenn du diese Quelle vernichtet hast: dann beschreie diesen Menschen!

Auf himmlischer Wolke ist ein Hengstpaar. Wenn du dies Hengstpaar beschreien kannst: dann beschreie diesen Menschen!

Wenn du den vor deine Badkammer geworfenen Brandstrunk in einen Menschen verwandeln kannst: dann beschreie diesen Menschen!

Wenn du den glühenden Stein in einen Menschen verwandelst, wenn du den glühenden Stein selbst isst: dann diesen Menschen essend, trinkend, beschreie ihn!

77 Zungen (Sprachen) giebt es. Wenn du diese Zungen vernichten kannst: dann beschreie!

---

im Auftrage der ungarischen Akademie der Wissenschaften eine Studienreise im Lande der Wotjaken und Wogulen unternommen, deren Ergebnis reichhaltige Sammlungen von Volkdichtungen war, von denen er die wotjakischen Originaltexte mit philologischen Anmerkungen begleitet, unter dem magyarischen Titel: „Votják népköttészeti hagyományok" im Verlag genannter Akademie herausgegeben hat. Der wotjakische Originaltext, der hier in genauer Uebersetzung mitgeteilten Besprechungformeln, befindet sich im erwähnten Werke S. 177 ff.

77 erlei Menschen (-Rassen) giebt es. Wenn du diese 77 Menschen (-Rassen) beschreiend vernichtest: dann beschreie diesen Menschen!

Wenn du die Milchstrasse, tanzend, (in die Hände) klatschend, ganz aufgegessen, aufgetrunken hast: dann iss, trink diesen Menschen!

Wenn du durch glühenden Stein, durch glühendes Eisen hindurchgehen kannst, — feindlicher unheilbringender Gast: dann sollst du essen, trinken können diesen Menschen!

Wenn du abwärtsfliessendes Wasser aufwärtsfliessend machen kannst: dann beschreie diesen Menschen!

Wenn du zwischen den Hörnern des Wasserstieres sitzend, herumgehen kannst: dann iss, trink diesen Menschen!

Wenn du der Nagelspitze des schwarzen Bären Krankheit erzeugen kannst: dann beschreie diesen Menschen!

Wenn du auf der Hörnerspitze der schwarzen Ziege Krankheit erzeugen kannst: dann beschreie diesen Menschen, ihn essend, trinkend!

Wenn du dürres Schilf essend, deinen Bauch anfüllen kannst; wenn du dürre Disteln essend, deinen Bauch anfüllen kannst; wenn du dürre Brennesseln essend, deinen Bauch anfüllen kannst: feindlicher, unheilbringender Geist, dann beschreie diesen Menschen, ihn essend, trinkend; ohne dies (zu tun) kannst du nicht beschreien! —

2. Gegen Augenkrankheit. Unreines Geschwür, inneres Geschwür, wenn du dem Auge der Schlange entspringen (entquellen) kannst: dann entspringe dem Auge dieses Menschen (N. N.)!

Wenn du den Spitzen von 77 Nadeln entspringen kannst: dann entspringe dem Auge dieses Menschen; sonst kannst du nicht im Auge dieses Menschen entspringen!

Wenn du auf der Spitze der Stacheln des Igels entstehen kannst: garstiges Geschwür, inneres Geschwür, dann entspringe dem Auge dieses Menschen!

Wenn du im Auge der schwarzen Forelle entstehen kannst: dann entstehe im Auge dieses Menschen; sonst ist kein Platz hier für dich!

Wenn du unter dem Flügel des schwarzen Raben, unter dem Flügel des Rotkehlchens entstehst, unreines Geschwür, inneres Geschwür, garstiges Geschwür: dann entstehe im Auge dieses Menschen!

Wenn du in den Augen von 77 Fischen entstehst: unreines Geschwür, inneres Geschwür, dann entstehe im Auge dieses Menschen!

Wenn du im Auge des schwarzen Frosches entstehst: dann entstehe im Auge dieses Menschen!

Es giebt schwarze Schlangen, wenn du im Auge der schwarzen Schlange entstehst; es giebt fliegende Schlangen, wenn du im Auge der fliegenden Schlange entstehst: unreines Geschwür, inneres Geschwür, garstiges Geschwür, dann entstehe im Auge dieses Menschen; sonst ist hier kein Platz für dich!

Eliah der Prophet.

Von Benjamin Wolf Schiffer.

I. Seitdem Eliah der Prophet sein Erdenwallen abgeschlossen hat, um auf einem mit Feuerrossen bespannten Feuerwagen gen Himmel zu fahren, hat er nicht aufgehört sein Volk öfter zu besuchen. Es giebt gewisse Zeiten und Gelegenheiten, wo er Jedermann ohne Ausnahme sozusagen einen offiziellen Besuch abstattet, allerdings als Unsichtbarer; aber gar manchem ist er schon erschienen, um ihn vor einer drohenden Gefahr zu warnen, namentlich wenn die Gelegenheit einer Sünde bevorsteht, ihm Trost in Leiden zuzusprechen, oder ihn zur Busse wegen einer begangenen Sünde anzuregen. Er kommt auch, um in Gefahren seine helfende Hand zu reichen, den Armen ihr Elend zu lindern; nicht selten spielt er den Schlechten einen boshaften, niemals einen gefährlichen Streich. Besonders sind die wandernden Armen seine Schutzbefohlenen, und er weilt am liebsten in den Häusern derer, die sie gastfreundlich aufnehmen und liebreich bewirten. Auch die Kinder hat er lieb und lässt ihnen seinen besonderen Schutz angedeihen. Er erscheint am liebsten in Gestalt eines wandernden Bettlers, als altes, kleines „Jüdel“, in einer abgetragenen Pekesche, zerrissenem Schuhwerke, einen zerknitterten Hut auf dem Kopfe, im Munde ein kleines Pfeifchen. Er tritt ein, bittet um ein Almosen, oder Feuer zur Pfeife, und kaum aus der Stube getreten, ist er verschwunden. Selten erscheint er als „Szlachcic“, d. h. armer, polnisch sprechender Wanderer, noch seltener als Bauer; am seltensten aber als Rabbiner oder reicher Jude, im prächtigen Seidentalar und Zobelmütze, in der Hand einen Stock mit silbernem Knopf. Diese Gestalt nimmt er nur an, wenn es gilt, sich unter die Reichen zu mischen, um sie zum Besten zu haben, oder ihnen ein herbes Wort zu sagen.

Eliah ist ein Glückbringer. „Heil dem, der sein Antlitz im Traume geschaut, der ihn gegrüsst und von ihm wieder gegrüsst wurde!“ (Aus dem Hymnus auf ihn, der Samstag abends gesungen wird.) Wenn jemand sich empfiehlt, so wird ihm nachgerufen: Begegne Eliah, und schick ihn auch zu uns! Denn zuweilen lüftet Eliah der Prophet sein Incognito, und in solchen Augenblicken steht den Sterblichen eine Frage an die Ewigkeit offen! Und nicht nur himmlische Seligkeit, sondern auch irdisches Glück kann er da zusichern.

Eliah durchmisst die Welt in vierfachem Fluge, deshalb seine Allgegenwart, die ihn den Engeln fast gleichstellt, während er andererseits, wie alle „gerechten“ Menschen, ihnen gewissermassen überlegen ist. So kann er zuweilen etwas auf eigene Faust unternehmen, was in die Kompetenz des höchsten Richters eingreift, ohne dass sein Beschluss rückgängig gemacht wird.

In alten talmudischen Zeiten war er unter den Menschen öfter zu Gast; so mancher erfreute sich sogar seiner Freundschaft. Zu-

weilen pflegte er sich in den gelehrten Streit der Talmudisten zu mengen; aber diese dürften auf seine Entscheidung kein grosses Gewicht gelegt haben, „denn sie (die Lehre) ist nicht im Himmel!“ Aber den Würdigen erteilte er nicht selten in eigener Person Unterricht. Aus einer solchen, dem R. Anan regelmässig gewährten Unterweisung, sollen die beiden noch heute in der rabbinischen Literatur unter Eliah's Namen bekannten Schriften, hervorgegangen sein. Diesem Schüler hat er übrigens einmal den Unterricht gekündigt, weil er aus Unachtsamkeit veranlasst hatte, dass das Recht einer Partei bei Gericht gekränkt wurde.

In talmudischen Zeiten wählte er öfter die Gestalt eines arabischen Wanderers, wenn er sich sichtbar machen wollte; unter dieser Gestalt reichte er Heilmittel, heilte Wunden und dergl. Zuweilen warf er sich in die Toga, um wie ein römischer Würdenträger zu erscheinen, wenn es galt dort von seinem Volke ein Unheil abzuwenden. Einmal sandten die Juden dem römischen Kaiser durch Nahum aus Gimso eine Kiste voll Brillanten und Edelsteinen zum Geschenk. In einer Herberge wurden aber die Kostbarkeiten aus der Kiste gestohlen, und Erde dafür hineingelegt. Als der Bote den Diebstahl wahrgenommen hatte, rief er vertrauenvoll in seiner gewohnten Weise: Auch das führt zu Gutem! Denn ihn verliess das Vertrauen auf Gott auch nicht einen Augenblick. Der Kaiser jedoch war über die Juden furchtbar ergrimmt, weil sie ihn durch ein solches Geschenk nur zum besten haben wollten; und als man über die an den Juden zu nehmende Rache beriet, sagte Eliah der Prophet, der sich als römischer Ritter eingeschlichen hatte: Vielleicht ist dies Erde vom Grabe ihres Vaters Abraham, die auf den Feind geschleudert, in Schwerter und Pfeile sich verwandelt! Man versuchte die Erde bei einer Belagerung die der Kaiser grade führte, und Eliah's Vermutung erwies sich als richtig.

In den beiden ersten Osternächten, wenn der jüdische Hausvater in der Mitte der Seinigen, auf dem Lager thronend, angetan in weissen blaugeränderten Kittel, dem Survival der Beduinentracht seiner Urvorfahren, die Geschichte von der wunderbaren Befreiung der Väter Israels „aus dem Hause der Knechtschaft“ erzählt, da trinken die Tischgenossen vorschriftmässig 4 Becher Wein in verschiedenen Unterbrechungen. Wenn der erste Teil der Hagadah (Erzählung) zu Ende, und der zweite Becher geleert ist, wird das Mahl genommen; darauf wird der dritte Becher für alle Teilnehmer gefüllt, aber noch ein überzähliger Becher, und zwar der grösste und schönste, wird in die Mitte des Tisches gestellt, und bei geöffneter Thüre werden die Hymnen und Lieder der zweiten Hälfte angestimmt. Für wen wird dieser übrige Becher gefüllt? Für keinen Geringeren als Eliah, der diesen Abend jede Familie besucht, mag sie im Keller oder im Palaste wohnen. Er lässt sich bei Tische nieder und nippt aus dem bereitstehenden Becher. Zu seinem Empfange hat man auch die Thüre geöffnet, und alle Tischgenossen haben sich erfurchtvoll erhoben,

während der Hausvater rief: „Baruch ha-Ba, Rabbi!“ (willkommen Rabbi!)[1]) Unsichtbar wie er gekommen, verschwindet er auch spurlos, nur den fleissigen Cheder- (Talmudschule) Knaben lässt er zuweilen auf dem Grunde des Bechers einen schönen schimmernden Dukaten zurück; weil es aber noch keinen fleissigen Cheder-Knaben gegeben hat, so hat noch niemand diesen Dukaten gesehen.

Nicht immer konnte übrigens Eliah an Pascha-Abend ruhig in jedes Haus eintreten und sein Gläschchen leeren. Vor Zeiten hatte er grade an diesen Abenden vollauf zu tun, um sein Volk vor Ueberfällen und noch vielen ärgern Dingen zu schützen. So sass einmal ein Rendar (arendator = Propinationpächter) in der Passach-Nacht ruhig beim „Sedar“ als ihn ein Haufe bewaffneter Bauern überfiel, um bei ihm das Fläschchen Blut zu suchen. Thür und Tor wurden gesperrt, und die Familie gefesselt; schon sollten sie getötet werden, als plötzlich geräuschvoll geklopft wurde. Das Tor wurde geöffnet, und herein trat ein Offizier, an der Spitze von vielen Huszaren. Die Bauern ergriffen die Flucht; der Offizier liess dem befreiten Rendar mehrere Soldaten als Wache zurück, und verschwand, nachdem er ihm ein Papier eingehändigt hatte; als es der Rendar öffnete, war er sehr betroffen, darin das goldene Siegel „Eliah der Prophet“ zu lesen.[2])

In einer Stadt lebte ein Bischof, der den Juden sehr feind war. Vor Ostern sann er auf ein Mittel, sie zu verderben; er liess daher die Flasche roten Wein, aus der Freitag abends der Becher zum Weihgebet gefüllt zu werden pflegte, aus der Thora-Lade stehlen, und eine Flasche Blut an deren Stelle niederstellen. In derselben Nacht kam Eliah der Prophet zum Schamas und weckte ihn: „In der heiligen Lade ist Feuer!“ Der Schamas dachte es sei ein falscher Traum und schlief ruhig weiter. Da kam das Männchen abermals und wiederholte seine Mahnung. Aber auch diesmal achtete der Schamas darauf nicht; als sich aber dasselbe zum dritten Mal wiederholte, da erhob sich der Schamas und lief zur Synagoge, öffnete die heilige Lade, aber vom Feuer keine Spur! Indessen schien ihm die Flasche nicht am rechten Platze zu stehen; der Schamas schöpfte Verdacht, ergriff die Flasche, der Wein schien ihm aber verschieden als der gewöhnliche; er öffnet, riecht — aha! da hatte er schon den ganzen Sachverhalt begriffen. Sofort leerte er die Flasche und füllte sie wieder mit lauterem Wein. Tags darauf, es war ein Samstag, als gerade die ganze Gemeinde zu Gebet versammelt war, umringte

[1]) Dieser Becher hat übrigens seine ritualgesetzliche Bedeutung: bei besonders feierlichen Gelegenheiten wird nämlich das Tischgebet über einen vollen Becher gesprochen; dem Volke jedoch ist diese Vorschrift wenig bekannt, es widmet also lieber den Becher seinem Liebling. Die Thüre lässt der Ritus zum Andenken an die Befreiung öffnen. Der Bezug auf Eliah wird weder im Ritual-Codex noch in anderen theologischen Büchern erwähnt, was mir als das beste Zeichen seiner echten Volktümlichkeit erscheint. [2]) Ich besitze eine zweite Version dieser Sage aus chassidäischen Kreisen, die den Propheten vom „Zaddik“ geschickt sein lässt.

bewaffnetes Volk die Synagoge, der Bischof drang an der Spitze vieler anderer „grosser Leut'“ ins Innere, und man begann eine Durchsuchung vorzunehmen. Auf allen Juden „zitterte die Haut,“ denn sie wussten, dass des Bischof nicht zu suchen pflegte, wenn er nicht zuvor etwas verloren hatte, nur der Schamas blieb ruhig. Als man die heilige Lade geöffnet, ergriff der Bischof die Flasche und rief triumphirend: „Na! da haben wirs! Schamas, was enthält diese Flasche da? Wozu braucht ihr das Blut?“ Der Schamas erwiderte, der Inhalt der Flasche sei Wein. — Wein, du Unverschämter! so koste! — Der Schamas kostete, es kosteten auch die übrigen „grossen Leut'“ und jeder fand, dass es Wein und kein Blut war. Der Bischof ging beschämt davon; den Schamas aber ernährte die Gemeinde auf ihre Kosten bis an sein Ende.

Der Tadel des Zuvielredens in Sprichwort und Volkanschauung.

Eine Umfrage von Dr. Ludwig Fränkel, Nürnberg.

In einem älteren Zeitungblatte, „Berliner Börsen-Zeitung“ vom 11. Dezember 1879, finde ich (S. 4) in einem London, 8 Decbr. datirten Stimmungbilde der Erfolge nach einer Agitationreise Gladstone's folgende Auslassungen: „Auf eine so gewaltige Dosis Beredsamkeit ist der politische Gaumen Englands nicht eingerichtet, und das Zuviel schadet in dieser Beziehung häufig mehr als das Zuwenig. Die Juden haben ein halb hebräisches halb polnisches Sprichwort, welches unter ihnen viel im Gebrauch sein soll, dass, wer sehr viel spreche, unter dem Vielen auch notwendig Unsinn spreche. Das Wort Unsinn setzt ein subjektives Urteil voraus.“ Der betreffende Berichterstatter war augenscheinlich nicht Jude und kannte die einschlägigen Wendungen des „Jüdisch-Deutschen“ jedenfalls auch nicht im Wortlaut, sondern mag durch das verwandte „Reden ist Silber und Schweigen ist Gold, aber nicht Reden und nicht Schweigen ist Britannia-Metall“ darauf geführt worden sein. Nun findet sich aber der Sinn des gedachten Sprichworts in den allermeisten Volkliteraturen und als Sentenz auch bei einer Reihe von Schriftstellern verschiedener Sprachen. Es scheint mir folkloristisch recht lehrreich, diese parallelen Fassungen desselben volkmässigen Gedankens, mögen sie nun anonymen Ursprungs oder bestimmten Verfassern zuzuweisen sein, einmal mit einander zu vergleichen und ich möchte hiermit zu einer Sammluug angeregt haben. Irre ich nicht, so dürften insbesondere die jüdisch-deutschen Idiome der verschiedenen slavischen Gebiete reiche neue Ausbeute gewähren, während die deutschen Sprichwörterlexika eine ganze Fülle hergehörigen Materials schon geordnet enthalten.

Ueber Reisighäufung an Mordstellen.[1]

Von A. Treichel.

Ueber Reisig-, auch Steinhäufung bei Ermordeten oder Selbstmördern schrieb ich bereits in der Z. S. f. Ethnol. Berlin. Bd. 19, Sitz.-Ber. v. 15. Dezember 1888, S. 568, sowie über Reisighäufung an Mordstellen ebenda Bd. 20, Sitz.-Ber. v. 19. Januar 1889, S. 24 (vergl. auch S. 352 ff.), und über Steinhäufung in Island und Reisighäufung bei Kalmücken ebenda, Sitz.-Ber. v. 22. Juni 1889, S. 484. Diesem Materiale, dessen Thema ich nicht weiter verfolgen will, möchte ich heute zum Schlusse einige inzwischen aufgefundene Parallelen hinzusetzen.

Der Abbas Urspergensis berichtet über die Lehrartikel des Otto von Bamberg, des Apostels der Pommern, der in Wenigem bemüht gewesen, den Neubekehrten (Wenden) strenge Befolgung der sogen. Kirchengebote und Abscheu gegen den Götterdienst einzuschärfen, in Punkt 10. dieses: „Sie sollten ihre Toten nicht unter die heidnischen in Wäldern begraben, oder auf dem Felde, sondern auf den Kirchhöfen, auch keine Prügel nach heidnischem gottlosen Gebrauche auf die Gräber legen.“

Trotzdem war es namentlich in Pommern bis heute geblieben, wie die meisten der angezogenen Beispiele beweisen. So giebt's nahe dem Burgwalle zu Cratzig bei Nassow, Kr. Coeslin, wie ich schon in einer Arbeit darüber bemerkte, im Walde dicht am Wege eine eigentlich kahle Stelle, Russengrab oder Totengrab geheissen, wo der Volkglaube die bekannte Reisighäufung anlegt, die bei genügender Höhe erwerbkostenlos abgefahren wird. (Nachr. ü. d. Alterth. 1892. S. 64.)

Am Gollenberge bei Coeslin erschlug ein Handwerkbursche den anderen, und man häufte an dieser Stelle Reisig auf Reisig, so oft man ihn auch fuderweise fortfuhr. Als Grund wurde mir angegeben, das geschehe zur Erinnerung. Nach Benno (Gesch. d. St. Coeslin, S. 207) war das 1826 (der Wandergeselle hiess Brandenburger) und die Unthat geschah am hellen Mittage am Ausgange des Waldes, hart an der Landstrasse nach Zanow.

Nach R. Hanncke (Pom. Skizzen, S. 64) galt der Gollen mit seinen eingeschnittenen Schluchten und dem versteckten Walddunkel als ein Mördersitz und weil der Untaten so häufig in ihm verübt waren, so bezeichneten statt wie sonst kunstvoll errichtete steinerne Kreuze nur einfache Strauchhaufen die Mordstellen. Darüber berichtet auch Wuttstrack, Nachtr. 169. Dass der Gollen bei Passagieren verrufen war, erwähnt auch Stephan in seiner Gesch. d. Post, S. 134.

Nach gefl. Mitteilung meiner Nichte Clara Neitzel ist eine solche Häufung auch nahe dem sogen. Jägerhofe im Walde bei Lauenburg in Pommern, wo ein Fettviehhändler Goltz vor Jahren um seine Geldkatze beraubt und ermordet wurde. Vorübergehende warfen dort stets einen Zweig zu dem bereits daliegenden Haufen.

[1]) Vergl. U.-O. I., S. 121 Anm.

Auch in der Niederlausitz ist die Reisighäufung bekannt (Mitt. der Niederlaus. Ges. f. Anthr. und Urgesch. H. 5 S. 355) und hat sogar einen eigenen Namen als sogen. toter Mann. Sie geschieht hier ebenfalls über der Stelle eines Totschlags und wird teils auf Pietät, teils auf Furcht vor dem Umgehen des Verstorbenen an der Mordstelle zurückgeführt. Trotz grosser örtlicher Veränderungen und selbst trotz der Verlegung der Wege gelingt es nicht, den Reisighaufen zu beseitigen. Auf S. 343 wird erwähnt, dass ein solcher Totenhügel zwischen Koschen und Breslagk noch im Jahre 1871 entstanden sei. Auch hier sollte wohl das vermeintliche Wiederkommen vermieden werden.

Tod und Totenfetiche im Volkglauben der Siebenbürger Sachsen.

Von Dr. Heinrich v. Wlislocki.

I. Kein Zweig des Volkglaubens ist von dem Alles zersetzenden Einfluss der Kultur so wenig berührt worden, als eben die Totengebräuche. „Die bedeutsamsten Ueberreste des ältesten Glaubens," sagt F. S. Krauss (Ztschr. der Ver. f. Volkk. I., S. 148), „behaupten sich bei allen Völkern in den Totengebräuchen, denn sie unterliegen verhältnismässig wenigen Veränderungen, da sie durch die besonderen, Herz und Gemüt aufs mächtigste erschütternden Ereignisse eine eigene Weihe und Heiligkeit besitzen, infolge welcher sie immer wieder neu aufgefrischt und in Uebung erhalten werden." In den Totengebräuchen offenbaren sich eben die allerursprünglichsten und einfachsten religiösen Vorstellungen, die sich aus diesem Grunde für die Volkkunde und für die vergleichende Völkerpsychologie von ungemein grossem Werte erweisen. Und wenn auch der eigentliche Sinn dieser Gebräuche bei vielen Völkern schon längst in Vergessenheit geraten ist, so bleibt ihnen doch noch immer die allgemeine Sanktion: Das Thun bringt Glück, das Unterlassen Unglück. „Grosse Fortschritte," sagt Lippert „hat die Menschheit nie gemacht; auch in unserem Jahrhundert lassen wir uns durch viele neue Lebensformen über den Fortschritt des Geistes täuschen."

Die Totengebräuche der Siebenbürger Sachsen weisen in mancher Richtung unverwischte Ursprünglichkeit auf, wenn sie auch vielfach — wie dies nicht anders der Fall sein kann — mit christlichen Anschauungen versetzt sind.

Der Tod wird im sächsischen Volkglauben allgemein als ein bleiches Gerippe dargestellt, das eine Sense oder eine Sichel in der Hand hält. So tritt er zum Totkranken heran, blickt auf die Uhr und mäht, sobald die Todstunde schlägt, dem Menschen unsichtbar den Kopf ab, wobei er die langen Zähne fletscht; daher sein häufiger Beiname „der Longzandich" (Langzähnige). An manchen Orten erscheint er als spindeldürrer Greis, der in Leintuch gehüllt

ist oder nur weisse Unterhosen (Gatjen) an hat und dem Kranken winkt, ihm zu folgen. In Rosenau und auch sonst heisst er auch der „Weissgatjige.“ Oft erscheint er mit Menschengebeinen zwischen den langen Zähnen. „Vereinzelt ist mir auch die Vorstellung begegnet“, schreibt Georg Schuller in einer wertvollen Abhandlung „Volktümlicher Glaube und Brauch bei Tod und Begräbnis im Siebenbürger Sachsenlande“ (Schässburger Gymn.-Progr. 1863—65, „wonach das Gerippe Krallen an den Händen, Eulenaugen, einen aufgesperrten Schnabel, lange Ohren und zwei vorwärts gebogene Hörner, sowie eine ganz schwarze Farbe hat. Manches an dieser Ausstattung scheint von einer Vermengung mit dem Teufel herzurühren. Auf einer Verwechselung mit diesem beruht es wohl auch, wenn der Tod anderwärts als schwarzer Hund mit feurigen Augen gedacht wird; als solcher führt er dann den mundartlichen Beinamen „Firâgel“ (Feuerigel?).“ Uns Kinder pflegte mein Grossvater oft zu schelten: „dat dech dér Firâgel frésze sul“ = dass dich der Firâgel fressen soll!

In Sagen und Märchen (s. Müller's Sieb. Sagen Nr. 44, 57, 43, 45) tritt der Tod in Gestalt eines „schwarzen“ Mohren, eines Ritters, einer Jungfrau usw. auf. Von den Beinamen des Todes (G. Schuller, S. 11) sind zu erwähnen: „der Dörrbâlig“ (bâlen = Eingeweide, also: der mit dürren Eingeweiden), der Ruhestörer, der Kaltmacher, der Knicker, der Knickfuss, der Streckfuss, der Gliederausstrecker, der Würger, der Würgengel, Halsumdreher, der Brotsparer, Brautknecht, Ehescheider, der Bischof („in Senndorf sagt man, wenn in einem Hause eine verheiratete Person stirbt: „der Bischof ist da eingekehrt“, was sich auf die Trennung der Ehe bezieht; im genannten Orte sollen viele Ehescheidungen vorkommen“ G. Schuller). Aus dem Rumänischen ist die Benennung „Harhangel“ (archangelus, Erzengel) entlehnt. „Ein eigentümliches Epitheton,“ schreibt G. Schuller (S. 11), „führt der Tod in dem Kinderspiel „schåmpelän dîd“ (schampelnder Tod), welches gewöhnlich in der Wälschkornernte gespielt wird. Eines der Mitspielenden wird ganz mit Maisblättern bedeckt, das ist der „schåmpelän dîd“; die anderen stellen sich im Kreise herum und rufen: „schåmpelän dîd, stånd åf, et hôt înt geschlôn“ = schampelnder Tod, steh' auf, es hat eins geschlagen (eins — zum zweiten Male zwei usw.); er antwortet: „åch, lot mich nôch e wënig schlôfen“ (ach, lasst mich noch ein wenig schlafen). So geht es fort, bis in der Anrede die Zahl zwölf genannt wird, da springt der Verhüllte mit den Worten „ham, ich frêszen dich!“ auf, die anderen stieben auseinander, und wen er erwischen kann, muss nun selber „schåmpelän dîd“ werden, womit von Neuem anhebt“ (vergl. Haltrich im Archiv f. siebenb. Landesk. N. F. III., 309). Auch für Sterben giebt es eine Reihe synonymer Redenarten, von denen wir hier nur einige mitteilen: e måcht kêm ånjd (er macht gegen das Ende; åmegôn (umgehen); e äs iwern (er ist hinüber); hêmeln, hêmelzen (himmeln, in den Himmel ziehen);

e lot iwern ern (er liegt über dem Fussboden); den Löffel niederlegen, sich den Fleischkasten oder Holzrock machen lassen; unter den Wermut oder Attich kommen; die Haut lassen oder verkaufen; auf seine Haut trinken (vergl. „Am Ur-Quell“ I., 113, 139); Töpfer werden, Erde kauen; Einem die Hufeisen abreissen. „Dieser merkwürdige Ausdruck“, schreibt G. Schuller (S. 13), „ist mir aus drei Orten bezeugt: aus Arkeden, Peschendorf und Zied. Herr Pfarrer Fr. Fronius leitet die Redenart von einem daselbst noch jetzt üblichen Ortbrauche her. Werden nämlich — was nicht immer geschieht — einem Verstorbenen auch die Schuhe angezogen, so reisst man zuerst die Hufeisen (so heissen allgemein auf dem Lande die Eisenbeschläge an den Schuhabsätzen, wozu oft noch eine Eisenverzierung hinten an der Schuhferse — „die blêchen“ — kommt) von den Schuhen ab. Als Grund hiervon giebt das Volk an: es solle dadurch das sogenannte „Blühen“ (des Metalls; vergl. Müller, Sagen Nr. 102) verhindert werden, — vielleicht, damit kein Schatzgräber die Ruhe des Toten störe. Fronius ist indess geneigt, den Grund vielmehr in der frommen Scheu zu finden, vermöge der man vor Gott nicht so mit Eisen bewehrt und geziert erscheinen will (denn auch die „blêchen“ werden abgerissen), und führt als Analogie an, dass nach den Arkeder Bruderschaftartikeln (s. Fronius, Bild. a. d. sächs. Bauernl. in Siebenb., S. 48) kein „Knecht“ (d. ist konfirmirter Jüngling) mit solchen „blêchen“ vor den Altar zum Genuss des heil. Abendmahls treten dürfe. Die Rumänen, die diesen Brauch auch haben, geben ihrerseits als Grund davon Folgendes an: die Himmelthüre befinde sich neben der Höllenthüre, habe nun ein Ankömmling Hufeisen an den Schuhen, so höre ihn der Höllenhund im Himmel auftreten und ziehe ihn in die Hölle.“

Zahlreich sind auch die Todvorbedeutungen im Volkglauben der Siebenbürger Sachsen.

Will man wissen, ob ein Kranker mit dem Leben davonkommt, so schmiert man seine Fusssohlen mit Speck und wirft diesen einem Hunde vor; frisst er, so wird der Kranke gesund, im Gegenteil stirbt er (Haltrich-Wolff, S. 308; vgl. Meyer E., Deutsche Sag. u. Gebr. aus Schwaben, S. 508). Oder man schüttet Weihrauch in ein neues Töpfchen, wirft eine glühende Kohle darauf und steigt damit auf den Tisch; zieht der Rauch gerade aufwärts, so genest der Kranke; zieht er aber der Thüre zu, so stirbt er. Zu Einem, den man zu überleben hofft, sagt man in der Schässburger Gegend scherzhaft: „Mit deinen Knochen werfe ich noch Birnen (oder Pflaumen) von den Bäumen“ (G. Schuller, S. 22). Legt sich ein Kranker am Sonntag, an seinem Geburttag oder Namentag ins Bett, so steht er nicht mehr auf. Wenn die Kinder Leiche spielen (stärwe spilen = Sterben spielen, wobei sie Puppen und dergl. begraben), Kirche halten oder auf der Strasse Kirchenlieder singen, so stirbt bald jemand im Orte. Man soll sich nicht im Scherze auf eine Bank oder dergl. legen und unter Singen herumtragen lassen; man stirbt dann bald (vergl.

Müller's Sagen Nr. 159). Wer im Wagengeleise oder rücklings geht, oder wer das Brod auf die verkehrte Seite legt, dem stirbt bald ein Angehöriger. Wer rücklings geht, von dem sagt man in Kronstadt: er läuft dem Teufel in die Arme. Fällt ein Stern vom Himmel, so stirbt ein Mensch. Sturm bei der Verlobung oder geht der Trauring verloren, so stirbt einer der Eheleute. Von dreizehn Personen, die an einem Tische sitzen, stirbt eine bald. Am eigenen Körper darf man nichts messen; „man misst sich den Sarg." Strickt eine Frau die angefangene Nadel nicht ab, so stirbt ihr Mann; von einem Weibe, dessen Gatten schnell hinter einander sterben, hat eine weisse Leber. Dasselbe glauben auch die Magyaren. Wenn das Brot beim Backen zerspringt, oder wenn im Hause etwas, z. B. ein Spiegel, Glas und dergl. ohne sichtbare Veranlassung springt oder kracht oder fällt, so stirbt Jemand von den Angehörigen des Hauses. Entfernte Verwandte melden sich bei ihrem Verscheiden immer durch etwas an, durch Rufen, Fensterklopfen und dergl. Fallen Jemandem plötzlich drei Bluttropfen (nach Anderen ein einziger) aus der Nase, so stirbt ihm ein naher Anverwandter (G. Schuller, Seite 28). Wenn man von einem plötzlichen Schauer gerüttelt wird, so sagt man: „Der Tod (oder — was in diesem Falle dasselbe bedeutet — der Kantor) ist mir übers Grab gesprungen" (G. Schuller, S. 28). Im Magyarischen sagt man: „Jemand ist auf mein Grab (d. h. auf die Stelle des Grabes) getreten" (valaki a síromra lépett). Fällt dem Tischler die Säge aus der Hand, so muss er bald einen Sarg machen. Einem Kranken darf man kein Kleidungstück verfertigen oder anprobieren, sonst stirbt er.

Bald giebt es wieder eine Leiche, wenn dem Toten ein Auge sich immer öffnet, oder wenn die Leichenstarre nicht eintritt; ebenso wenn der Leichnam noch einmal erseufzt oder der Mund nahe Bänderzipfel einzieht (G. Schuller, S. 29). Wird eine Leiche aus einem Hause fortgetragen, so muss man schnell die Thüren schliessen, sonst stirbt bald Jemand nach. Stäubt die Erde, die man im Grabe auf den Sarg wirft, oder erklingt der Sarg hohldumpf unter den Schollen, oder niest der Pfarrer am Grabe, so stirbt bald wieder Jemand.

Geht man durch eine Stelle, wo Pferde sich gewälzt haben, so stirbt man (G. Schuller, S. 30). Wenn ein getötetes und zum Sengen zurechtgelegtes Schwein, den Kopf nach einer Seite wendet, so sagt man, es sterbe Jemand von den Leuten, die in der Richtung wohnen, nach welcher das Schwein den Kopf gewendet hat; ebenso bedeutet es einen Todfall, wenn ein lebendiges Schwein auf der rechten Seite liegt und den Kopf hängen lässt. Heulende Hunde, Katzen, die in der Krankenstube kratzen, krähende Hennen und schreiende Enten (Totenvogel) zeigen einen bevorstehenden Todfall an! Fliegt ein Vogel oder Schmetterling in eine Krankenstube, so stirbt der Sieche bald. „Schlägt die Turmuhr unter dem Glockengeläute, so stirbt bald Jemand im Orte („de stönd schlît än de klók" = die Stunde schlägt in die Glocke"). Nach Anderen hat der

Stundenschlag nur dann diese Vorbedeutung, wenn er während des Leichengeläutes oder während des Abendglockenläutens erfolgt. Fällt er in das Hochzeitgeläute ein, so stirbt eins von den Brautleuten“ (G. Schuller, S. 33). —

Die Parallelen in diesem Gebiete des Volkglaubens mehren sich von Tag zu Tag und gehen in ein ganz überraschendes Detail. Parallelen zu diesen Todvorbedeutungen des Volkglaubens der Siebenbürger Sachsen finden sich bei zahlreichen Völkern vor. Und eben deshalb haben sie für die Volkkunde einen besonderen Wert; denn in der Uebereinstimmung der Sitten und Anschauungen aller Völker der Erde liegt ein tiefer wissenschaftlicher Wert und ein mächtiger Impuls für eine allgemeine Moral. „Diese Uebereinstimmung lehrt nämlich“, schreibt Alb. Herm. Post (in der Ztschr. „Am Ur-Quell“ II., S. 70), „dass es im Völkerleben so gut Gesetze giebt, wie in der übrigen Natur, und dass diese Gesetze für alle Menschen dieselben sind. Eine Erkenntnis dieser Gesetze eröffnet uns tiefere Einblicke in die menschliche Natur, als sie auf irgend eine sonstige Art jemals haben gewonnen werden können; sie lehrt uns, dass ein Widerstreben des Einzelnen gegen diese sozialen Gesetze nur zu seiner Vernichtung führen kann; sie lehrt uns, dass jede Nation mit jeder anderen verbunden ist durch ein allgemein-menschliches Band, welches viel mächtiger ist, als die nationale Eigenart. Die Früchte einer solchen Erkenntnis, wenn sie einmal Gemeingut der Menschheit geworden ist, werden nicht ausbleiben.“

Bergisches Volklied.

(O. Schell.)

Es heisst, der Feind rückt an
Und die Kanonen blitzen;
So freut sich jedermann,
Zu Pferd muss Alles sitzen.
Valdri—valdra, valdri—valdra.

Nun rückt in's weite Feld
Und schlägt sich tapfer rum.
Der Feind krigt Schläg' um's Geld.
Wer's Glück hat, kommt davon.
Valdri etc.

Bekomm' ich einen Schuss,
Aus meinem Glied muss sinken,
Hab weder Weib noch Kind,
Die sich um mich tun kränken.
Valdri etc.

Drei Salven giebt man mir
In's kühle Grab hinein;
Das ist Soldatenmanier,
Lass andre lustig sein.
Valdri etc.

:,: Ach Doktor, komm geschwind
Und schlag mir eine Ader :,:
Valdri etc.

:,: Ich bin noch nicht bereit
Zu jener Ewigkeit :,:
Valdri etc.

Der steinalte Mann, nach dessen zitterndem Gesang ich das Lied aufzeichnete, nannte alle Volklieder bezeichnend Stegreiflieder. Obiges Lied muss „im Husarenmarsch“ gesungen werden.

Der Mann im Monde.

Eine Umfrage von H. Volksmann.

13. Nach A. Treichel: Volksth. aus der Pflanzenwelt, besonders für Westpreussen II., S. 194. sub *Brassica* steht damit (vgl. N. Preuss. Prov.-Bl. 1852 I., S. 169) folgende Sage in Verbindung: „Ein Bäuerlein schlich sich nachts in Nachbars Garten, um Kohl zu stehlen. Kaum aber hatte er die Staude umgebrochen, als ihn der Mond ergriff und sammt dem Raube hinaufzog. Die dunkelen Flecke im Monde sind der Dieb und der Kohlstrunk.“

14. Nach E. Lemke (Volksth. aus Saalfeld, Ostpreussen II., S. 17) heisst es: „Da ging einmal ein Mann in einer Nacht aus, um Kohl zu stehlen. Es sieht mich Keiner! sagte er halblaut vor sich hin. Aber da kam der Mond hervor und sagte: Ich sehe dich! und hob ihn mit allem gestohlenen Kohl zu sich hinauf. Seitdem steht der Mann dort ganz fest und jeder kann ihn sehen.“

15. Der Mann im Monde hat ein Bund Holz auf'm Puckel. (Kr. Carthaus, Wpr., teste A. Wojakowski.) A. Treichel.

16. Auf dem Monde sind Adam und Eva, er mit der Heugabel und sie mit der Mistforke. (Kr. Berent, Wpr.) A. Treichel.

17. Auf der Insel Silt erzählt man auch, der Mann im Monde sei ein Schafdieb, der mit seinem Kohlbündel fremde Schafe an sich gelockt habe, bis er zur ewigen Warnung für Andere in den Mond versetzt worden sei, wo er noch immer sein Kohlbüschel in der Hand hält. (Vgl. auch die Dithmarscher Sage, Ur-Quell I., S. 85.) Müllenhoff, S. 360.

18. Im Monde sitzt ein Mann und brennt Kien.

Alt-Ruppin. Pr.

Türkische Volkrätsel.

Mitgeteilt von Dr. Ignaz Kunos.

1. (4.) [1]) Packte ihn beim Mund, stiess ihn bis zum Grund. (Stiefel.)

2. (6.) O Hoffnungen, Hoffnungen, himmlische Wolken; mit seinen Klauen saugt er, mit seinem Kopfe legt er [Eier]. (Weizen.)

3. (8.) Auf Füssen stehend drischt er. (Wanze, Floh.)

4. (11.) Allah verfertigt das Haus, Eisen öffnet es. (Melone.)

5. (17.) Unten ein Bäckerladen, darüber die Quelle „hor-hor“, noch höher die Spiegelhändler, noch höher die Bogenmacher, noch höher eine Wiese, grasiger Platz, Lämmer weiden darauf. (Mund, Nase, Augen, Augenbrauen, Stirne, Läuse.)

---

[1]) Die in Klammern beigesetzten Nummern beziehen sich auf die betreffenden Originaltexte, die sich in Kunos' grosser Sammlung türkischer Volkdichtungen (unter dem magyarischen Titel: „Oszman-török népköltési gyüjtemény“ I. II. Band. Budapest 1889 erschienen) II. B., S. 141 ff. befinden. Vgl. „Am Ur-Quell“ III., S. 79.

6. (18.) Unten Eisen, oben Holz, in der Mitte Fleisch. (Pferd.)

7. (19.) Unten Marmor, oben Marmor, eine Braut spielt darinnen. (Zunge.)

8. (20.) Unten Stein, oben Kiosk, acht Füsse, zwei Köpfe. (Kutsche.)

9. (36.) Dick der Kopf, dünn der Leib, geht es ins Loch, freut sich der ganze Körper. (Löffel.)

10. (40.) Ich gehe, es geht auch; ich bleibe stehen, es bleibt nicht stehen. (Wasser.)

11. (44.) Ich drückte und er sprang heraus. (F . . .)

12. (12.) Ich habe einen Baum, mein Baum hat 12 Zweige, jeder Zweig hat 30 Blätter, die eine Seite (des Baumes) ist schwarz, die andere weiss. (Jahr.)

13. (47.) Ich habe ein Lamm, morgens grast es, abends senkt es den Kopf, schläft. (Rasiermesser.)

14. (60.) Ich habe einen Schrank, darinnen zwei Brotschnitte. (Nuss.)

15. (62.) Es ist eine Spanne hoch, stammt vom Ochsen ab und frisst sein eigenes Fleisch. (Kerze.)

16. (73.) Ich sah etwas: eine Seele hat es, Blut aber nicht, seine Milch kannst du essen, sein Fleisch aber nicht. (Biene).

17. (76.) Ein Teller voll Honig, o wie frisch; es ist feucht, trocknet nie; es ist salzig, verfault nie. (Vulva.)

18. (77.) Ein kleines Grab durchwandert die Welt. (Fussbekleidung.)

19. (81.) Unsere kleine Braut grüsst Kommenden, Gehenden die Hand. (Thüre.)

20. (82.) Trichter des Gartens, Dörrer des Wassers, Obst des A! . . . . . (Kürbis, Eis, Ei.)

21. (84.) Ganz drinnen, Kopf draussen. (Nagel.)

22. (90.) Vom Berg warf ich es herab, es starb nicht; auf den Stein warf ich es, es starb nicht; in einem Löffel voll Wasser starb es. (Papier.)

23. (101). Auswendig wie Leder, inwendig wie Grütze. (Feige.)

24. (113.) Iss mein Fleisch, iss meinen Hintern, iss das aus meinem Hintern Kommende. (Henne.)

25. 114.) Aus Fleisch sein Mast, aus Wind sein Ruder. (F . . .)

26. (115.) Brennt sein Haus, so singt er; ist er ein Narr, ich weiss es nicht; ohne Feder schreibt er; ist er ein Schreiber, ich weiss es nicht! (Krebs.)

27. (132.) Ei, was war ich, was war ich, auf Inseln ein Herr war ich; kam her, was ward ich, ein kopfverbundener Knecht ward ich. (Besen.)

28. (133.) Ei, was war ich, was war ich, marderpelziger Herr war ich; doch das Loos verfolgte mich, in Glutasche hin fiel ich. (Kastanie.)

29. (134.) Der Nachtwolf kam, klopft' an die Thür, der Herr trat ein, der Knecht blieb vor der Thür. (Vulva.)

30. (143.) Flicken auf Flicken, von keiner Nadel berührt. (Kohl.)

31. (144.) Der Verfertiger hat es feil, der Käufer braucht es nicht; der es braucht, weiss davon nicht. (Grabstein.)

32. (184.) Der Haarige öffnete seinen Mund, der Kahle sprang hinein. (Strumpf, Fuss.)

33. (187). Hab' einen Arm, bin nicht gelähmt, hab' zwei Augen, doch seh' ich nicht; sage Alles frei heraus. (Wage.)

34. (194.) Kleiner Brunnen hat zweierlei Wasser. (Ei.)

35. (201.) Weder am Himmel noch auf Erden ist es, und täglich in deiner Nähe ist es. (Name.)

36. (226.) Du hast, ich habe, er habe. (Name.)

37. (230.) Er fällt ins Wasser und wird nicht nass. (Sonne.)

38. (238.) Auf dem Markt kann man es nicht finden, in ein Tuch kann man es nicht binden, Süsseres kann man nicht finden. (Schlaf.)

39. (262.) Aus Erde das Gefäss, aus Fleisch der Deckel. (Nachtgeschirr.)

40. (277.) Es hat keine Seele, es atmet; liegt Tag und Nacht in der Asche. (Blasebalg.)

Sagen aus Mecklenburg.

Von K. Ed. Haase.

Ein Totschlag. Geht man von Alt-Globsow nach Drögen bei Fürstenberg, so sieht man in dem schon zu Mecklenburg gehörigen Walde an einer Stelle unfern des Weges kleine Feld- und Feuersteine aufgehäuft liegen. Es sind dies die Ueberreste eines ehemaligen grossen Steinhaufens, eines sogenannten Totschlages, wie der Ort noch heute heisst. An diese Stelle knüpft sich folgende Sage:

Vor vielen, vielen Jahren kaufte sich ein Mann bei einem Nagelschmied 100 Stück Pinnen (d. h. kurze, mit einem dicken Kopfe versehene Nägel), um damit seine Stiefel zu beschlagen, und tat sie in einen Geldbeutel. Darauf begab er sich zu einem Kaufmann, um dort noch Waaren zu entnehmen. Hier zog er seinen Geldbeutel hervor und suchte darin lange Zeit nach zwei Schillingen, mit denen er seine Waaren bezahlen wollte. Als er sie nicht fand, brach er in die Worte aus: „Soll ich unter hundert nicht zwei herausfinden?“ Dies vernahm jemand und in dem Glauben, unser Mann sei sehr reich, schlich er ihm nach und tötete ihn an der bezeichneten Stelle. Aber anstatt 100 Thaler oder gar „Pistletten“ (Pistolen), wie er vermutet hatte, fand er weiter nichts als 100 Pinnen.

Mitgeteilt durch Herrn Lehrer Rahn zu Klosterheide.

Der schwarze Reiter oder die wilde Jagd auf der Landstrasse zwischen Strasen und Wustrow. Kommt mal ein Mann morgens drei Uhr von Strasen nach Wustrow gefahren, da begegnen ihm zwei Frauengestalten, von denen die eine sagt: „Er krigt

uns.“ „Nein,“ sagt die andere, er krigt uns nicht, er hat sich nicht gewaschen.“ Gleich darauf kommt ein Reiter auf einem schwarzen Pferde und fragt: „Was sagten die Frauen hier?“ Der Mann berichtet die Worte, die er von den Frauen gehört hat. Da springt der Schwarze vom Pferde, rafft drei Hände voll Sand von der Erde und reibt sich das Gesicht damit ab. Dann schwingt er sich wieder auf den Rappen und jagt weiter. Plötzlich vernimmt man zwei Pistolenschüsse. Nach einem Weilchen kommt der Reiter zurück, die beiden Frauen hat er mit den Haaren zusammengebunden vorn über das Pferd gelegt und weiter geht die wilde Jagd.

Mitgeteilt durch den Schleifer und Siebmacher Wilh. Utpot zu Rheinsberg.

Der Teufelsee bei Dannenwalde. Unweit Dannenwalde in Mecklenburg liegt ein See, der Teufelsee genannt, von ihm erzählt man sich, dass er von unergründlicher Tiefe sei. Dies wollten einst die Ochsenhöker des Gutes, die sich am Ufer des Sees zur Mittagruhe gelagert hatten, ergründen. Sie binden also einen eisernen Hakenstock an eine Leine und lassen diese hinab, stossen aber auf keinen Grund. Auch als sie zwei, drei, vier, ja sieben Leinen zusammengeknüpft haben, ändert sich die Sache nicht. Jetzt greifen sie zur letzten und binden auch die noch daran und siehe! — ein plötzlicher Ruck! Sie ziehen die Leine zurück und — o Entsetzen! — anstatt des Hakenstockes hängt an dem Ende derselben ein grosser Schädelknochen mit gewaltigen gekrümmten Hörnern. Es ist der Kopf eines Ziegenbockes. — Seitdem hat man nie wieder versucht, die Tiefe des Sees zu ergründen. Mitgeteilt durch Herrn Krüger zu Neu-Ruppin.

Südslavische Volkmedizin.

Von F. S. Krauss, V. Vuletić-Vukasović und Th. Dragićević.

I. Nachstehende Beobachtungen machten wir in der Lika, Slavonien, Bosnien, im Herzogtum und in Dalmatien. Der Fundort soll jedesmal insbesondere angemerkt werden. Die Verwertung dieser Mitteilungen in einem Werke über südslavische Volkmedizin behalten wir uns für einen späteren Zeitraum vor. Gegenwärtig wollen wir die Erinnerung nicht unterdrücken, dass der bulgarische Sbornik za nar. umotv. ungemein wertvolle und meist ausgezeichnete Beiträge zur Volkmedizin schon veröffentlicht hat.

1. Gegen die Hinfallende (Vidanje ot strašne, sa gore, ili padovice bolesti). Der damit behaftete gelobt vor allem, während eines Zeitraumes von achtzig Tagen jede Woche am Montag und Samstag zu fasten und jeden Freitag zu heiligen. Dann sucht man einen selbstgewachsenen Weisdornpfahl (bijeli glošćić samonik), schält davon Rinde in der Breite eines Leibriemens ab, zerstosst Knoblauch, heftet ihn an den Bast an, umwickelt das ganze mit Leinwandfetzen und schnürt diese Binde dem Leidenden um den blossen Leib. Sonach zerstösst man wieder Knoblauch und steckt den Brei ins Innerfutter

der Mütze und trägt sie volle achtzig Tage, doch muss man den Lauch jeden Abend mit eiskaltem Wasser befeuchten.

Ferner schüttet man in ein Gefäss Wasser von neun Quellen, schneidet darein einige Stückchen nicht gemessener roter Seide, giebt dazu Blätter vom wilden Granatapfel (Ljutac prvi udarac) und noch acht verschiedene Kräuter, ein eingetrocknetes Kirschenpropfreislein, schneidet einem makellos schwarzen Hahn den Kamm ab, fängt das Blut auf, mengt es ins Wasser und wäscht damit dem Kranken die Muskeln. Nach Vollzug dieses Verfahrens führt man ihn auf irgend einen Kreuzweg unter Mitnahme eines besonderen, reinen Anzuges, schneidet einen Stab von einem einsam stehenden Brombeerstrauch (od ostruge samice) und reisst einem Hahn eine Feder aus (ist es eine weibliche Person, so einer Henne). Das findet am späten Nachmittag oder noch besser um die Mitternachtstunde statt. Da badet man den Kranken in jenem Quellenwasser, vergräbt an selber Stelle die Kleider, die er auf dem Leib gehabt und dazu noch jene Feder. Der Mann der ihn heilt, spaltet nun den Stab zu einem Kloben, schneidet ein Stück vom eigenen Gewand ab, klemmt es ein und wirft alles von sich weit weg, damit die Krankheit auf ihn (den Arzt) nicht übergehe. Hierauf eilt man, ohne umzuschauen, heim und der Kranke begiebt sich sofort zu Bette. Nach Ablauf der 80 Tage ist er die Krankheit los und ledig.

Ist einer jedoch über 36 Jahre alt, so muss er sich zuerst auf eine umgestürzte Pflugschar stellen, mit der rechten Hand das Streicheisen ergreifen und sich auf die rechte Schulter legen und in die Linke einen Feuerstierer nehmen. Während er so dasteht, hat ihm ein Priester den Segen herzusagen. Darnach erst kann man mit Erfolg die zuvor beschriebene Prozedur mit ihm vornehmen und er wird genesen. Vom Bauer P e r o B o ž i ć in Bogutovo selo im bosn. Savelande.

Dieser Wundarzt (gatar = Besprecher) geniesst solches Ansehen, dass z. B. im Jahre 1886 an einem einzigen Tage im dritten Viertel eines Monats über zweihundert Kranke bei ihm vorsprachen. Das Volk kommt zu ihm nicht blos aus dem Bjelinaer Bezirke, sondern sogar aus der Gegend von Brčka, Dolnja Tuzla, Zvornik usw., um sich bei ihm Rat und Hilfe zu holen. Fragt man einen Patienten „Na, wie war's denn?“ bekommt man zur Antwort: „Bruder, alles weiss er, was ich bisher getan, wann mich die Schmerzen befallen, wann ich einen Schaden erlitten usw. Ja, Bruder, der ist nicht allein.“ Gemeint ist, der Besprecher hätte unsichtbare Berater zur Seite, die ihm alles enthüllen. Ich (Dragićević) fragte ihn, wer ihn denn geheissen zu besprechen und wer ihm denn sein Wissen eingegeben. „Er sagte: „Einst traf ich an einer Quelle zwei Vilen und einen Mann an und sie gaben mir Kunde von den heilsamen Kräutern.“

Er heilt nur in der zweiten Monathälfte, doch nicht an jedem Tag, zumal an einem Feiertag nicht. Dem Kranken besieht er die Hand vor der Beuge, zählt das Geäder ab und von 30 nach rück-

wärts bis 1 und nichts ab. Darauf hat er die Eingebung an was für Krankheit der Mensch leide und welches Kraut für das Leiden tauge.

2. Gegen Beschreiung (od uroka vidanje). Er giesst in ein Glas Wasser und wirft brennende Kohlen (živo ugljevlje) hinein und bei der ersten Kohle zählt er 10, bei der zweiten 9, bei der dritten 8 und so weiter bis eine und keine, im ganzen zwölf Stücke. Dann spricht er: Otišli mu uroci i nemoći u nebeske visine i morske dubine! (Die Beschreiungen und Ohnmachten sollen in himmlische Höhen und Tiefen des Meeres dahinfahren!) Nun trinkt der Kranke von dem Wasser, wäscht sich damit das Gesicht, und den Rest der Flüssigkeit giesst er über einen Hund aus. Als Heilkraut bekömmt der Erkrankte noch eine Erdbeerwurzel zum kauen.

Pero Božić sass schon einmal 14 und das andere Mal 30 Tage im Gefängnis wegen seiner Heilkunst, weshalb er ihr jetzt mit geringerem Eifer obliegt.

3. Der Bauer Novak Opalić mit dem Spitznamen Šumnjak in Zabrgje weiss für Liebesachen (od ljubavi) folgende Kohlenorakel: Man wirft zwei Kohlenstücke ins Wasser und sagt über das eine: „du bist der und der Bursche“ und zum anderen: „du bist das und das Mädchen.“ Ist es vom Schicksal bestimmt, dass aus den genannten Leutchen ein Paar wird, so vereinigen sich die Kohlen gleich, wenn nicht, nicht. Trifft es sich, dass das Mädchen den Burschen haben möchte, er sie jedoch nicht, oder umgekehrt, so jagt eine Kohle der anderen nach, die vor ihr hinläuft und kann sie nicht erreichen.

Bastlösereime.

Eine Umfrage von O. Schell.

34—37. Betreffend Bastlösereime bemerke ich, dass man solche in Schwansen nicht kennt, soviel ich auch darnach geforscht habe, obwohl die Pfeifen aus dem Bast der Weide allgemein bekannt sind. In meiner Heimat, im Holsteinischen, wurden während meiner Kinderzeit aus der Weide neben den Pfeifen auch noch Hübbers, „Dweerfläuten“ und Schalmeien verfertigt. Man nahm eine recht glatte Weidenrute, machte die betreffenden Einschnitte in die Rinde und legte sie, nachdem man sie vorher noch mit dem Mundspeichel nass gemacht hatte, gewöhnlich auf das Knie, klopfte mit der Messerschale und sang dazu:

Höbber, Höbber, gah raff,
Ik slag di mit en Wettsteen aff,
Ik will schiedden,
Du schast piepen,
Du schast öwermorge noch gahn.

Machte man eine Pfeife, sagte man statt Hübber Piep. Mehr Reime als der genannte, waren in dortiger Gegend nicht bekannt.

Söby. H. Theen.

Huppe, Huppe, gess de loss!
Ech schmiessen dech en de Röben!

Rosbach a. d. Sieg. H. Hahn.

Flöteraue, Flöteraue
Wenn du nicht runner gehst,
Schmeiss ich dir in'n Graben,
Fressen dir die Raben.
Wenn du aber runter gehst
Bekommst du Milch und Honig zu fressen.

Alt-Ruppin. Jul. Pr.

Schalle schalle mai
Ich schlag' . . . . .

Alt-Ruppin. A. Pr.

Die Sterne im magyarischen Volkglauben.

Von Ludwig Kálmány.*)

I. Im magyarischen Volkglauben der Szegeder Gegend sind die Sterne teils handelnde Menschen, teils Werkzeuge oder Tiere. Im Sprachgebrauch kommt (jön), geht (jár), läuft (fut), eilt (szalad) der Stern. Auf die Sterne darf man mit dem Finger nicht zeigen, auch darf man von ihnen nicht lästernd reden, sonst trifft einen Unheil. Erscheint ein Komet am Himmel, so ist Krieg oder Pest im Anzug. Sieht man viele Sternschnuppen (csillag-hullás = Stern-Fallen), so wird es bald regnen oder Wind erhebt sich. Wenn in der Christnacht viele Sterne sichtbar sind, so gedeihen die Feldfrüchte und Haustiere im kommenden Jahre gar gut.[1]) Jeder Mensch hat seinen Stern am Himmel; fällt der herab, so stirbt der Mensch; in manchen Gegenden sagt man: fällt ein Stern herab, so wird eine Seele aus dem Fegefeuer erlöst.[2]) In Szöreg und auch sonst macht das Volk einen Unterschied zwischen Sternfallen (csillag-hullás) und Sternweitereilen (csillag-szaladás). Eilt ein Stern von seinem Platze weg, ohne herabzufallen, so muss man beten; denn eine Seele wird aus dem Fegefeuer befreit; eilt er aber so hinweg, dass man ihn nicht mehr sieht, so stirbt ein Mensch.[3])

Nur wenige Sterne werden von der magyarischen Landbevölkerung mit volktümlichen Namen belegt. Die „Fischer“ (halászok) heissen die Sterne β, δ des Sternbildes Andromeda und die Sterne α, ζ des Gestirns Pegasus. Diese zusammen bilden beim Volke der Theissgegend: die Fischer. Die Sterne α, β, γ, δ, ε des Delphin und α, β, γ, δ des Equilin bilden die Knoten des Fischernetzes,

---

*) Hochwürden Herr Pfarrer Ludwig Kálmány geniesst im Ungarlande als einer der besten Volkforscher ein bedeutendes Ansehen. Wir freuen uns, ihn von nun ab zu den Mitarbeitern des Urquells zählen zu können. Die Verdeutschung nach der magyarischen Originalhandschrift besorgte für uns freundlichst Dr. H. v. Wlislocki. Anm. von F. S. K.

[1]) Vgl. Boecler, Der Esthen abergl. Gebräuche 94.

[2]) Vgl. Andree, Ethnogr. Parallelen u. Vergleiche 111; Bastian, Die Völker d. östl. Asien VI. 431.

[3]) Vgl. Grimm, D. Myth. 415. XCI.

während die dazwischen befindlichen trüben Sterne die Löcher des Netzes bedeuten. Der Schäfer zu Algyö erklärte mir die Fischer also: „Das Fischergestirn kann man zu der Zeit deutlich sehen, wenn die Fischer nachts zum Fischfang ausziehen. Wenn das Garn bis dann keine Fische fängt, so lange noch das Fischergestirn sichtbar ist, — fischt man weiterhin vergeblich. Dem Fischergestirn folgt die Schnapsfrau (pálinkás asszony) und der Fischhändler (ficsér) nach. Wenn der Fischhändler den Horizont erreicht, so wendet er sich gegen Norden, denn dann hat er sich mit Fischen schon beladen (und zieht heim). Einst gab es 15 Fischer, jetzt sieht man nur 4."

Die Schnapsfrau oder Betrunkene Frau, erzählt das Volk, sendet der Fischhändler voraus, damit sie die Fischer mit Schnaps bewirte und er dann billig zu Fischen komme. Die Schnapsfrau ist der Stern γ im Pegasus. Den Fischhändler konnte ich nicht erkennen, weil er spät in der Nacht sichtbar ist. Der Beschreibung nach stehen vorne 2 Sterne = die 2 Pferde, dann folgen 3 Sterne, von denen 2 in einer Linie stehen, dies sind die Vorderräder des Wagens; etwas weiter steht der dritte Stern, das ist der Fischhändler selbst; dann folgen wieder 2 Sterne in einer Linie, das sind die beiden Hinterräder des Wagens. Mein Gewährsmann zeichnete mir dies Sternbild also ab „: : · :" — Es wäre wohl wichtig zu erfahren, in welchem Weltteil man neben unseren magyarischen „Fischern" noch 15 Sterne zusammen erblicken kann? Ob etwa in der Urheimat der Magyaren, wo sich das Volk hauptsächlich mit Fischfang beschäftigte. Die Sterne γ, β, δ, χ des Delphin nennt das magyarische Volk „Kleines Kreuz" (Kis-Kereszt). Ausser dem Fischhändler sind mir noch 2 Sterne unbekannt. Es sind dies: der „Ochsensucher" (ökörkeresö) und der „Ochsenführer" (ökörvezetö). Über den ersten berichtet das Volk: „Wenn man abends die Ochsen auf die Weide lässt, so legen sich dieselben nieder, sobald der Ochsensucher (am Himmel) erscheint, und kann man die Ochsen aufsuchen (und heimtreiben), denn sie sind schon satt." Vom letzteren heisst es: „Den Ochsenführer heisst man deshalb so, weil die Betyaren von ihm wissen, in welcher Gegend sie sich befinden, wohin sie das (gestohlene) Rind zu führen haben."

Der Atair heisst der „Irrende Schäfer" (tévelygö juhász). Das Volk erzählt: „Der Schäfer schlief im Walde und als er erwachte, hatten sich seine Schafe entfernt. Er lief nun auf der Landstrasse (országút = Milchstrasse) einher, begegnete dem Stroh führenden hl. Petrus und fragte ihn nach seinen Schafen. „Suche sie," antwortete dieser. Und seit dieser Zeit sucht der Schäfer seine Schafe und kann sie nie einholen, denn sie entfernen sich vor ihm dort, wo die Landstrasse abbiegt, dort, wo der Schwanz des Adlers (Sas farka = Aquila) sichtbar ist. Er irrt nun auf der Landstrasse herum und deshalb heisst man ihn den „irrenden Schäfer"[1]).

---

[1]) S. meine Samml. von Volkdicht. „Szeged népe" (Szeged's Volk) III. 181.

Über die Gluckhenne (csirkés tyúk, oder: fijas tyúk) erzählt sich das magyarische Volk: „Als Christus und Sct. Petrus auf Erden wandelten, erblickte Letzterer eine Henne und fragte Jesum: „Was ist das?" — „Eine Henne," antwortete Jesus. „Sollen wir sie nicht mit in den Himmel nehmen?" fragte nun Petrus. „Nimm sie!" versetzte der Herr. Petrus nahm also die Henne mit sich in den Himmel und liess sie brüten. Man sieht sie nun oft am Himmel mit ihren Küchlein scharren."[1])

Die Milchstrasse, die Via lactea heisst im Magyarischen neben Landstrasse (országút) in Ságújfalu auch Gottes Weg (isten utja), in Szöreg Jesus Weg (Jézus utja); auch unter dem Namen: Feen Weg (tündérek utja)[2]), Heerstrasse, Kriegerstrasse (hadak utja)[3]) ist sie bekannt. Die Benennung Seelenstrasse habe ich zwar noch nicht gehört, doch glaubt das magyarische Volk, dass auf der Milchstrasse die „guten Seelen" in den Himmel einziehen; dort aber, wo sie sich abbiegt, die „bösen Seelen" in die Hölle wandern.[4]) Die Milchstrasse wird von Türken und Finnen „Vögel-Weg" genannt. Der Zusammenhang zwischen Vogel und Seele ist leicht zu finden. Die Seele denkt man sich häufig genug als Vogel. Eine magyarische Legende berichtet[5]): „Als man den Leichnam der hl. Elisabeth vor die Kirche brachte, liessen sich unzählige Vögel, wie man solche früher nie gesehen hatte, auf die Kirche nieder und sangen wunderschöne Weisen."

In vielen magyarischen Gegenden wird aber die Via lactea, wie im Deutschen, auch Milchstrasse (téjút) genannt. In Oroszlámos erzählt man: „Unser Ahne Arpád träumte einmal von seiner Mutter und da begann (im Traume) die Milch aus den Brüsten seiner Mutter zu fliessen; wohin nun die Milch am Himmel floss, in der Richtung zog Arpád mit seinen Schaaren weiter; die Milch sieht man auch jetzt noch am Himmel, deshalb nennen wir sie Milchstrasse." Dies ist jedenfalls eine Variante der Sage, welche der Anonymus Belae regis Notarius über die Mutter des Almos berichtet und die sich mit den ähnlichen römischen und griechischen Sagen deckt. Was nun die Entstehung der Landstrasse oder Milchstrasse anbelangt, so heisst es im magyarischen Volkglauben, dass sie dadurch entstanden sei, dass man dort Stroh oder Heu vom Wagen hat herabfallen lassen. Dasselbe berichten türkische, syrische, persische[6]), slovakische und rumänische[7]) Sagen. Die Slovaken in Tót-Kovácsháza nennen sie „Zigeunerweg" (ciganska cesta); die Serben in Csóka erzählen, dass ein Gevatter vom anderen Stroh gestohlen und es

---

[1]) Ebenda III. 180.
[2]) Lugossy in der Ztschr. „Uj magyar muzeum" Jahrg. 1855. I. 61.
[3]) S. Wlislocki, Volkgl. u. rel. Brauch der Magyaren (Münster 1893) S. 59.
[4]) Vgl. Neus, Myth. u. magische Lieder d. Esthen 54.
[5]) Toldy, Magyar szentek legendái = Legend. d. magy. Heiligen 148.
[6]) Tylor, Anfänge der Cultur I. 354.
[7]) Schott, Walachische Märchen 285.

dort verloren habe; die Pecskaer Rumänen dagegen berichten: man habe eine Jungfrau entführt und dabei aus dem Wagen das Stroh verloren. Magyarische Sagen erzählen noch, dass Jesus oder Sct. Petrus auf der Landstrasse herumfahrend, dort Stroh aus dem Wagen habe herabfallen lassen; Sct. Petrus hatte ein blindes Ross und begegnete einem berauschten Mann, die beiden Wagen fuhren aneinander und dabei verlor Petrus das Stroh aus dem Wagen. Sct. Petri Wagen (Szent Péter szekere) heisst beim magyarischen Volk der „Grosse Bär", der auch unter der Benennung Gönczöl's oder Dönczöl's Wagen bekannt ist. Gönczöl bringt man mit dem deutschen Güntzel, Künzel = Konrad in Verbindung, doch weiss das Volk über eine solche Person nichts zu berichten.[1]) In manchen Gegenden heisst dies Sternbild auch Gottes Wagen (isten szekere). Eine magyarische Sage erzählt: Sct. Petrus hatte Stroh gestohlen und dasselbe auf Gönczöl's Wagen geladen; er wurde dabei vom „Feldhüter" (csösz) ertappt und weil er nun verfolgt, rasch davonfuhr, verlor er Stroh vom Wagen, welches man nun als Landstrasse (Milchstrasse) am Himmel sieht.[2]) In einer anderen magyarischen Ueberlieferung stiehlt (ähnlich wie in der slovakischen) der Zigeuner das Stroh. In Klárafalu erzählen die Magyaren: „Der „Zigeuner" ging in die „Tenne" und stahl Stroh, der „Feldhüter" ertappte ihn und ging ihm nach. Auch jetzt noch geht er ihm nach. Der „Zigeuner" verlor nun überall auf der „Landstrasse" das Stroh." Der Zigeuner ist der Stern Atair; die Tenne ist jenes runde Sternbild, das man in der Nähe des Albiero-Sternes sieht und welches die beiden Abbiegungen der Milchstrasse verbindet, also der Schnabel des Cygnus oder Schwanes; der Feldhüter ist der Wega-Stern. Oben hiess der Atair auch Irrender Schäfer. (Schluss folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Hufeisen. Uebersiedlung. Zahn. Nach Anleitung der in Nr. 8 des „Urquells" enthaltenden Mitteilung über Gebräuche aus Hamburg erlaube ich mir, als geborener Hamburger, zu bemerken, dass dem Hufeisen jedenfalls noch eine andere Bedeutung als die Glückanbringende dort beigelegt wird. Das Landvolk in der Umgegend Hamburgs sagt, dass der böse Geist sich in keinen Stall wagen würde, weil die Pferde selbst mit dem Hufeisen, dem Zeichen seines Symboles, beschlagen sind. Daraus erklärt sich besser die Befestigung des Hufeisens an den Aussenthüren von vielen Wohnungen der Volkklasse in Hamburg, wie ich selbes aus meiner eignen Jugend noch erinnere. Auch hier soll es in erster Linie dazu dienen, böse Einflüsse vom Hause fern zu halten.

Von anderen Volkgebräuchen liessen sich die folgenden erwähnen:

Wird eine neue Wohnung bezogen, so ist das erste was dorthin heimlich vor jedem anderen Teile des Haushaltes gebracht wird, ein Stück Brot, etwas Salz und eine Silbermünze.

---

1) Vgl. Wlislocki a. a. O. S. 59.
2) Szeged népe III. 181.

Verliert ein Kind den ersten Milchzahn, so sagt die Muttter zum Kinde: Wirf ihn über den Kopf und sprich: Muus ick geef di en olen Teen, gif mi en neen wedder. (Vgl. „Am Urds-Brunnen“ VII., S. 79).

Leiden. J. D. E. Schmeltz.

Mülheim a. d. Ruhr. Volkglaube oder Kurpfuscherei liessen hier von einem Manne ein Mittel gegen Neuralgie gebrauchen, wie es schauderhafter einem Patienten nicht leicht verschrieben werden kann. Ein herumreisender Heilkünstler, der Gicht- und Rheumatismuskranken „sichere Hülfe“ verspricht, war in einer Wirtschaft auf dem Froschenteich zur Konsultation anwesend. Zu diesem schickte man den vom „ungestümen“ Reissen Geplagten, nach rascherer Hilfe Verlangenden, als sie der Arzt in solchen Fällen zu leisten vermag, worauf der wandernde Aeskulap, der „Mülheimer Zeitung“ zufolge, dem armen Teufel folgende Mixtur verordnete: In einer Freitagnacht, nachdem es vorher geregnet, gehe in einen frischumgrabenen Garten (ein trefflicher Platz für Nerven- und Gliederschmerzen!), suche dir daselbst fein emsiglich 72 (!) Regenwürmer, welche du in eine eigens zu diesem Zwecke mitgebrachte Flasche steckst, giesse Schnaps darauf und mische das Ganze mit diesem Pulver, das ich dir hier gebe, und dann — trinke von dem Gebräu! Das wird dir gut tun. — Unglaublich, aber (nach seinen eignen Aussagen) wahr! Der Mann tat, wie ihm geheissen, und mag nun der Zufall mitgespielt oder das gewiss ziemlich stark reagirende Gefühl des Ekels etwas getan haben, genug — die Schmerzen liessen momentan nach, der Mann glaubte steif und fest an die Wunder einer Kur und hielt das Mysterium so fest, dass er einem Bekannten auf die Frage, wie er von seinen Schmerzen gekommen, geheimnisvoll erwiderte: „Ja, dat kann ick net seggen!“ Schliesslich als jedoch das alte Uebel mit erneuter Heftigkeit wieder auftrat, da sagte er es doch dem behandelnden Arzte, zu dem er in der Not eilte oder vielmehr hinkte, und der war so indiskret, die „wurmige“ Geschichte zu verraten.

(Februar 1884.) Haase.

Fastnachtlieder. In vielen Ortschaften der Mark beginnen bald nach Neujahr die uralten Fastnachtbräuche, welche sich in unveränderter Weise bis heute erhalten haben. Die Kinder treiben allerlei Mummenschanz und Possenspiel, ziehen verkleidet von Haus zu Haus und sammeln Liebegaben ein. Das, was sie dabei zu singen pflegen, hat sich in zwei Lesarten erhalten. Die eine lautet:

Havele havele Hahne, Fastnacht geht bald ane, Droben in dem Hinkelhaus, Hängt ein Korb mit Eier raus, Droben in der Firste Hängen die Bratwürste. Gebt uns die langen, Lasst die kurzen hangen. Ri ra rum, Der Winter muss herum, Was wollt ihr uns denn geben, Ein glückseliges Leben, Glück schlag ins Haus, Geh nimmermehr heraus.

Dasselbe Lied wird auch in folgender Variation gesungen:

Droben in der Hausfirst Hängen die langen Mettwürst, Gebt uns von den langen, Lasst die kurzen hangen, Sind sie etwas kleine Gebt uns zwei für eine, Sind sie ein wenig zerbrochen, So sind sie leichter zu kochen, Sind sie etwas fett, Je besser es uns schmeckt. Bei dem guten Schmaus, Muss der Winter raus.

Es ist eine Art Verschwörungformel gegen den Winter, der in diesen alten Fastnachtgesängen enthalten ist, und den Winter zu bannen und Frühlinghoffnungen wieder zu erwecken, dürfte auch die ursprüngliche Veranlassung sein, auf welche diese alte Volkpoesie zurückzuführen ist. X.

Vom Büchertische.

Wlislocki, Dr. H. v.: Aus dem Volkleben der Magyaren. Ethnologische Mitteilungen. München 1893. K. Fischer. IX, 183. Der Volkforscher, der ohne Kenntnis der magyarischen Sprache, sich mit magyarischem Volktum vertraut machen wollte, musste sich mit wenigen einschlägigen Aufsätzen begnügen, die darüber in weitverbreiteten Kultursprachen geschrieben waren. Auch in Ungarn ist die Volkkunde ein gar junger Wissenzweig und unter den vielen Dilettanten, die sich ihr in jüngster Zeit widmen, um die überflüssige Zeit totzuschlagen oder sich billig bemerkbar zu machen, erwecken nur wenige die Hoffnung, dass sie mit der Zeit etwas Flüchtiges leisten werden. Dr. v. W. ist jedoch kein Dilettant, vielmehr ein aus der eigenen Schule herausgewachsener Sammler, der mit jedem neuen Werke eindringlicher den Beweis liefert, dass man selbst unter den drückendsten Verhältnissen der Wissenschaft ernst dienen kann. Sein neues Buch bringt viel aus gedruckten Büchern und manche eigene neue Beobachtung. Jeder Forscher wird es mit Nutzen und Genuss zu Rate ziehen und dem Verfasser für seinen Fleiss und die klare Berichterstattung aufrichtig Dank wissen. Die 7 Kap.: Höhenkultus, Festgebräuche, Zauber mit menschlichen Körperteilen (im Ur-Quell erschienen), Schatzgewinnung, Hexenglaube, Hexenspruch und Zauberbann und eine Geburtgöttin erscheinen nur wie Bruchstücke eines grossen, den ganzen magyarischen Volkglauben umfassenden Werkes. Dr. v. W. wäre der Mann, ein solches der Wissenschaft zu liefern. F. S. K.

Chamberlain, Dr. A. F.: Report on the Kootenay Indians of South-eastern British Columbia. Mit einer Einführung von Horaz Hale. London 1892. S. 71. Herr Ch. durchforschte im Sommer 1891 den Südwesten von Britisch Columbien, um das Volktum und die Sprache der verschiedenen Stämme der Kootenay näher kennen zu lernen. Als Forscher tritt Ch. ganz in die Fussstapfen eines Brinton, Boas, Hale, Gatschet, Mooney, deren anerkannt unübertreffliche Methode er treu befolgt. Grundlegend, wie sonst die Schriften seiner Vorbilder, ist auch dies Werkchen. Im knappen Reporterstil gehalten, reiht sich Beobachtung an Beobachtung an, eine wertvoller als die andere. In kleinem Raume ein grosser Inhalt. Besprochen werden Land und Volk, ethnische Namen, Charaktereigenschaften, gesellschaftliche Gliederung, Verwandtschaftnamen, Ehe, Kinder, Adoption, Erbrecht, Strafrecht, Volkglaube, Schamanentum, Leichenverbrennung, Bemalung und Tätowirung, Musik und Gesang, Jagd(geräte), Schifffahrt, Handfertigkeit, Tracht und Wohnung (14 Bilder), Tiere in der Sage, Zeichensprache, physische Eigentümlichkeiten auf Grund zahlreicher Messungen und schliesslich die Grammatik. Wir freuen uns, dass auch Herr Dr. Chamberlain den Mitarbeitern des Ur-Quells sich beigesellt. F. S. K.

Moreno, Hernandez de: La festa del natale in Sizilia. Impressioni dal velo. Palermo 1893. 24 Spalten, gr. 8°, mit 10 Holzschnitten. Ein flott und anschaulich geschriebener, blos in 50 Ex. abgezogener Bericht über Weihnachtbräuche. Interessant ist der Weihnachtbaum (l' arbero di Natale è una importazione recentissima).

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

IV. B. II. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1893.

Zu Uhlands Volkliedern und Simrocks Deutscher Mythologie.

Uhland spricht in der Abhandlung zu den alten hoch- und niederdeutschen Volkliedern III, 123 (3. Aufl.) von dem Glauben, dass kleine Kinder zu Bilwizen verwandelt werden. Er bemerkt dabei: „In diesen Zügen feindseliger und gefährlicher Art treffen die Bilwize mit anderen Unholden verschiedener Benennung zusammen, überdem wird ihr eigener Name auch von Zauberern und Hexen gebraucht, man befindet sich mitten in der Wildnis des Aberglaubens. Zugleich aber scheinen noch die Anzeichen einer ursprünglich freundlichen Natur hindurch, ein Bilwiz wird in einer mittelhochdeutschen Erzählung für gleichbedeutend mit „ein Guter“ genommen“ usw. Die Stelle, auf die Uhland deutet, sind unzweifelhaft die Verse 1002 ff. der unter dem Titel Irregang und Girregar als Nr. LV in v. d. Hagens Gesamtabenteuer gedruckten Erzählung:

er solde sîn ein guoter (Hds. gutir)
und ein pilewiz geheizen,
dâ von ist daz in reizen
die übelen ungehiure.

Allein Uhland irrt, wenn er meint, dass wir es hier mit dem adj. guot, bonus zu tun haben; vielmehr bemerkt schon v. d. Hagen mit Recht: „gutir meint Gütchen, Hausgeist, mittellat. jotticus.“ Vergleichen wir dazu noch die Notiz in Schmeller-Frommanns Bayer. Wörterbuch I, 963: „Güttgen, cobalus, Kobold, Giber; Gemma gemmarum v. 1508 p. 2“, so ist anzunehmen, dass die Anlehnung des Namens an das adj. gut erst später stattgefunden hat. Simrock, der in seinem Handbuche der deutschen Mythologie 3. Aufl. S. 437 diese Geister, anknüpfend an die bekannte Stelle in Goethes Faust

II. Teil v. 1236 (Schröer), bespricht, bemerkt dort auch, dass Güetel öfter in Jüdel entstellt wurde, und berichtet von dem Aberglauben, dass es Kühe beunruhige, ja sogar die Kinder zu verbrennen scheine. Hierzu folgt dann noch die Bemerkung: „Das gibt uns Aufschluss über die altdeutsche Erzählung von dem Jüdel, wo ein Judenkind, das dem Christenglauben zuneigte, von den eigenen Verwandten in einen Ofen gesteckt, aber von der Jungfrau Maria vor dem Verbrennen behütet wird. Der Missverstand des Namens ist hier deutlich.“ Ist es aber nun schon an und für sich unwahrscheinlich, dass in dieser Erzählung (gedruckt in K. Hahns Ausgabe von Gedichten des XII. und XIII. Jahrhunderts. Quedlinburg 1840; eine spätere Bearbeitung in Franz Pfeiffers Marienlegenden, Stuttgart 1846) der Geist mit seinem Opfer die Rolle getauscht haben sollte, so ist Simrocks Ansicht auch deshalb zurückzuweisen, weil diese Erzählung nicht etwa aus deutscher Volküberlieferung geschöpft ist, sondern auf einer lateinischen Vorlage beruht. Siehe: Der Judenknabe. 5 Griechische, 14 Lateinische und 8 Französische Texte, herausgegeben von Eugen Wolter (Bibliotheca normannica, herausg. v. Hermann Suchier II) Halle, Max Niemeyer, 1879.

Northeim. R. Sprenger.

Ueber den Zauber mit menschlichem Blut und dessen Ceremonial-Gebrauch bei den Indianern Amerikas.

Von Dr. A. F. Chamberlain (Clark University-Worcester, Massachusetts).

II. Bei den feierlichen Gebräuchen der Zapoteker zog der Priester Blut aus der Unterseite der Zunge und aus dem Hinterteile des Ohres, womit er das rohe, dicke bei diesen Feierlichkeiten gebrauchte Stroh besprengte. In Nikaragua opferte man auch dem Gotte Mixcoatl, dessen Dienst dem Verehrer Glück im Handel versicherte, aus der Zunge gewonnenes Menschenblut. In Peru finden wir das in Yukatan geübte Bestreichen der Götterbilder und der Tempelthüren mit dem Blute von feierlich getöteten Menschen, und dabei berichtet man auch, dass bei dem Sommerfest — dem Fest der Wahrhaftmachung der jungen Leute aus dem Inkageschlechte — einige Leute „das heilige Brot nebst dem Opferblute zum Zeichen ihrer Verbindung mit dem Inka empfingen“.[2])

Unter den verschiedenen Völkern des alten Mexikos fand das Menschenopfer in seiner schrecklichsten Gestalt statt. Der Stern Venus hatte hier einen eigenen Tempel, nach Müller, und seine Priester opferten nachts dem Sterne einige Menschenbluttropfen, die gegen ihn gesprengt wurden.[3]) Durch eine Art Beschneidung wurden die Azteken ihrem Nationalgotte geweiht. Oft nach Fasten oder irgend einer ähnlichen Vorbereitung zogen die Priester des

[1]) Bancroft, Native Races I, 666. [2]) Müller, S. 479. [3]) Müller, S. 480.

Quetzalcoatls Blut aus den Ohren, Lippen, Zungen, Armen, Beinen gewisser Leute und besprengten damit die Bilder der Götter und oft opferten sie dem Gotte alle Tage aus ihrem eignen Körper gezogenes Blut.[1]) Nach Müller wurden in Mexiko einige Tiere, welche göttliche Ehre genossen, mit Menschenfleisch gefüttert. Die alten Mexikaner gossen das Blut der Menschenopfer in den Mund der Götzenbilder, oder bestrichen deren Lippen damit, boten ihnen das Herz dar, das man ihnen in den Mund steckte.“ Mit dem Blute des Opfers wurde auch das Thürgesims bestrichen.[2]) Wegen einer Legende Quetzalcoatl betreffend „hielt man anfänglich Cortes für den rückkehrenden Heldengott, opferte ihm einen Menschen, und bestrich mit dessen Blut den Eroberer und seine Gefährten.“ Sahagun berichtet ferner, dass man den Spaniern mit Menschenblut besprengte Maiskuchen gab, die sie, als sie das Blut rochen, mit Ekel ausspieen.[3]) Das gewöhnliche Verfahren bei Menschenopfern von Krieggefangenen auf dem Tempel Huitzilopochtlis beschreibt Müller etwas umständlich nach den Berichten von Diaz und Klavigero.[4]) Bei seiner Erzählung bemerken wir folgendes: „Die Priester .... streckten das Opfer über den convexen Opferstein aus, vier hielten ihm Arme und Beine, der fünfte den Kopf, der Iopiltzin (der oberste) aber im roten Mantel öffnete mit dem steinernen Messer die Brust, nahm das Herz heraus, zeigte es des Tags der Sonne, des Nachts den Sternen, und legte es dem Götzenbilde zu Füssen. Darauf ergriff er es wiederum und steckte es mit einem goldenen Löffel in den Mund des Götzen. Mit dem Blute wurden die Thürgesimse der Kapelle und das Bild des Gottes bestrichen.“

Bei Bancroft finden wir eine andere Beschreibung dieses Verfahrens: Hier hob man gegen die Sonne das blutende zuckende Herz auf, und dann wurde es in eine darauf bereitete Schale geworfen. Nach dieser Wegschaffung des Herzens sog der Unterpriester mit einem gegen die Sonne gerichteten hohlen Rohre das Blut aus der klaffenden Wunde in der Brust des hingeschlachteten Opfers und liess es in einen von dem Fänger des Getöteten gehaltenen Becher fliessen, den man nachher zu allen Götzenbildern im Tempel herum trug und der endlich auf den Palast getragen wurde. Vor jedem Götzenbild hielt man auch ein ähnliches Rohr, als wenn die Götter das Blut schmeckten.[5])

Es wird auch berichtet, dass bei gewissen Feierlichkeiten die Männer aus ihren Schamteilen, die Weiber aus ihren Ohren, Zungen usw. Blut zogen. Das von Baumwolle eingesogene Blut opferten die Männer dem Quetzalcoatl, die Weiber der Qtzquitz.[6]) An demselben Feste, wo ein ausersehener Gefangener geopfert wurde, weihte man die kleinen Kinder dem Nationalgotte durch einen kleinen Einschnitt auf der Brust. Aus einem Gebete an Tezcatlipoca erfahren wir, dass

---

1) Müller, S. 639. 2) Müller, S. 631, 579. 3) Müller, S. 631. 4) Müller, S. 637. 5) Bancroft, Native Races II, S. 310. 6) Bancroft, Native Races II, S. 708.

„die in den Schlachten Gefallenen mit ihrem Fleisch und Blut die Götter des Himmels und der Unterwelt, Sonne und Erde speisen sollten, denn dazu seien sie geboren.“ Von den Ilaskalteken berichtet Cortes, dass sie „die Leichen der Azteken als ihre gewöhnliche Mahlzeit frassen.“ Dem Krieg- und Jagdgott Camaxtli opferten sie Blut, das sie durch freiwilliges Stechen ihres Körpers mit grossen Dornen bekamen; diese blutige Dornen legten sie auf den Altar des Gottes nieder.[1])

Nach Cortes führten die Otomiter, ein Volk nördlichen Mexikos, „gebratene Kinder“ mit sich, und verkauften auf den mexikanischen Märkten „das Fleisch geopferter Kinder.“[2]) Das halb mystische Volk der Chikimeker erhielt den Namen „Blutsauger“, da sie gern Blut tranken.[3])

In Nord-Amerika fand die Menschenfresserei unter vielen Völkerstämmen statt, und ihr Ursprung und ihre Verbreitung sind, wie in Süd-Amerika, aus Gründen von Hungernot, Feinschmeckerei und Religion zu erklären. Von gewissen Indianern von Hudson-Bai und von Utah berichtet man, dass sie nur Menschen essen, „um das Leben zu erhalten.“[4]) Anderen Völkern, die cannibalisch gesinnt, wird ein Rachegefühl zugeschrieben. Von Charleroix erfahren wir, dass, „wenn die nordamerikanischen Wilden die Gefangenen zu Tode gemartert haben, sie den Geistern ihrer gefallenen Krieger zuriefen, sich nun satt zu trinken an dem Blute ihrer Feinde.“[5]) Nach Müller beteten die Irokesen bei den Menschenopfern: „Dir o Geist Arieskoi, schlachten wir dieses Opfer, damit du von dessen Fleisch gespeiset und dadurch bewogen werdest, uns fernerhin gegen unsere Feinde Glück und Sieg zu schenken.“[6]) Colden berichtet, dass die Irokesen ihre Gefangenen verzehrten und die Ottowäer das Blut von getöteten Feinden tranken. Aehnliche Gebräuche finden wir bei den Huronen, den Miamiern, den Tonkowäern, den Schawanos und anderen Völkern. Das Volk der Atákapa (d. h. Menschenfresser) erhielt seinen Namen wegen des Cannibalismus, und von ihrem schrecklichen Verfahren wird von französischen Reisenden vieles berichtet.[7]) Von den Cenniern oder Asseniern sagt man, dass „sie die Gefangenen zu Tode gemartert, das Blut den Weibern und Kindern zu trinken gegeben, selber aber das Fleisch gefressen hätten.[8]) Bei andern Völkern Floridas ist der Cannibalismus auch anzutreffen. Hier finden wir wiederum das Blutritzen junger Mädchen, das an die Stämme von Central-Amerika erinnert. Von den Indianern Virginiens erfahren wir folgendes: „Im Süden war es nicht anders. Denn wenn der grosse Geist Okée nach der Ansicht der Indianer in Virginien das Blut der bei den Einweihungen verwundeten Knaben geniesst, und manchen das Blut so lange aus der linken Brust saugt, bis sie sterben.“[9])

---

[1]) Müller, S. 631, 630, 639, 574. [2]) Müller, S. 633. [3]) Bancroft, Native Races II, S. 344. [4]) Schaffhausen, S. 517. [5]) Müller, S. 630. [6]) Müller, S. 631, 143. [7]) Schaffhausen, S. 533, 534. [8]) Mäller, S. 147. [9]) Müller, S. 143.

Bei einigen Völkern Nord-Amerikas tritt die Feinschmeckerei in Verbindung mit dem Cannibalismus hervor. Von einigen Indianern Canadas wird berichtet, dass „sie meinen, das Fleisch der Engländer sei schmackhafter als das der Franzosen und Spanier.“ [1])

Die Hundripp-Indianer nördlichen Canadas, nach den Berichten Richardson's sind Menschenfresser und ihre Weiber ziehen das Menschenfleisch aller anderen Speise vor. Bei den Miamiern gab es „einen eigenen Klub von Menschenfressern“, und die Irokesen, die das Blut ihrer Feinde tranken, hielten das Fleisch am Hals und am Nacken für Leckerbissen. [2]) In der Mythologie der Algonkinstämme finden wir Riesen, Windigos genannt, die Menschenfresser sind und die von den Indianern viel gefürchtet werden, und in den Legenden dieses weitverbreiteten Volkes kommt der Cannibalismus nicht selten zum Vorschein. Hier tritt auch der Manito als Menschenfresser auf, wie wir bei den Irokesen gesehen. [3])

Von den Pani-Indianern berichtet Brinton, dass sie den Morgenstern, Opirikut, als Gottheit der Fruchtbarkeit und des Ackerbaus verehren, und ihm zur Zeit der Getreidepflanzung ein Mädchen opferten. Der an eine Pforte festgebundenen und teils verbrannten Jungfer (gewöhnlich einer Gefangenen) wurde, ehe der Tod eingetreten, die Brust eingeschnitten und das zuckende Herz herausgerissen und in die Flammen geworfen. Das Fleisch wurde dann zerschnitten und im Maisfelde vergraben. [4])

Indian Doctors.

By James Mooney.

According to the Indian medicin-man sickness is caused either by witchcraft or by an evil spirit or ghost which enters the body of the patient to trouble him. To cure the sick man the ghost must be dislodged, or the spels of the witch must be broken by stronger spels. There is no idea of sanitary treatment — rest, diet or cleanliness — for invalids, and the herbs used ar selected by the doctor more on account of some mythologic occult connection with the disease spirit than on account of genuin curativ qualities.

According to the Cherokees, most diseases wer invented by the animals in revenge for being persecuted and slain by mankind for their flesh and skins or in pure cruelty. They tel a long story of a council which all the birds, insects, fishes and four-footed animals attended, where each in turn invented a new disease to afflict and help destroy the human race. At the same time the deer and some other animals composed prayers, by which the hunter, after killing an animal, might ask pardon of its spirit and thus escape punishment. A slain animal after death may be reincarnated several times —

[1]) Schaffhausen, S. 533. [2]) Müller, S. 146. [3]) Müller, S. 85. [4]) Brinton, American Race, S. 96.

probably seven — before its final destruction. The secondary ghost is always more to be dreaded than the first. When the Cherokee hunter kils an eagle in order to get its flathers for the eagle dance, he begs it not to seek revenge upon his tribe, as it was not an Indian, but an Spaniard, that has done the deed. This is a curious instance of the hatred with which the southern tribes regarded the Spaniards on account of their cruelties.

When the Cherokee medicin-man is calld in he generally begins by asking the sick man about his dreams, to get at the cause of the trouble. If the man dreams of fish the doctor asserts that the ghosts of some of the fish he has taken hav enterd into his body to trouble him. He therefore recites a prayer calling upon some larger fish, or perhaps a fish-hawk, to come and scatter the disease fish.

The animal spirits which he calls to his aid reside in the heavens at the four cardinal points, and ar of different colors — red in the east, blue in the north, white in the south and black in the west. He prays to each of the four in turn, calling last upon the black spirit in the west to seiz the disease and sink it in the great lake in the west so that it may never return.

I hav one formula for the cure of toothache in which the doctor declares that the trouble is caused by a worm, and calls upon a bird to take out the worm and put it away in a hollow stump on the cold (north) side of a mountain. Sometimes he threatens the disease spirit with a knife or a hatchet to scare it away. In childbirth he tries to coax out the child by promising it, if a boy, a bow and arrows, and if a girl a football or flour sifter.

A great many diseases ar ascribed to witchcraft. Generally it is claimd that the witch has shot a coal of fire or a splinter of wood into the body of the sick person, and this the doctor pretends to suck out with much ceremony. Once among the Pai-utes in Nevada. I was sitting in a tipi at night getting some. Indian stories from an old man while on the other side of the fire a doctor was leaning over a sick child, singing a medicin song, and at the end of every verse stooping down and putting his lips to the child's breast to suck out the pebble that he said had been shot into its body by a witch.

In the same tribe about two years ago an Indian was kild by two others while working with a party of white men, because, as the Pai-utes said, he had „thrown a sickness“ into another man. The two murderers rode up to where he was at work, and before any one could interfere one of them knockd him down and the other drove an iron crowbar into his brain.

Sometimes it is said said the witch „changes the food“ in the sick man's stomach, so that it germinates and grows, or perhaps turns into a snake or a lizard.

At the mescal ceremony among the KIOWAS (pronounced Kai-o-wa.) I hav seen sick children brought in by their parents at daylight for

the doctor to pray over them. On such occassions he prays in turn to the mescal — a plant producing when eaten nearly the effect of opium — the water, the fire, and the eagle. While praying he passes his hands through the fire and then strokes the face and body of the child, after which he sprinkles water over it with a fan made of eagle feathers and blows upon te child with a whistle made of an eagle's bone. Finally he raises the child up over his head and screams a number of times to imitate the cry of the eagle, which is supposed to be listening in the sky.

In this tribe when a girl is born the umbilical cord is carefully detachd and inclosed in a small pouch, which is tied to the child's cradle, and afterward worn at the girl's belt when she grows older. Should it ever be lost, sickness or death would result. Among the SIOUX I hav seen this wrapt up in blankets and hidden away in a tree.

One day last summer while in camp with the Kiowas a woman was suddenly seizd with cramps in her stomach. That morning an Indian named White Horse, who was regarded as a „bad medicin-man", hat ridden past without speaking, and had set up a „medicin pole" on the prairie near the trail, about two miles away. When the woman got sick every one said White Horse was the. cause of it. Her husband at once got on his horse, rode out to the pole, took it down with the medicin bag tied to it, cut it to pieces and burnd it. When he returnd there was as much rejoicing in camp as if he had killed a buffalo. He told us that the bag tied to the end of the pole containd the feathers of some kind of bird, some red cloth and some medicin roots.

Among most of the prairie tribes there is a society called the „Buffalo Doctors," who alone have power to treat wounds received in battle or in the hunt. In other words, they ar the surgeons of the tribes. They carry a particular kind of shield ornamented with buffalo hair, and have a particular style of head-dress and war paint. The younger members of the society are taught by the older ones, and their secrets are known only to themselves.

Warum gehen Spukgeister kopflos um?

Von H. F. Feilberg.

Aus England erzählt man von einer kopflosen weissen Frau und von kopflosen Männern und Weibergespenstern, die einem Reitenden aufhocken (Yorkshire). Ein kopfloser Kutscher fährt eine Kutsche mit vier kopflosen Pferden vorgespannt. Als Vorspuck wurde ein Leichenwagen von vier kopflosen Pferden gezogen, gesehen (Nordengl.) Kopflose Pferde und Schweine kennt man aus Sussex, und kopflose Hunde sollen die Seelen ungetaufter Kinder sein (Devonshire). Irländer kennen kopflose Gespenster. Bisweilen sieht man dort eine ungeheuer-

lich grosse schwarze Kutsche, einen Sarg enthaltend und von vier kopflosen Pferden gezogen, die von einem kopflosen Kutscher geleitet werden. Auch wird von einem irischen Riesen erzählt, der über den englischen Kanal mit seinem Kopfe in den Zähnen (!) schwamm.[1])

Durch freundliche Mitteilung von Dr. J. Karłowicz in Warschau kann ich noch anführen, dass das Volk in der Umgegend von Krakau weibliche Geister, Bogienki (von bóg, Gott) genannt, die ohne Kopf herumgehen und den Menschen Schaden bereiten, kennen (O. Kolberg, Lud, Krak. III. 48). Máchal in seinem Nákres slovanshého bájesloví (Slavische Mythologie, Prag 1891, S. 131) spricht von einem weiblichen Waldgeist Mátsha, der ohne Kopf ist; ibid. 136 ist die Rede von einem lausitzischen weiblichen Feldgeist Serpyšyja, der ohne Kopf ist und Kindern die Köpfe mit einer Sichel abschneidet. Ibid. 159 spricht er von einem böhmischen Feuergeist, Dýma oder Dymač genannt, er wohnt in Wäldern, ist kopflos und erscheint zuweilen als eine Feuersäule.

In Deutschland scheinen die Sagen von kopflosen Wiedergängern überaus häufig zu sein; überall wo man in grösseren Sagensammlungen darnach suchen wird, wird man sie finden. Beispielweise nehme ich Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, zur Hand, da sind Reiter, feurige Männer, baumlange Gespenster, Förster, Generäle, weisse Jungfrauen, Kutscher und Herrschaften, Spuckgeister auf Ziegenböcken reitend, vor allem Schimmelreiter, alle kopflos; da sind tanzende Kühe, da sind Bären, Pferde, Hunde, Kälber ohne Kopf. Vernaleken in seinen Mythen (pag. 48 ff.) erzählt von Geistern, die Kegel mit ihren Häuptern schieben. Birlinger[2]) von einem Reiter, hoch zu Rosse, sein Haupt auf einem weissen Teller tragend. Wolf in seinen niederländischen Sagen (pag. 643) weiss von einem grossen kopflosen roten Manne zu sagen und von einem Heiligen, der seinen Kopf (p. 658) in der Hand trägt. Kurz, wo ich hinblicke, treten mir diese rätselhaften Gestalten entgegen, in den Gebirgländern sowie auf der Ebene. Aus älteren Zeiten sowie von uncivilisirten Völkern besitze ich nur ein paar einzelne Notizen. Grimm, Mythologie 2 (pag. 1136): als zu Justinians Zeit die grosse Pest wütete, sah man auf dem Meere eherne Barken, worin schwarze Männer sonder Haupt sassen, wohin sie fuhren, begann die Pest auszubrechen. Folklore Journal I. 254 der Culcaltin, ein Gespenst, dem der Kopf auf Schulternhöhe weggeschnitten ist, geht in den Dörfern um, Männern und Kinder erschreckend (Yucatan). Ibid. pag. 281 wird in einer afrikanischen „Ananei"-Geschichte erzählt, dass eine alte kopflose Frau unter einem Baume sass. Dass auf Borneo unter den Kopfjägern hauptlose Gespenster angetroffen werden (Andree, Parall. I, 77), lässt sich vielleicht unschwer verstehen. Für eine letzte Bemerkung bin ich dem

[1]) Nicholson, Yorkshire pag. 78, 79. Henderson, Folklore of the Northern Countries pag. 326, 327. Folklore Record I. 20. Folklore Journ. VII. 265. Yeats, Fairy Tales p. 81, 108. [2]) Volktümliches aus Schwaben (1861), Nr. 25.

Herrn Prof. M. Moe verpflichtet: in griechischen Zanberformeln vom zweiten bis vierten Jahrhundert nach Chr. wird oftmals ein mächtiger Geist, welcher ὁ ἀκέφαλος oder ὁ ἀκέφαλος δαίμων genannt wird, erwähnt.

Jetzt kehre ich zu meiner Frage zurück: weshalb gehen Gespenster ohne Kopf um? Wuttke im Deutschen Volkaberglauben Nr. 771 sagt: da dies schon bei den aus der alten Götterwelt hereinragenden Gestalten (Wilder Jäger, Schimmelreiter, Ursel) vorkommt, auch bei mythischen Tieren (Frau Holle's Rappen), so ist die Erklärung, dass es Seelen sind, die verdient haben, geköpft zu werden, eine schiefe, 'es bedeutet wol den Gegensatz zum wirklichen Leben. In der Z. f. Mythologie und Sittenkunde IV. 150 wirft Ig. Zingerle dieselbe Frage auf: weshalb gehen Geister ohne Kopf um? Er antwortet: die Antwort ist nicht schwer, wenn man einen Volkglauben zu Rate zieht, der sich noch gegenwärtig in einer Gegend Tirols erhalten hat. In und bei Biberwier hat das Volk die Ueberzeugung, dass der Kopf der Sitz der Seele und des Lebens sei . . . . . Das Fehlen des Kopfes bezeichnet sie als Verstorbene, sie erscheinen ohne Kopf, weil die Seele und das Leben, die ihren Sitz im Kopfe haben, von ihnen gewichen sind. Im Grunde kommen ja wol diese beide Erklärungen auf eins aus. Eine andere Theorie ist vom norwegischen Professor C. A. Holmboe aufgestellt. Mit vielen Beweisstellen aus dem Glauben der verschiedensten Völker erhärtet er seine Anschauung, dass Schädel vom übrigen Leichnam getrennt begraben oder aufgehoben worden sind, und so schliesst er mit einem Citate (Quitzmann, Die heidnische Religion der Baiwaren, S. 271): „bestätigt sich die Mutmassung dieses Forschers (Weinhold, Die heidnische Totenbestattung, S. 41, 115), dass die in der Volksage anftretenden kopflosen Gespenster auf eine besondere Bestattungweise zurückzuführen sei, wonach einzelne Teile der Leiche, Kopf, Arme, abgelöst und verbrannt worden seien, während man das übrige bestattete oder auch umgekehrt; dann dürfte das häufige Vorkommen von Sagen kopfloser Gespenster in Bayern und Oesterreich darauf deuten, dass auch die Baiwaren die doppelte Bestattungart von Leichenbeisetzung und Leichenbrand besessen haben.“ [1]) Hiermit scheint ein wichtiger Beitrag zur Lösung der Frage gegeben. Weder Quitzmann's noch Weinhold's Buch kenne ich. Interessant wäre es unter allen Umständen, könnte diese Frage mit Beispielen aus romanischen Ländern, Griechenland (aus dem Mittelalter), klassischen Autoren und aus dem s. g. Glauben barbarischer Völker erörtert werden.

Ein Glaube, der im nördlichen Europa in so weiten Kreisen verbreitet ist, wurzelt wahrscheinlich in tiefen Schichten unserer Civilisation, und wird ja wol nur aus irgend einer allgemeinen Bestattungsitte erklärt werden können. Irgendwo muss doch wol ein Sinn im scheinbaren Unsinne sein. Wie verhält es sich mit den kopflosen Tieren? Sind sie vielleicht Analogie-Gebilde? Haben sie im Mittelalter, im Altertume ihre Vorväter oder gehören sie erst Spukgeschichten neueren Datums an? Wer weiss es, ich nicht!

---

[1]) Om Hjerneskaller, Vidensk. Selskab. Forhandl. 1864, S. 316—22.

Jüdische Volkmedizin in Ostgalizien.

1) Um Schwitzen bei einem Typhuskranken hervorzurufen, wird der Kranke mit einem schmutzigen Leintuche überdeckt, hernach legt man Eierschalen auf alle vier Enden des Tuches. Im Verlaufe einer halben Stunde wird der Kranke völlig vom Schweisse überströmt und zusehend erfolgt die Genesung.

2) Wenn ein Epilepsiebehafteter in Convulsionen gerät, so wird das Brett des Fussbodens, auf dem der Betäubte lag, aufgerissen, da soll sich eine Kohle finden und die wird gerieben, in Wasser aufgelöst und dem Kranken zu trinken gereicht. Von nun an wird der Kranke gestärkt, und die Convulsionen kehren nicht wieder.

3) Stirbt von mehreren kleinen Kindern eines, so wird es, wenn dessen Grossmutter schon gestorben, auf deren Grab beerdigt und das Grab mit Knoblauch bestreut. Dies soll das Sterben der überlebenden Kinder verhindern.

4) Um jemand von einem plötzlichen Unwohlsein so rasch als möglich zu befreien, schüttet man brennende Kohlen in ein Glas Wasser und spricht dazu die Zauberformel: „Nicht eins; nicht zwei; nicht drei;“ usw. bis zehn. Schwimmen dann die Kohlen auf dem Wasser, so ist das Unwohlsein durch den Blick eines bösen Menschen hervorgerufen worden und wird durch dies Mittel vertrieben; sinken aber die Kohlen und bleiben sie auf dem Boden des Glases, so ist es ein gewöhnliches Unwohlsein und kann nicht so leicht vertrieben werden.

Stryj. Benjamin Benczer.

Eliah, der Prophet.

Von Benjamin Wolf Schiffer.

II. Es waren einmal zwei Brüder, der eine reich, der andere arm. Der Reiche war hartherzig, gab keine Almosen, und gewährte dem Wanderer kein Nachtlager in seinem Hause; der arme dagegen teilte gerne seinen Bissen mit einem noch ärmeren und nahm den Wanderer gastlich auf. Da kam einmal ein armer Mann zum Reichen und bat um Nachtlager, wurde aber abgewiesen. Er begab sich hierauf zum Armen und wurde von diesem gastfreundlich aufgenommen und bewirtet. Als er sich morgens empfahl, sagte er zum Wirt: Ich bin Eliah, der Prophet, und für deine Gastfreundschaft segne ich dich, dass drei Herzenwünsche dir in Erfüllung gehen. Der Arme hatte folgende drei Herzenwünsche: dass seine Frau einen Sohn gebäre — er hatte nur Töchter — dass er ein Anteil an der zukünftigen Welt habe, und dass er ein reicher Mann werde. Der letzte Wunsch war derart, dass er sofort in Erfüllung gehen konnte; und als der reiche Bruder zum Fenster hinausschaute, erblickte er an Stelle der bisherigen ärmlichen Hütte einen prächtigen Palast, von

Gärten umgeben, und sonstige Reichtümer. Ueberrascht begab er sich zu seinem Bruder und befragte ihn darüber. Als ihm dieser den Sachverhalt erzählt hatte, erkannte er in Eliah, dem Propheten, den abgewiesenen Gast. Er setzte ihm daher zu Pferde nach, und als er ihn eingeholt hatte, suchte er, so gut es ging, sein Betragen zu entschuldigen, und bat und flehte Eliah, bei ihm einzukehren. Dieser wollte sich aber dazu keinesfalls bewegen lassen, aber um den Zudringlichen los zu werden, sagte er ihm: Da es sich dir ja nur um die Erfüllung deiner Wünsche handelt, so verspreche ich dir, dass sich drei Wünsche dir erfüllen werden, und gehe meines Weges. Der Reiche war froh und kehrte heim, um mit seiner Frau über die drei zu stellenden Wünsche zu beraten. Unterwegs jedoch ward sein Pferd träge, und er rief ungeduldig: Krepieren sollst du! Augenblicklich streckte sich das Pferd hin und verreckte. Es blieben ihm noch zwei Wünsche übrig. Beladen mit dem kostbaren Sattel eilte der Mann nach Hause, um so schnell als möglich mit seiner Frau über die noch übrigen zwei Wünsche zu beraten. Da wurde ihm die Last zu schwer und er rief: Wenn meine Frau doch auch diese Last spürte! Und sofort war der Sattel verschwunden. Zu Hause angelangt, sah der Reiche seine Frau mit dem Sattel beladen, sodass dieser gar nicht herunter wollte. Da musste er den dritten Wunsch preisgeben, damit seine Frau von der Last befreit werde, und alles blieb beim Alten.

Auf einer reichen Hochzeit kam zu Seudah (Hochzeitmahl) ein armer Mann in zerrissener Kleidung und setzte sich zu Tische. Da kam einer der Gäste, setzte sich neben ihm und sagte: Rücket nur gefällig etwas weiter; dann kam ein zweiter: Rücket nur gefällig etwas weiter; dann kam ein dritter, und ein vierter, bis der arme Mann schon ganz bei der Thüre sass. Da warf ihn der Sarwer (Servirer) zu Thüre hinaus. Darauf kam ein schöner Mann hinein in prächtigem Seidentalar, eine Zobelmütze auf dem Kopfe, in der Hand einen Stab mit goldenem Knopf. Da begrüssten ihn Alle, denn sie erkannten in ihm einen weiten Verwandten. „Schalom aleichem![1]) Wie geht's! Setzet Euch! Trinkt ein Glas Wein!“ und dgl. Der Gast setzte sich zu Tische, aber alle Speisen und Getränke, welche man ihm vorsetzte, schüttete er auf seinen Seidentalar, seine Zobelmütze und seinen silberbeschlagenen Stock. Die erstaunten Anwesenden befragten den fremden Gast über sein Gebahren und er antwortete: Denn nicht mir, sondern meiner prächtigen Kleidung gilt die Ehre, die Ihr mir erweiset; liesset Ihr mich nicht zur Thüre hinauswerfen, als ich in schlechter Kleidung soeben unter Euch stand? Sprach's und verschwand. Das war Eliah, der Prophet.

Es konnte natürlich nicht fehlen, dass sich die Kabbalisten einer solchen Gestalt bemächtigten, um sich ihrer zu ihren mystischen Zwecken zu bedienen. Eliah spielt auch in ihren Visionen und dgl.

[1]) Die übliche Begrüssungformel: Friede mit Euch!

eine erhebliche Rolle. Aber während die Mystiker langer Fasten, Reinigungen und Waschungen bedürfen, um des „Giluj Eliahu“ (Eliahs Erscheinen) teilhaftig zu werden, sieht ihn der einfache Mann aus dem Volke ohne jede Vorbereitung. Ich hatte einen Bekannten, einen Fuhrmann, dem Eliah stets mit gutem Rat zur Seite stand. Einst, als er sich grade rüstete, um Kalk in die Stadt zu führen, kam ein altes „Jüdel“ in die Stube, bat um Feuer zur Pteife und sagte inzwischen: Reb Leib, bleibet zu Hause; Gott wird euch sonst Geld auf Passach bescheren. Reb Leib achtete darauf nicht und unterwegs verreckte das Pferd, seine einzige Habe. Seither befolgt er immer Eliahs Rat.

Eliah, der Prophet, fehlt bei keiner Beschneidung. Es wird da für ihn ein besonderer Stuhl vorbereitet, zur Rechten des Synteknos („Sandek“) und bevor das Kind auf dessen Schoss gelegt wird, wird es auf den Eliah-Stuhl gelegt. Aber er assistirt auch, wenn die Seele den Körper verlässt. Unter den Engeln, die da kommen, um die Seele in Empfang zu nehmen und in den Himmel zu geleiten, ist auch Eliah; eine Ehre, die jedoch nur den wahrhaft Gerechten zu teil wird.

Am Samstag Abend hat Eliah vollauf zu tun. Die Bösen werden da nämlich aus der Sabbath-Ruhe, die sie während 24 Stunden weit von der Hölle an einem Eisberge genossen, zurück in die Gluten des Fegefeuers geführt; Eliah versucht nun so manche Seele den Händen der Peiniger zu entreissen, was ihm auch öfter gelingt. Nichtsdestoweniger findet er genügend Zeit, um hie und da ein frommes Haus zu besuchen, besonders wo arme Gäste am Sabbath zu Tische waren. Das Niesen des jüngsten Kindes ist da das Zeichen seiner Anwesenheit.

Aber erst am jüngsten Tage wird Eliah, der Prophet, seine volle Tätigkeit entfalten. Drei Tage vor der Ankunft des Messias wird er den höchsten Berg Judäas besteigen; er wird da das Loos seines Volkes beklagen und dann in ein grosses Horn stossen, so dass der Schall über der ganzen Welt hörbar sein wird. Die Gerechten kommen zusammen, sie wandern über einer papierenen Brücke und gelangen unversehrt hinüber; die Bösen dagegen wandern auf einer eisernen Brücke und diese stürzt unter ihnen zusammen. Dann werden die Toten auferstehen, denn Gott erschafft ihnen einen neuen Körper aus einem kleinen Knochen, welcher im Grabe unverwest bleibt. Hier fliessen die Vorstellungen von der Wiedervereinigung der verstreuten Juden, dem jüngsten Gericht, der Erlösung aller Menschen und der neuen Weltepoche ineinander.

Am Samstag Abend wird eine hübsche Ballade auf Eliah gesungen, wie er sich einem verarmten Frommen als Sklave anbot, sich von ihm um schweres Geld verkaufen liess, dann dem neuen Herrn einen Zauberpalast erbaute und zum Lohne dafür wieder in Freiheit gesetzt wurde. Auch ein schöner Hymnus wird gesungen mit folgendem Refrain:

Eliah, der Prophete,
Eliah, der Gileadite,
Eliah, der Thisbite,
Er komme bald zu uns
Mit Messias dem Davidsohne!

Die Sterne im magyarischen Volkglauben.

Von Ludwig Kálmány.

II. Ferner heisst es: Gott wandelte auf der Landstrasse und ging einem Besoffenen aus dem Wege, daher spaltet sich die Landstrasse in 2 Teile. Eine andere Überlieferung aus Szeged-Gajgonya erzählt darüber: Als Christus mit Sct. Peter auf der Landstrasse herumwandelte, erblickten sie einen würmigen Hund; Sct. Peter bedeckte seine Nase und wich ihm aus, Christus aber ging den graden Weg vorwärts. Bald darauf begegneten sie einem Besoffenen. Christus wich ihm schon von weitem aus. Petrus fragte nun Jesum: warum er also getan? Dieser versetzte: „Sieh, Peter! jener würmige Hund fügt Niemandem ein Leid zu, dieses Schwein da aber greift Jedermann an; deshalb muss man ihm aus dem Wege gehen.“ Seither spaltet sich die Landstrasse am Himmel . . . Beim Auge des Cefeus-Sternbildes weicht Christus dem Besoffenen aus, der eben das Auge des Cefeus ist; die Kneipe (korcsma), wo er sich betrunken, sind die Sterne α, β, γ, χ der Cassiopea. Andere Überlieferungen nennen obige Sterne der Cassiopea: die Kneipe, das Auge des Cefeus: den würmigen Hund; der Besoffene ist das Gestirn Deneb.

Man unterscheidet ferner einen grossen und kleinen Gönczöl-Wagen (grosser und kleiner Bär); den kleinen nennt man auch türkischen, den grossen aber ungarischen Göncsölwagen. In Magyar-Szent-Mihály heisst man die im Sternbild des Schützen sichtbaren 5 wagenähnlichen Sterne, von denen die 4 hinteren die 4 Räder sind, der erste Stern aber die Deichsel bildet, den türkischen Gönczöl-Wagen.

Der ungarische oder grosse Gönczöl-Wagen sind die Sterne α, β, γ, o des grossen Bären; jeder Stern bedeutet ein Rad, den „übrigen Teil des Wagens sieht man nicht,“ meint das Volk; die Sterne ε, ζ, η sind die Ochsen, oder nach Anderen die Deichsel; neben dem mittleren Ochsen ist der Stern Alkor, den man bald Ochsentreiber (ostoros), bald aber Zigeunerbuben (czigánygyerek) oder auch Däumling (hüvely piczi) nennt. Das Volk sagt: „An den Gönczöl-Wagen sind Ochsen gespannt; dem mittleren Ochsen schreit der Däumling in's Ohr, damit er ihn antreibe“ (aus Szöreg). Ochsentreiber ist auch der deutsche Dünneken.[1]) Vom Ochsentreiber glaubt das magyarische Volk in Szeged-Madarásztó, dass er so lange auf den Ochsen, d. i. auf den Stern Mizar losspringe, bis

---

[1]) Grimm, D. Myth. 704; Simrock, Handb. d. d. Myth. 209.

er einmal auf ihm sitzen bleibe, dann tritt das Weltende ein . . . Vom Gönczöl-Wagen glaubt man, dass er sehr schwer sei. „Es ist so schwer, wie Gönczöl's Wagen“ (olyan nehéz, mint Gönczöl szekere), lautet eine magyarische Redensart. In Szeged-Királyhalom glaubt man, dass dieser Wagen das ganze Himmelgewölbe trage. In Szöreg heisst es: „Der Gönczölwagen gehört dem Propheten Elias, auf dem trägt er die Blitze;“ und in Csanád-Apácza erzählt man, dass Gott den Elias und Jonas einst in den Himmel geschickt habe, damit sie von da die Bösen herabschiessen; seit der Zeit zieht Elias den feurigen Wagen, Jonas stosst letzteren von hinten, und so donnern sie . . . Der Blitz heisst neben villám auch: isten nyila (Gottes Pfeil) oder auch Illés nyila (Pfeil des Elias.)[1])

Der kleine Gönczöl-Wagen ist der kleine Bär. Die 3 ersten Sterne bedeuten die Deichsel, oder auch 3 Paar Ochsen; die 4 hinteren Sterne sind die 4 Wagenräder. Christus fuhr auf ihm einher und streute Stroh auf die Landstrasse. Als er zurückkehrte, brach die Deichsel; seit der Zeit ist sie krumm. In Szeged-Gojgonya erzählt man, dass man 7 Gerstenbrode, Walfische und Speisekrumen darauf geladen habe und da sei die Deichsel zerbrochen.[2]) In Szeged-Madarásztó erzählt man, dass daran der Zigeunerbube schuld sei; der sass auf der Landstrasse und als Gönczöl's Wagen ihm ausweichen wollte, brach die Deichsel. Wir haben schon erwähnt, dass die Szekler die Milchstrasse auch hadak utja (Kriegerstrasse) heissen. Sie ist unter den Hufen der Rosse entstanden, als die gefallenen Helden in den Himmel einzogen. Wenn das Volk einst in Not ist, so kommen ihm auf dieser Strasse die Helden zu Hilfe. Die Indier heissen einen Stern des grossen Bären nach dem Namen des Kriegottes Kartikija.[3])

Der Orion heisst: die „Mähder“ (kaszás); die Finnen heissen ihn: Wäinämöien's Sense; die Serben in Tót-Kovácsháza nennen ihn auch Sense (kosa). In Kun-Szent-Miklós nennt ihn das magyarische Volk ebenso (kasza). Die Finnen heissen ihn auch Arons Stab, was der magyarischen Benennung Stab der hl. Ilona (Szent Ilona pálczája) entspricht,[4]) mit welchem Namen ihn die Horgoser Magyaren belegen. Allgemein aber heisst er die Mähder.[5]) Die Sterne δ, ε, ζ sind die 3 magyarischen, die Sterne σ, o, ι die zigeunerischen Mähder. In Szöreg kommen nach den 3 Mähdern, die Sammler (gyüjtök) c, d, l; die Sterne d, v, e und die übrigen kleinen Sterne des Orion sind die Stangenträger (rudasok), die auf Stangen das Heu wegtragen; die grösseren Sterne aber, wie β und α im Hasen, sind die Zieher (vontató), die das Heu ziehen helfen. Den Mähdern folgt

---

[1]) Über Elias als Blitzsender vgl. Grimm a. a. O. 117 u. F. S. Krauss, Volkglaube u. rel. Brauch der Südslaven S. 2. 4. 12.

[2]) Vgl. dazu Johan. VI. 5—14 Vers.

[3]) S. Andree R. a. a. O. 105.

[4]) Vgl. die deutsche Benennung: Jakobstab.

[5]) S. Andree a. a. O. 109.

die lahme Maid oder die lahme Kathrein (sánta leány oder sánta Kata) nach, der sog. Sirius-Stern. Anfangs war die Magd nicht lahm, als sie aber einmal den Mähdern das Essen brachte, schnitt sie sich in der Sense des letzten Mähders einen Fuss entzwei; seit der Zeit hinkt sie den Mähdern nach, ohne sie einholen zu können.

Auch lahmer Bettler (sánta koldús oder sánta kudus) heisst der Stern im Schützen, der die Deichsel des türkischen Gönczöl-Wagens bildet, die vier Räder sind dann des lahmen Bettlers Karren. Einst lebte der lahme Bettler, erzählt das Volk, in glücklicher Ehe mit seiner Frau, der Szépasszony (= schöne Frau), dem Stern Antares (= Skorpion α); aber die Frau ward treulos und nun zieht er ihr nach, kann sie aber nicht einholen, denn seinen Karren will er nicht zurücklassen. Ueber die Szépasszony berichten die Szekler also: Die Szépasszony ward ihrem Geliebten treulos. Dieser versetzte ihr einen Schlag ins Gesicht und verschwand im grundlosen Kristallsee, indem er sagte: „Tausend Jahre magst du auf mich warten!“ Die Szépassony wartet nun seit tausend Jahren auf ihn, indem sie nächtlich ihre Leinwand ausbreitet und sie mit dem Wasser des Kristallsees benetzt. Dies Wasser fällt dann als Tau herab ... Die Szekler heissen nämlich die Milchstrasse auch „Leinwand der Szépasszony“ (Sz. vászna). Dieser Kûdus oder Koldus mag vielleicht an Stelle einer heidnischen Gottheit getreten sein. Bei Regenwetter singen die Kinder der Szegeder Gegend:[1])

Bring' mein Sohn
Die Angel!
Damit ich hervorziehe
Die Sonne!

Bring' herbei, Bettler,
Die Sonne!
Ich gebe dir einen schlechten
Hut!

Eine magyarische Redeart sagt: „Die Sonne geht schon da, wo der Bettler seine Butter vergossen hat“ (ott megy már a nap, a hol a koldus elöntötte a vaját).

Wir haben nur noch ein Sternbild zu erwähnen. Die Corona heisst Paradiesgarten (paradicsom kertje); die äussersten Sterne sind das Paradiestor (paradicsom kapuja). Die Bäume hört man bisweilen sich rütteln und schütteln. Dies Paradies war vor dem Sündenfall auf Erden, wurde aber dann an den Himmel versetzt. In Szöreg nennt man die Corona auch Christi Tisch, die 12 Sterne sind die Jünger, der 13te ist Jesus. In manchen Ortschaften nennt man dies Sternbild auch Apostel-Sterne (Apostolok csillagjai); in Szöreg heisst es auch Maria's Garten (Mária kertje), in O-Szent-Iván und Magyar-Szent-Mihály aber Rosengarten (rózsás kert).

Dies wären die volktümlichen magyarischen Benennungen einiger Sterne, die mir bis nun bei meinem ununterbrochenen Verkehre mit dem Landvolke bekannt geworden sind.

Német-Elemér (Torontáler Comitat).

---

[1]) S. meine Sammlung: Szeged népe II. 205.

Besprechungformeln der Wotjaken.

Von Dr. Bernhard Munkácsi.

II. 3. Gegen bösen Blick. Mann hat mit bösem Auge gesehen, Frau hat mit bösem Auge gesehen. Mädchen hat mit bösem Auge gesehen; Russe hat mit bösem Auge gesehen, Russin hat mit bösem Auge gesehen; Tscheremisse hat mit bösem Auge gesehen, Feind hat mit bösem Auge gesehen.

Wenn du alle geflügelten Tiere der ganzen Welt mit bösem Auge sehend, zu Grunde richtest: dann richte auch diesen Menschen zu Grunde, mit bösem Auge sehend!

Alle Blumen der ganzen Welt richte zu Grunde, mit bösem Auge sehend; sonst mach' dich nicht an diesen Menschen, du kannst ihn nicht zu Grunde richten!

4. Zauberformel (Tunan-Kïl). Hat dich unerfülltes Gelübde getroffen? (d. h. hat dich Krankheit betroffen wegen eines Gelöbnisses, das du nicht gehalten hast.) Hat dich die Krankheitgottheit angerührt? Hat dich Jemand beschrieen? Ein dem Inmar (oberster Gott) getanes, unerfülltes Gelübde, hat das dich betroffen? Ein dem Voršud (Wassergott) (unerfülltes)? Ein dem heiligen Kwa (Zelt, wo die Fetische aufbewahrt werden) (unerfülltes)? Dem Lud (Erdgott)? Dem Vožo (Gott des Schreckens und der Gespenster)? getanes, unerfülltes Gelübde hat dich betroffen? Dem Bach-Delta getanes unerfülltes Hühneropfergelübde hat dich betroffen?

Soll man (die Krankheit) mit dem Lud besprechen? Soll man sie mit dem Bulïk (rasch dahinraffender Krankheitgeist) besprechen? Soll man sie mit dem Windgeist besprechen? Soll man sie vielleicht mit dem Weggeist besprechen? Soll man dem Geist des heiligen Kwa eine Ente geben? — (Nr. 1 bis 4 mitgeteilt von Krestjina Afanasjevna aus der Ortschaft Vuž-žumja, im sarapuler Bezirk, am 19. Juni 1885.)

5. Gegen allerlei Schaden. Wenn du die Wipfeltriebe von 70 und 77erlei dürren Bäumen imstande bist zusammenzubinden; imstande bist durch ihre Wurzeln hindurch zu dringen: dann — feindlicher Geist! — iss, trink diesen Menschen!

Wenn du den Aziz-Berg[1]) auf Leitern zu besteigen imstande bist, wenn du imstande bist durch den Meeresberg hindurch zu dringen: dann — feindlicher Geist! — iss, trink diesen Menschen!

Wenn du die fallenden Sterne, die Himmelsterne zählend, kannst zu Ende (sie zählen); wenn du (deine Rosse) mit des Himmels Goldregenbogen anschirrend, gehen kannst: dann — feindlicher Geist! — iss, trink diesen Menschen!

Wenn du verschlingen kannst den Kïlćin-tuk;[2]) wenn du den Schaum dem Meere wegnehmen kannst: dann — feindlicher Geist! — iss, trink diesen Menschen!

---

[1]) Unverständliches Wort; az = sehr hart, iz = Stein! — [2]) Unverständliches Wort; Kïlćin ist ein Beiwort des Inmar.

Wenn du aus dem goldenen Napfe, mit dem Löffel des Aziz-Khan essen kannst, trinken kannst; wenn du des Frosches Haare anfassen kannst: dann — feindlicher Geist! — iss, trink diesen Menschen!

Wenn durch den Schornstein blasend, dein Hauch in die Stube dringen kann; wenn du in öhrlose Nadel einen Zwirnfaden einziehen kannst: dann — feindlicher Geist! — iss, trink diesen Menschen!

Wenn du den glühenden Stein mit deiner Zunge imstande bist zu durchlochen; wenn du das kalte Eisen kauen und hinabschlucken kannst: dann — feindlicher Geist! — iss, trink diesen Menschen!

Wenn du 70 und 77erlei Quellen vereinigen kannst, sie aufwärtsfliessend machen kannst: dann — feindlicher Geist! — iss, trink diesen Menschen!

Wenn du von deiner Fusssohle den Kot mit einmaligem Abzwicken entfernen kannst; wenn du je tote Kohlen, dürre Aeste, Reisig hast essen können, trinken können: dann — feindlicher Geist! — ist, trink diesen Menschen!

Wenn du die Nadeln von 40 Tannen zählend, sie zu Ende hast zählen können; wenn du den Zaun von 40 Zaunpfählen (mit einem Hieb) durchschneidend, zerlegen kannst: dann — feindlicher Geist! — iss, trink diesen Menschen!

Wenn du durch 12 Schlösser dringend, sie öffnen kannst; wenn du durch 12 Schlüssel blasend, dir dein Atem entgegenweht: dann — feindlicher Geist! — iss, trink diesen Menschen!

Wenn du durch 70 und 77 lakma-Schlösser[1]) hindurchkriechen kannst; wenn du durch einen Silberring kriechen, gehen kannst: dann — feindlicher Geist! — iss, trink diesen Menschen!

Wenn du den Hopfen untersinken machen kannst; wenn du den Stein oben (in der Luft) schweben machen kannst: dann — feindlicher Geist! — iss, trink diesen Menschen!

Wenn du meinen Hemdachselzipfel herausschneidend, ihn (ohne meinen Arm zu berühren) wegtragen kannst; wenn du fahle Knochen essen kannst, trinken kannst: dann — feindlicher Geist! — iss, trink diesen Menschen!

Wenn du Berg neben Berg stellen kannst; wenn du die Staubkörnlein der Berge zählend, ans Ende zählen kannst: dann — feindlicher Geist! — iss, trink diesen Menschen! — (Mitgeteilt am 22. Juli 1885 von Sjeljesej Pok aus der Ortschaft Šakta-pi im malmišer Bezirk.)

Tod und Totenfetische im Volkglauben der Siebenbürger Sachsen.

Von Dr. Heinrich v. Wlislocki.

II. Ist schon keine Hoffnung auf Genesung mehr vorhanden, so wird der Geistliche gebeten, für den Kranken in der Kirche eine

---

[1]) Russisch: vnutrennyj zamok.

öffentliche Fürbitte zu tun („einen frommen Seufzer zu unserem Herrgott zu schicken“) und demselben das hl. Abendmahl zu reichen. Es herrscht dabei der Glaube, dass nach Vollzug dieser beiden Funktionen entweder Besserung oder der Tod eintrete. Auch glaubt man den Tod verhindern oder hinausschieben zu können, wenn man unter das Kopfkissen eines Schwerkranken ein „angestorbenes“ d. i. ererbtes Kleidungstück legt (G. Schuller S. 39). Um dem Scheidenden das Sterben zu erleichtern, „wendet man ihn auf die linke Seite, oder man breitet ein Tuch oder Kleid „aus dem vierten Familiengliede“ über ihn (Schässburg), oder man zieht ihm das Kopfkissen weg (Rohrbach, Reussdorf und sonst). Verkürzt auch dies den bitteren Todeskampf nicht, so legt man den Sterbenden vom Federbette weg auf Erbsenstroh (Pruden, Henndorf und sonst), denn es könnten im ersteren Taubenfedern enthalten sein und auf solchen kann der Mensch nicht ersterben. Schwersterbende Kinder legt man samt dem Bette auf die Stelle, wo sonst der Tisch steht“ (G. Schuller S. 40).

Auch bei den Siebenbürger Sachsen ist man „von der Vorliebe der Urzeit, die Geister der Väter in seiner Nähe, am Herde, im Hause oder doch in der Hofstätte zu haben, durch christliche Erziehung abgekommen; der Wunsch ist sogar, wie viele Beweise zeugen, ein gegenteiliger geworden“ (Lippert, Christentum, Volkgl. u. Volkbr. S. 384). Es hat daher der Gedanke gesiegt: die Seele gehört sofort der ewigen Ruhe an, und ihres Bleibens darf hienieden nicht mehr sein. Es ist daher das erste, was nach eingetretenem Todfall zu geschehen hat, dass man die Fenster öffnet, damit die Seele hinausfliegen könne. Von dieser hat man sehr verschiedenartige Vorstellungen. „Vielen ist sie einfach ein unsichtbares Wesen oder ein unsichtbarer, aufwärts fliegender Geist. Andere meinen, sie sei ein weisses, unkörperliches und unförmliches Wesen (Hamruden) oder ein Geist mit einem Leintuch umhangen (Alzen). Mancherwärts denkt man sie sich als eine dem Körper, den sie bewohnt hat, ähnliche Gestalt (Kaisd und sonst), oder als einen blossen Hauch (= gôlem; Henndorf, Rosenau), oder (in antiker Weise) als einen Schatten (Bogeschdorf). Wieder Andere stellen sie sich als ein Licht oder eine Fackel vor (Schässburg), oder als eine weisse Taube, die zum Himmel emporfliegt (eine verbreitete Vorstellung), oder endlich als eine summende Biene, die in 24 Stunden zum Himmel wandert (Waltersdorf; die Seele als Mücke s. Müller, Sag. Nr. 151). Von der Seele eines bösen Menschen glaubt man (z. B. in Schorsch), sie müsse als schwarzes Hündchen auf Erden umherirren. Aus den Seelen unschuldiger Kinder hingegen werden Engel“ (G. Schuller S. 41).

Dem Toten werden Geldstücke auf die Augen gelegt, damit sie sich nicht öffnen; auf den Bauch aber setzt man einen Zinnteller, damit der Leib nicht anschwelle. Diese Geldstücke, der Teller und auch das Rasiermesser, womit man den Toteu rasirt hat, werden in den Sarg gelegt und mitbegraben. „Das zum Waschen verwandte Wasser pflegt man an einen abgelegenen Ort oder auch dem Nachbar

‚in den Grenzfrieden‘ (Zaun) zu schütten; ebendahin werden die bei dem Waschen gebrauchten Tüchelchen und die Scherben der mit Fleiss zerbrochenen Waschschüssel geworfen. Zur Reinigung des Leichnams gehört endlich, dass man ihm die Haare kämme und die Nägel an den Fingern und Zehen beschneide. Diese Nägelschnitzen werden sodann in ein Tüchelchen gebunden und unter einem Balken der Zimmerdecke oder auf einem Schüsselrahmen verborgen, damit das Glück des Hauses mit dem Toten nicht verloren gehe, oder — nach anderer Deutung — damit der Tote nicht noch mehr Familienglieder nach sich ziehe“ (G. Schuller S. 43). Und dies Alles geschieht deshalb, eben weil es der Seele so sehr eigen ist, sich an alles zu hängen, was zu ihr in irgend welche Beziehungen gebracht wurde, was sie wegen dessen sinnlicher Berührung mit dem Leibe als ihr Eigen betrachten kann. „Das wissen seit Urzeiten die Menschen,“ schreibt Lippert (a. a. O. S. 387), „und sie machen davon Gebrauch, je nachdem sie die Seele festhalten oder bannen wollen. Wenn wir weit von uns, in China, die Sitte treffen, dass im Momente, da man eine Leiche aus dem Hause trägt, darin eine Vase zerschlagen wird, so werden wir den, wenn auch Niemand mehr bewussten Gedankengang leicht herstellen können.“ In der Volkvorstellung der Siebenbürger Sachsen blieb auch ganz allgemein — zugleich die Basis der Vorstellung vom Exuvialfetische — der Glaube an die Zähigkeit, mit welcher die Seele an all dem Ihren hängt, und es mit sich zu reissen sucht. Darauf weist noch mancher Rest der volktümlichen Anschauung. Deshalb muss man dem Vieh und den Bienen den Fall mit den Worten ansagen: „Dein Herr ist gestorben,“ sonst hat man hinfort kein Glück mit dem Vieh und den Bienen (G. Schuller S. 42). Schlafende Familienmitglieder müssen bei einem Todfall geweckt werden, sonst „sterben sie dem Toten bald nach.“ In früheren Zeiten verschenkte man auch die Kleider des Verstorbenen an Arme. Lippert (S. 389) erklärt uns in trefflicher Weise diesen Rest uralter Anschauung, indem er schreibt: „In all dem erhielt sich zugleich noch so recht aus des Menschen Urzeit das Angsterregende eines Todfalles, die Furcht vor dem den Zurückbleibenden ungünstigen Sinne des Gestorbenen . . . Dass er die Schlafenden töte, beruht auf jener alten Volkanschauung, dass die Seele der Schlafenden ausser dem Leibe weilt. Da trifft sie die auswandernde und nimmt sie mit, ehe sie in den Leib zurückkehren kann; indem man also diesen weckt, ruft man seine Seele in ihn zurück.“ — Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hält man überall darauf, dass alle geknüpften Sachen am Toten, also insonderheit die Bänder, womit Hände und Füsse bis zur Beerdigung zusammengebunden waren, wie auch das Tuch, welches das Kinn festhielt, damit der Mund nicht offen bleibe, — gelöst werden; mancherorten entfernt man sogar alle Stecknadeln, die zur Befestigung von Ausstattungstücken angebracht waren. „Fragt man die Leute,“ berichtet G. Schuller (S. 12) „nach dem Grunde dieses Verfahrens, so lautet die gewöhnlichste Antwort: es sei eben

nicht gut, wenn man es unterlasse. Manche äussern sich bestimmter: der Tote finde sonst keine Ruhe im Grabe, oder: es seien ihm sonst auch in jener Welt Hände, Füsse usw. gebunden, oder: die zurückbleibende Ehehälfte könne sonst nicht wieder heiraten, oder endlich: es geschehe deshalb, weil auch die Engel im Himmel nicht gebunden seien.“

Dass also die Seele nicht bleibe, den Toten von der Rückkehr überhaupt nicht abzuhalten, das verlangt eine verständige Selbstfürsorge der Ueberlebenden für ihr eignes Wohl. Darauf bezieht sich auch der folgende Glaube: einem Gestorbenen darf man kein Hemde von einer noch lebenden Person anziehen, sonst siecht diese dahin („vergeht auf den Füssen“), wie das Hemde im Grabe zu Grunde geht. Zieht man ein Kleidungstück von einer bereits gestorbenen Person einem Toten an, so weichen sich Beide im Jenseits aus, sollten sie auch im Leben noch so gute Freunde gewesen sein. „Wenn an der Ausstattung (zumal dem Totenkissen) genäht wird, darf man keinen Knoten knüpfen, sonst bindet man den Gestorbenen an dieses Leben und er kann keine Ruhe im Grabe finden. Manche glauben, das Knotenknüpfen habe auch für gewisse Lebende schlechte Folgen. Eine Frau nämlich, die solches thut, verliert ihren Gatten, ein Mädchen bekommt keinen Mann (Malmkrog). Werden an dem Totenkissen einer verehelichten Person Knoten geknüpft, so kann der hinterbleibende Teil nicht wieder heiraten (Rosenau, G. Schuller, S. 64). Dem Nachbarvater (Vorstand der Nachbarschaft, s. Fronius a. a. O., S. 82), der die Todanzeige beim Pfarrer machen soll, muss man vorher erst zwei Becher Wein zu trinken geben, sonst kommt der Gestorbene in einer Nacht zurück, begibt sich in den Keller und richtet den Wein so zu, dass er keinem Käufer schmeckt (Bogeschdorf, G. Schuller, S. 64). Bricht man an einer Blume, die auf einem Toten liegt, oder auf einem Grabe wächst, so verliert man seinen Geruch. Dass er den Geruch verloren, schrieb auch mein Grossvater diesem Umstande zu. Legt man Blumen auf einen Toten, so verwelkt der Strauch, von dem sie herrühren, zumal wenn er vom Verstorbenen selber gepflanzt worden ist. „Kinder, die sich vor einem Toten (oder den Toten überhaupt) fürchten, nötigt man, die grosse Zehe desselben anzufassen, so verlieren sie die Furcht für immer (Zeiden). In Brenndorf lässt man sie zu diesem Zwecke in die grosse Zehe — beissen, wodurch zugleich bewirkt wird, dass ihnen der Tote nachher nicht erscheint. In Hamruden war es früher üblich, dass die Anverwandten eines Gestorbenen, während dieser auf der Totenbank lag, dreimal um ihn herumgingen und bei jedem Umgang einmal die grosse Zehe eines seiner Füsse berührten; auch wurden kleine Kinder dreimal über den Toten hinübergehoben. Dieses Alles sollte bewirken, dass der Tote nicht „heimkomme“ (G. Schuller, S. 64). Um die Seele von der Rückkehr abzuhalten, ihr gleichsam den Weg oder die Zurechtfindung zu erschweren, beobachtet man nach der Beerdigung noch folgenden Brauch: Um den aufgeworfenen Grabhügel halten die Anwesenden noch feierlichen Umgang, wobei

sie den Toten Abschiedworte zurufen; eine schwangere Frau aber darf sich nicht daran beteiligen, sonst ist sie bei der Niederkunft unglücklich (Zendersch, Zuckmantel), oder das Kind, das sie gebiert, wird bleich (Hamruden, G. Schuller, S. 18).

Selbstmörder, deren Seelen „den Ort der Tat umschweben und dahin zurückzukehren versuchen,“ wurden in alten Zeiten verbrannt, später in ungeweihter Erde begraben. Sie wurden nicht über die Schwelle aus dem Hause getragen, sondern man schob sie durch ein Fenster oder ein zu diesem Zweck unter der Schwelle gebrochenes Loch hinaus (G. Schuller, S. 44). Es geschah dies eben auch aus dem Grunde, um der rückkehrenden Seele den Weg oder die Zurechtfindung zu erschweren (vgl. Lippert, S. 391).

Bezüglich unnatürlicher Todfälle heisst es im Volkglauben der Siebenbürger Sachsen: die Leiche eines Ertrunkenen findet man, wenn man in ein ausgehöhltes Brod ein brennendes Wachslicht steckt und es dann auf dem betreffenden Wasser schwimmen lässt. Wo das Brot stille steht, dort befindet sich der Leichnam. In Bulkesch hatte sich vor mehreren Jahren ein Mann ersäuft und man ging „von der Gemeinde“ (d. h. aus jedem Hause eine Person) und suchte ihn, fand ihn aber nicht. Da rief ihm seine Frau durchs „Rauchloch“ (das aus dem Stubenofen in den Rauchfang führt), denn so, glaubte man, müsse er nun zum Vorschein kommen“ (G. Schuller, S. 65). Ertrinkt jemand, so regnet es so lange, bis man seine Leiche findet; und wenn sich jemand erhängt, so bläst anhaltend der Sturmwind. „Erhängt sich einer so, dass ihm die Füsse auf den Boden reichen, so macht der Teufel Feuer darunter, und er muss sie immer weiter hinaufziehen, bis ihm die Kehle gehörig fest zugeschnürt ist“ (G. Schuller, S. 66). Tritt der Mörder an die Bahre des Ermordeten, so fangen die Wunden des Leichnams zu bluten an. An der Stelle, wo ein Mord geschehen ist, darf man nicht vorübergehen, ohne ein Reis oder (wenn sie sich nicht im Walde befindet) einen Stein oder ein wenig Erde auf sie zu werfen. In einem nahe bei Schässburg gelegenen Walde befindet sich eine solche stets von Reisig bedeckte Stelle (G. Schuller, S. 67).[1])

Wir sehen also, dass im Volkglauben der Sachsen, um die Seele von der Rückkehr abzuhalten, noch positiv abwehrende und negativ vorbeugende Mittel vorhanden sind. Lippert schreibt über diese Mittel (S. 390): „Die ersteren bestehen in der Erschwerung des Weges oder der Zurechtfindung — die anderen in der Beseitigung aller Dinge, an welche sich die Seele besonders gern zu heften pflegt. Die Beseitigung hat wieder zwei Wege: Vernichtung der Gegenstände oder Beisetzung mit dem Toten. So öffnet sich wieder nach drei Richtungen hin das Verständnis zu einer Menge absonderlicher und wieder im Gedanken übereinstimmender Bräuche.“

---

[1]) Vgl. U.-Q. I, S. 121 Anm.; IV, 15.

Schimpfwörter.[1]

Eine Umfrage von Krauss.

XIV. Czernowitz (Bukowina). Esel, Ochs, Hund, Hundskerl, Sukyj syn (= Hundesohn), Psiakrew (= Hundsblut), Schwein = swynja = porcule, Schweinkerl, Schweinehund, Rhinoceros, Bestin, Vieh, Viehkerl, Rindvieh, Eintagsfliege, Hasenfuss, Gimpel, Schlange, Drache, Ungeheuer = Hadiuga, Zaura, Brummbär. — Räuber, Gauner, Dieb, Schwindler, Betrüger, Kanalie, Galgenstrick, Lump = Lampart = Lampus = Lohr, Vagabund = Burlak,[2] Zigeuner (= Dieb, Schwindler, Vagabund; unverschämter Bettler; übrigens gelten auch Rusnack, Polak, Schwab, Walach, also die Namen der anderen Nationen der Bukowina gegenseitig oft als Schimpfwörter), Saufer, Saufbold, Raufbold, = Schinder = Hitzel, Schnorrer = Bettler, Geizkragen. — Kerl, falscher Kerl, vermaledeiter Kerl, ungehobelter Kerl, Forzkerl, Stinker, Dreckfresser, Dreckfink, Rotzbub, Rotzlöffel, Hosenscheisser, Hosenprunzer, Bettprunzer, Bengel, Grobian, Bauer = Mudin, Tölpel = Dumjan (dummer Johann), Patzer = Batiar, Trottel, Lausbub, Dickfass, Kanonenstöpsel, Plastertreter, schwarze Seele, Hex, Teufelsgesicht, Teufel, nichtsnutziges Tuch, Arschlecker, Speichellecker.

Michael C. Kaindl.

Der Mann im Monde.

Eine Umfrage von H. Volksmann.

19. Eine Frau spann immer des Sonntags; kam zu ihr der Herrgott und sprach: „Weisst du nicht, dass heute Sonntag ist? Du sollst von jetzt ab im Monde sitzen.“ Und so sitzt sie dort von der Zeit an mit ihrem Spinnrade und spinnt.

Von einem 13jährigen Knaben aus Dithmarschen.

20. Im Mond sitzt ein Mann mit einer Mistgabel.

Alt-Ruppin. Julius Press.

21. Eine grönländische Sage lautet: Der Mond liebte seine Schwester und liebkoste sie in dunkler Nacht; sie schwärzte ihre Hände, um den Liebhaber zu erkennen, und fuhr ihm, als er wieder kam, damit in's Gesicht. Aehnlich sagen die Chasias in Hochasien unserm Monde nach: er habe seine Schwiegermutter geliebt und diese, als sittsame Matrone, ihm Asche in's Gesicht geworfen. Auch die Cherokesen in Nordamerika sagen von dem Mond, der seine Schwester,

---

[1]) Siehe „Am Ur-Quell“ B. II, S. 110, 139, 157, 172, 195, 208; III, S. 19, 109, 169, 207, 226, 250, 298.

[2]) Dieses Schimpfwort dürfte auf den aus Halicz vertriebenen Iwanko Rostislawicz zurückzuführen sein. Der hat um 1134 in Berlad eine vergängliche Herrschaft begründet und wurde nach dieser Stadt Berladnik genannt. Sein folgendes abenteuerliches Leben mag Veranlassung gegeben haben, dass dieser Beiname bei den Rutenen zu einem Schimpfwort wurde. Vergl. meine Geschichte d. Bukowina I, 46 f. R. F. Kaindl.

die Sonne liebte, und bei seinen nächtlichen Besuchen von dieser mit Asche geschwärzt ward. (Vgl. auch U.-Q. II, 85.)

Söby. Heinr. Theen.

22. In den ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn von 1887 I. Jahrgang 1. Heft, S. 26, heisst es: Im Mond sitzt ein alter, kniefällig betender Mann. Im Mond sitzen zwei Zigeunerbuben, die wahrscheinlich etwas Gestohlenes unter sich teilen wollen. Im Monde wohnen 2 Geschwister mit Namen David und Cäcilie.

23. Nach R. F. Reusch: Aberglaube des Preussischen Samlandes in Pr. Pr. Bl. 1841, Bd. 26, S. 520, zieht der Mond, gerade wenn alles im tiefem Schlaf versunken ruht, auf seine Himmelwacht und bewahrt die Menschen vor Schaden. Einst glaubte zwar ein loser Schelm, dass ihn nachts niemand sehe und schlich in Nachbars Garten, um Kohl zu stehlen, aber kaum hatte er eine Staude umgebrochen, als ihn auch schon der alte Nachtwächter abfasste und zu sich hinaufzog. Die dunklen Flecke, die wir im Monde erblicken, sind dieser schwarze Bösewicht. Da muss er nun ewig mit aufgehobenem Kohlstrauche stehen und aller Welt zeigen, dass er ein Dieb ist. (Dieses Märchen ist auch unter den Bauern der Ostseeküste verbreitet).

Hochpaleschken. A. Treichel.

Kleine Mitteilungen.

A-B-C-Spiel. (Eine Anfrage.) In Risummoor pflegen die Kinder dem A-B-C folgenden Text unterzulegen:

A B C(K) D E F G H J K L
Aewel [1]) baeget kaege. Detlef ēt fåle. Grutte Hans jaeget kraege. Lötte
M N O P Q R S T U V W
maeget noeme. ōkke plōkket kuerde. Rikkert sâit tuffle. Uethet Vōlkert waeder?

Uebersetzung: Abel (Agge) backt Kuchen. Detlef isst viel. Grosser Hans jagt Krähen. Lütje macht Namen. Okke verfertigt Wollkratzen. Richard näht Pantoffeln. Schöpft Volkert Wasser?

Ich möchte wissen, ob man in anderen Sprachen ähnliche Spielereien kennt.

H. A. Carstensen.

Maikicker. Unter dieser Ueberschrift führt H. Volksmann („Am Ur-Quell" 3. Band, S. 140) aus dem nordöstl. Norderditmarschen folgendes an: Man zeigt mit einem Finger auf eine Stelle der Kleidung und sagt: Dår is 'n Lock! Sieht der Betreffende dann hin nach der Stelle, so schimpft man ihn: Maikicker! Woher kommt letzterer Ausdruck? Ich glaube daher, dass dieser Scherz ursprünglich nur am 1. Mai geübt wurde. Auch in Quedlinburg pflegten vor schon 30 Jahren wir Kinder ähnliche Scherze am 1. Mai zu üben und den, welcher darauf ‚hineinfiel' als „Maikatze" zu bezeichnen. Während der ‚April-narre' (April-fool) nicht nur in Deutschland, sondern auch in England und Italien allgemein bekannt ist, habe ich sonst nirgends Spuren dieses dem ‚in den April schicken' ähnlichen Gebrauches am ersten Mai gefunden. Dr. R. Sprenger.

Kluft (wiener. Gluft) für Anzug wird „Am Ur-Quell" Bd. 3 S. 226 aus der Kundensprache aufgeführt. Auch in Norddeutschland bezeichnet wohl ein Arbeiter seinen Anzug als seine Kluft. Dr. R. Sprenger.

Zum Diebglauben (III. 136, vergl. auch 136). Ueber den unter den Berliner Dieben herrschenden Glauben, dass sie bei gewaltsamen Einbrüchen fast immer

---

[1]) In Ostermoor Agge.

die Stelle ihrer Tätigkeit verunreinigen, weil sie glauben, so lange der „Haufen“ warm ist, vor Entdeckung sicher zu sein, hat schon Liebrecht, Zur Volkkunde, S. 353, gehandelt. Der Ausdruck „Nachtwächter“ für den ‚grumus merdae‘ ist in meiner Vaterstadt Quedlinburg gebräuchlich. Dr. R. Sprenger.

Zu den „Am Ur-Quell“ 3. Bd. S. 165 ff. mitgeteilten sprichwörtlichen Redearten aus der Grafschaft Hohnstein bemerke ich, dass Nr. 3, 4, 5, 9, 10, 12, 13, 14, 16, 19, 20, 22, 25, 32, 33 auch in Quedlinburg a. H. gebräuchlich sind. Zu Nr. 33 kann ich eine Variante beibringen. In studentischen Kreisen hörte ich vor etwa 18 Jahren: „Weisst du nicht, wo Halle liegt, Halle liegt im Thale, Wo's so viele Jungfern giebt als Walfisch in der Saale.“

Auch zu den „Biblischen Rätseln“ S. 410 (vergleiche über ein solches auch Lyons Zeitschrift für deutschen Unterricht, Bd. 4, 84, 161, 167 und Bd. 5, 61) kann ich ebenfalls eins aus Studentenkreisen beibringen. Die Frage lautete: „Wo studirt man am besten Theologie?“ Antwort: „In Erlangen, denn es heisst in der Schrift: Suchet zuerst das Reich Gottes zu erlangen.“

Ganz ähnlich dem aus Peterhagen bei Minden mitgeteilten Michaelisliede lautet ein **Martinslied**, dass noch jetzt hier von Kindern gesungen wird, die Gaben heischend von Haus zu Haus gehn: „Marten, Marten, gaud Man, de et woll vergellen kann. De Aeppel un de Beeren, de Nöte gân wol mêe (mit). Lât mi nich to lange stahn; dat Himmelrîk is uppedân for alle gauden Geste, N. N. dat is de beste!“

Northheim i. H. Dr. R. Sprenger, Oberlehrer.

Hochzeit der Vögel. In der Oberlausitz, besonders in dem wendischen Teile, wird seit alter Zeit am 25. Januar jeden Jahres ein Kinderfest gefeiert, das den seltenen Namen „Die Hochzeit der Vögel“ führt. Am Vorabend des genannten Tages stellen die Kinder Teller vor die Fenster und erwarten nun, dass die Vögel ihrer gedenken und die Teller mit Backwerk und dergleichen füllen. Die Eltern aber müssen dafür sorgen, dass die Hoffnungen der Kleinen nicht enttäuscht werden.

Liegnitz. Knauthe.

Vom Büchertische.

Was das Volk erzählt. Deutscher Volkhumor. Gesammelt und nacherzählt von **Heinrich Merkens.** Jena. Hermann Costenoble 1892. XII. und 280 S. 8. 5 Mk. Da haben wir denn wieder von dem für Sammlung und Bewahrung der Zeugnisse der deutschen Volklaune, des deutschen Volkspasses und -Witzes hochverdienten Verfasser ein neues bezügliches Buch, und zwar ein ganz vortreffliches. Derart geschickte Auslesen aus dem ungemein umfänglichen Material, das heute mehr und mehr zerbröckelt, sind kultur- und sozialgeschichtlich sehr wichtig, für den Arbeiter auf volkkundlichem und vergleichend litteraturhistorischen Gebiete aber gar nicht aufzuwiegen. Die diesmalige Auswahl bringt einzelnes aus dem 1891 in „Meyer's Volkbüchern“ erschienenen Zwanzigpfennigheftchen „deutscher Humor“, in der Hauptsache aber lauter neue Nummern in vier übersichtlichen Gruppen (Schwabenstreiche; Legenden und Teufelgeschichten; „Köl(ni)sche Kratzer“; Allerlei Geister), ferner willkommene Quellen-Nachweise — die mir sehr dienlich waren — mit Varianten und liest sich auch kurzweilig. L. Fränkel.

Für den intern. Folklore-Congress zu Chicago.

Als Vertrauensmann des Ausschusses bin ich gerne bereit, von Fachgenossen Beiträge für die Congressverhandlungen zu vermitteln. Einsendungen erbitte ich mir bis Ende April 1893.

Es versteht sich von selber, dass jeder bemüht sein muss, etwas besonders Tüchtiges und Vorzügliches beizusteuern. Das Beste ist da gerade gut genug; denn wir wollen mit unseren Arbeiten zu Chicago Ehre aufheben.

Wien. **Friedrich S. Krauss.**

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

IV. B. III. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1893.

Ueber die Bedeutung des Herdes.

Von C. Rademacher.

I. Dass dem Herde, der Feuerstätte der Familie, in der Entwicklung der Menschheit eine grosse Bedeutung zukommt, erscheint auf den ersten Augenblick ebenso berechtigt, wie erklärlich. Man denkt sich gemütvoll den Herd als den Mittelpunkt der Familie, als den wichtigsten und notwendigsten Teil des Hauses, der ein höheres Leben der Familie anbahnte und die Zusammengehörigkeit der Hausinsassen also stärkte. Aber dieser, mit einem gewissen poetischen Reize sich uns darbietende Bund, wird bald schon nicht mehr massgebend, wenn wir uns erinnern, dass weniger dichterisch schöne Erwägungen den Fortschritt des Menschengeschlechtes verursachten, als viel mehr strenge und konsequente Verfolgung und Weiterführung einiger weniger, ehedem roher und uns fast unglaublich erscheinender Grundgedanken, die dem Urmenschen sich aufgedrungen hatten. Einer dieser wichtigsten ist die Vorstellung von dem Weiterleben des Menschen.

Mit dieser Vorstellung war ein Gefühl der Furcht keineswegs verbunden; denn, da der lebende Mensch in der Regel keine Furcht einflösste, konnte der Gestorbene es ebenfalls nicht. Im Gegenteil, jene Stufe der Weiterentwickelung der Unsterblichkeitlehre liess die Gestorbenen, die Geister, Anteil nehmen an den Freuden und Vergnügungen der Lebenden, liess die Geister alles hören und mitverrichten, was die Menschen auf der Begräbnisstätte unternahmen, liess sie sogar mitgeniessen an den dort gehaltenen Malzeiten. Darum musste die Begräbnisstätte der Ort werden, wo man vorzugweise gern verweilte. Darum baute man in Urzeiten den Herd auf dem Grabe eines Familiengliedes, darum wurden später, als dies nicht mehr geschah, die Begräbnisstätten die Stätten des Gerichtes, der allgemeinen

Versammlungen (Malstätten). Dies musste um so eher geschehen, als den Verstorbenen nach und nach vielgestaltige Kräfte zugeschrieben wurden, deren sie sich, meistens zum Schutze des Ortes und der Menschen, zuweilen auch, wenn die Geister erzürnt waren, zum Schaden der Lebenden[1]) bedienten.

Fassen wir den Herd als uralten Begräbnisplatz auf, so erhalten wir eine ganz andere Begründung seiner Wichtigkeit, und es werden uns viele alte Sitten und Bräuche, wie wir das später finden werden, begreiflich; auch erkennen wir den Grund, warum Herd ursprünglich nichts anders als Boden bedeutet. Mhd. hërt in Feuerstätte und Erde, ahd. hërde in Boden und Feuerstätte.[2]) Die Doppelheit der Bedeutung des Wortes fällt sofort auf. In „Odipus auf Kolonos" (Sophokles) verlangt Antigone gar sehr darnach den unterirdischen Herd zu schauen; und als Ismene fragt: Wessen Herd? antwortet die Schwester: Des Vaters Herd.[3]) Hier ist Herd aber nur Begräbnisplatz. Bei Aurignac, einer kleinen Stadt im Departement der oberen Garonne fand ein Arbeiter 1852 eine Platte, welche eine natürliche Höhle verschloss. Hier lagen 17 Skelette. Als man die Höhle untersuchte, fanden sich der Rest eines Herdes, sowie Knochen von zahlreichen Tieren und Gegenständen menschlicher Industrie. Die Topfscherben waren roh und mit der Hand gearbeitet, an der Sonne getrocknet, oder halb gebacken. In dem Tale der Veziere, zwischen Limoges und Agen befinden sich ausser dieser Höhle noch viele andere. Man konnte in einigen übereinander liegende Herdstellen feststellen, ebenso die Knochenüberreste dort begrabener Menschen. Die Bewohner dieser Höhlen werden allgemein für praehistorisch angenommen, und wir sehen aus ihnen die nahe Verwandtschaft zwischen Feuer- und Begräbnisstätten.

Nach damaliger Vorstellung waren also um die Feuerstätte die lebenden und toten Glieder einer Sippe, einer Familie, zu einem Ganzen vereinigt, und diese Vorstellung musste lebendig bleiben, so lange der Herd, das Haus nicht über dem Grabe eines Familiengliedes mehr war. Da noch immer musste, der durch Jahrtausende vielleicht Festgewurzelte und mit der ganzen Anschauung der Menschen innig verwobene Glaube, dass am Herde die Geister der Verstorbenen sich aufhalten, bestehen, und der Herd, die Feuerstätte blieb darum ein Geisterort. Diese Anschauung finden wir noch im Mittelalter. Damals war der Herd an die Wand gerückt, früher befand er sich mitten im Hause. Eine gusseiserne Platte war an der Wand, neben der Feuerstätte, angebracht. Hinter der Herdplatte, an der anderen Seite der Brandmauer, lag die winterliche Wohnstätte, die dadurch noch mehr erwärmt wurde, dass sie eine Nische in der Brandmauer bis an die Herdplatte hatte, in welcher Sitze, ja Lagerstellen an-

---

[1]) Ueber die genauere Darstellung dieses Entwicklungganges vergleiche meine Abhandlung: „Ueber den Geisterglauben und seinen Einfluss auf die religiösen Vorstellungen der Germanen." Zeitschrift für Volkkunde. Leipzig 1890. Alfred Dörffel. [2]) Kluge: Etymologie. [3]) Donnersche Uebersetzung.

gebracht waren. Diese Nische hiess der Zacken oder Taken. Von dem Rauchfang hing und hängt[1]) noch ein Haken, eine mit Zähnen versehene und dadurch lang oder kurz zu schiebende Vorrichtung, um die Kessel über das Feuer zu hängen. Dieser Haken nimmt zuerst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Im Bergischen heisst er Helhaken, das Hell, in Westfalen das Hal, in der Eifel de Hŏl, in Nassau Hal.[2]) Sehr auffallend ist die Uebereinstimmung des Namens Hel mit der eddaischen Totengöttin, bezw. dem Totenorte „Hel." In Oberhessen sind Hollefahrten,[3]) was Hexenfahrten bezeichnet. Die Hexen sind an die Stelle der Geister getreten, und Hollefahrt ist demgemäss eine Geisterfahrt, eine Totenfahrt, wie in der Edda Helreidh Totenfahrt bezeichnet. In Nassau sind Halberge[4]) und Halfeuer, was ebenfalls auf Totenstätte und Geisterort zurückzuführen ist, wie auch Halja[5]) des Ulfilas den Geisterort, die Unterwelt bezeichnet. In Schweden heisst der Ofen „ugnhol."[6])

Erinnern wir uns nun noch, dass die Bezeichnung: „Hölle hinter dem Ofen" so sehr verbreitet war, und Hölle ursprünglich nicht einen Qualort, sondern nur Totenort[7]) in sich begriff, so müssen wir uns sagen, dass die Vorstellung von dem ursprünglichen Herde auf einer Begräbnisstätte, sich zähe zu erhalten gewusst hat. Es ist allgemein verbreitete, noch bis in unsere Zeit lebendig gebliebene Sitte[8]) geblieben, den Geistern, die ja nach alter Anschauung an der Malzeit der Menschen teilnahmen, ihren Anteil von der Malzeit an den Herd zu stellen, einen Teil der Speisen in die Flammen zu werfen, oder kurzweg auf den Tisch oder einen andern Ort Speisen zu dem Zwecke hinzulegen. Als Geisterort war der Herd der wichtigste Ort des Hauses, von dem, wie viele Sagen uns künden, aller Segen für das ganze Haus, für die ganze Familie ausgeht. In Westfalen werden sogar stellenweise die Toten am Herde aufgebahrt.[9]) Aus dem Vorhergehenden erklärt sich die fast gottesdienstliche Verehrung des Herdes, des Ofens, die noch bis in die neueste Zeit bestanden hat. Die Herdplatte war auch in den ärmsten Wohnungen des Mittelalters meistens mit Bildern aus der heiligen Schrift geschmückt. Nach einer Rheinsage[10]) bekam derjenige, welcher gegen einen Herd ausspuckte, davon Brandblasen an die Zunge.[11]) In deutschen Märchen finden wir wiederholt den Zug, dass Personen ihr Leid dem Ofen klagen, was sie, um einen Schwur nicht zu brechen, keinen Menschen tun dürfen. Ohne Wissen des Klagenden belauscht ein anderer diesen und wird so Mitwisser des Geheimnisses. Hat sich hier auch der alte Gedanke umgestaltet, so liegt doch dem Märchen noch unbewusst die Vorstellung zu Grunde, dass man dem Herde, d. h. also den Geistern sein Leid anvertrauen könne. Im Schwarzwald kennt noch heute das Volk den

[1]) Es gibt, wie ich aus eigener Anschauung weiss, ganze Eifeldörfer, welche noch solche Feuerherde besitzen und in denen man vergebens nach einem einzigen Ofen suchen würde. [2]) Nach Montanus, Kelrein, W. von Waldbrühl und andere. [3]) Kelrein. [4]) Ebendaselbst. [5]) [6]) Grimm. [7]) Montanus, Grimm. [8]) Vgl. meine Abhandlung über den Geisterglauben. [9]) W. von Wahlbrühl, Vorzeit. [10]) Ebendaselbst. [11]) Nach jüdischem Volkglauben, wenn man ins Feuer spukt. F. S. K.

Spruch, welchen auch Grimm anführt: „Lieber Ofen ich bet' dich an! hast du eine Frau, hätt' ich einen Mann.“ Der Ofen selbst kann ursprünglich wohl nicht so angerufen worden sein, sondern die hier weilenden Geister. Wichtig ist die Stelle eines alten Lustspieles [1]) aus dem Jahre 1696: „Komm', wir wollen hingehen und vor den Ofen knien, vielleicht erhören die Götter unser Gebet!“ In diesen Worten ist der uralte Glaube noch einmal zum Durchbruche gekommen. An der Feuerstätte weilen die Geister, welche allgemach durch das Christentum zu Teufeln, gerade so wie die alten Götter selbst, herabgesunken waren. Der Verfasser des Lustspieles hat die alte Vorstellung dadurch wieder hergestellt, dass er die „Teufel“ einfach in Götter [2]) verwandelt. Ein alter Spruch, den Grimm anführt, sagt: „Wenn das Kind nicht zunimmt, so hat es das Elterlein; man schiebt es etliche Male in den Backofen, so wird jenes weichen.“ Hier finden wir also den Ofen (die Weiterentwickelung des Herdes) als Heilmittel gegen Krankheit, wie ja überhaupt das Herdfeuer vielfach als Schutzmittel gegen Blitzschlag angesehen wurde. „Wo Herdfeuer brennt, schlägt kein Blitz ein,“ sagt ein alter Spruch, [3]) der noch heute in der Tat ausgeführt wird, wenn die Menschen beim Gewitter die geweihten Kräuter verbrennen. Diese Sitte ist also altgermanischem Glauben entsprossen und hat sich in christlicher Fassung erhalten.

Baskische Sprichwörter.

Von Heinrich Merkens.

Auf meinen im Sommer 1861 durch die Ober- und Niederpyrenäen und einen Teil der Baskischen Provinzen unternommenen Streifzügen hatte ich Zeit und Gelegenheit in das Wesen der ältesten Bewohner Europas — denn als solche dürfen wohl die Nachkommen der Vaskonen, eines Zweigs der alten Iberer, gelten — einen Blick zu tun. Unter dem vielen Hochinteressanten, dem ich dank der geschickten Führung meines Land und Leute kennenden Freundes, Herrn Castagnet, Pfarrer von Ispoure, näher zu treten vermochte, befindet sich auch eine Anzahl von baskischen Sprichwörtern, und erlaube ich mir, hier einige Proben aus einer kleinen Sammlung mitzuteilen. — Da für manche Leser auch die sprachliche Seite von Interesse sein dürfte, gebe ich sowohl Text als Uebersetzung. Ersterer ist im Laburdanischen, [4]) das von den sechs nicht wesentlich von einander abweichenden Dialekten des Baskischen, dieser merkwürdigen und auf dem alten Kontinent ganz isolirt stehenden Sprache, für den reinsten und schönsten gilt.

---

[1]) Nach Grimm. [2]) Dass die germanischen Götter ursprünglich Geister gewesen, sich also aus dem Geisterglauben entwickelt haben, vgl. darüber meinen Aufsatz über den Geisterglauben. [3]) Grimm. [4]) In dem in der baskischen Landschaft Labourdan gesprochenen Dialekt. L. hat den Namen von ihrer alten Hauptstadt Lapurdum (Bayonne) erhalten.

Itsasoac adarric ez. (Das Meer hat keine Aeste [an denen man sich halten kann]. Bei uns: Das Wasser hat keine Balken.)

Mundu hunec iduri itsasoa: iguerica ezdakiena itholcera doha. (Die Welt gleicht dem Meere: wer nicht schwimmen kann, der ertrinkt.)

Ezcont-eguna aise izanaren biharamuna. (Der Hochzeittag ist der morgende Tag des guten Wetters.)

Emaztea hartcen duenac escont-sari hutsagatic biharamuna du dolu eguna, gaiz darraiconagatic. (Wer ein Weib ihrer Mitgift wegen nimmt, bereut es am Tage darauf durch das Uebel, das daraus entspringt.)

Mendiac mendiaren beharric ez, bainan guizonac gouizonaren bai. (Der Berg bedarf des Berges nicht; aber der Mensch gehört dem Menschen.)

Begui bateaski du sadunac, ehun ez ditu sobera erosdunac. (Ein Auge genügt dem Verkäufer, doch dem Käufer sind hundert nicht zu viel.)

Ogui gogorrari haguin zorrotza. (Trockenes Brot verlangt scharfe Zähne. — Im Kölnischen: Op hatt Brud gonn hade Zäng.

Harri erabilic ez du biltcen odoldiric. (Ein bewegter Stein erzeugt keinen Schaum.)

Hobe da zuhei hutsa, ecin ez aho usta. (Lieber blos die Kleie als gar nichts.)

Intzaur duenac yateco, aurkit diro harri hausteco. (Wer Nüsse zu essen hat, findet auch Steine, um sie aufzuknacken. — Im Kölnischen: Jede hade Noss fingk singe Zant [Zahn].)

Asco baduc, asco baharco duc. (Hast du viel, so wirst du viel gebrauchen. Im Kölnischen: Wer de Täsche voll hät, dem ess en Kess [Kiste] zo klein.)

Otsoa lugun ducanean, ai baihu hora saihetsean. (Wenn sich der Wolf in deiner Gesellschaft befindet, behalte den Hund an deiner Seite.)

Ehun zaldic, ehun saltoki behar. (Hundert Pferde verlangen auch hundert Sättel.)

Astoa emaitzaz arbuiatu zuenac, guero erosi behar ukhan zuen. (Jener, der den Esel ausschlug als Geschenk, war später gezwungen, ihn zu kaufen.)

Beharrac aharrac. (Die Not ist des Streites Anfang.)

Beha lehenic, mintza azkenic. (Hör' an zuerst und sprich hernach.)

Phago eroriala, guciac laster-ari dira. (Wenn die Buche stürzt, fällt ein Jeder über ihre Aeste her.)

Dohainac hausten tu harrocac. (Geschenke durchbrechen Felsen.)

Erradac norekin bici hizan, nic guero hiri nolaco hizan. (Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist.)

Erhoaren sinhestea, zuhur ustea. (Der Narr glaubt, er sei weise. — Bei uns: Jedem Narren gefällt seine Weise.)

Haur nigar-galeac aitari bizzarra thira. (Das Kind, das weinen will, zupft seinen Vater am Bart.)

Gathua, oinac busti gabe, arrainkari. (Die Katze geht auf den Fischfang, ohne sich die Pfoten nass zu machen. Bei uns: Katzen essen gern Fische, wollen aber nicht ins Wasser.)

Guti edatea eta guti sinhestea zuhurraren eguitea. (Wenig trinken und wenig essen ist die Sache des Weisen.)

Nori berea da zucen bidea. (Jedem das Seine ist der Weg der Gerechtigkeit. — Suum cuique.)

Lehia gaitza berant garri. (Ein zu schneller Gang führt Verspätung herbei. — Wer zu schnell geht, bleibt zurück; im Sinne unseres: Allzuscharf macht schartig.)

Ecina azkharrago ecin ez cina. (Die Ohnmacht ist stärker als ein Eidschwur.)

Gabeac hasta kharats. (Der Arme hat einen üblen Athem — Bei uns: Armut stinkt.

Lagun elhestari bideco zamari. Ein guter Redner ist ein Reisegerät wert. — Im Kölnischen: Wat got schwätze kann, galoppirt durch et Land.

Horac non mina han mihia. (Der Hund führt seine Zunge dahin [leckt sich da], wo sich sein Uebel befindet [wo es ihn schmerzt].)

Chori bakhoitzari eder bere habia. (Jedem Vogel gefällt sein Nest. — Im Kölnischen: Dä Vugel es nit lever, als wo hä gehek es.)

Arbola oroc adar eihar. (Jeder Baum hat dürre Aeste. — Bei uns: Keine Rose ohne Dornen.)

Arrotzac escua latz. (Der Fremde hat eine harte Hand.)

Arrotz herri, otso herri. (Fremdes Land, Land der Wölfe.)

Haz-nezac egungo haraguiaz, atzoco oguiaz, eta yazco arnoaz, eta medicua bihoaz. (Gieb mir [ernähre mich mit] Fleisch von heute, Brot von gestern und Wein von dem vergangeneu Jahre, und ich sage den Aerzten Lebewohl.)

Sendo nahi dituca beguiac? Lot-izac hire erhiac. (Willst du gesunde Augen haben? Binde (halte) deine Finger zusammen.)

Betheguiz zorroa, lehertuz dohva. (Zuviel macht den Sack springen; wörtlich: durch zuviel hineinthun ist der Sack gesprungen. — Bei uns: Zuviel zerreisst den Sack.)

Gaitza, ongui athor, bakhar baathor. (Unglück sei mir willkommen, wenn du allein kommst. — Bei uns: Kein Unglück kommt allein.

Jaeduna, eguic athor, bakhar baathor. (Ritter, mache deinen Sohn zum Herzog, und er wird dich nicht mehr kennen.)

Ahalgue-gabeac ditu epher erreac, cer, ahalgorrac, ogui mokhorrac. (Der Freche hat stets gebratene Rebhühner, während der Verschämte nur den Brotrest besitzt [kriegt].)

Hila lurpera, biciac asera. (Dem Tod die Grube, den Lebenden den Ueberfluss.)

Yocoac adarrac makhur. (Das Spiel hat krumme Aeste; vielleicht besser: Jedes Spiel; im Sinne des französischen Sprichworts: Les fautes sont faites pour le jeu, das damit sagen will,

dass es in allen Dingen gewisse Regeln giebt, die man streng beobachten muss.)

Ama sinhesten ezduenac, amaizuna. (Wer seiner Mutter nicht folgt, wird seiner Stiefmutter folgen. — Bei uns: Wer nicht hören will, der muss fühlen.)

Hacitic bihia. (Die Beere (Frucht) kommt aus dem Samen. — Bei uns: Der Apfel fällt nicht weit vom Baum; Art lässt nicht von Art.)

Azkhen hilac paga zorrac. (Wer zuletzt stirbt, bezahlt die Schulden.)

Ditchac: bilha nezala, diotza. (Das Glück sagt: suche mich.

Nori-onari idokoc athea. (Oeffne dem Glücke die Thüre. — Bei uns: Man soll dem Glücke ein Thürchen offen halten.)

Nolaco bicitce, halaco heriotce. (Wie das Leben, so der Tod. — Bei uns: Wie gelebt, so gestorben.)

Zunharrac eder adar, bainan fruituric ez ekhar. (Die Ulme hat schöne Aeste, aber sie trägt keine Früchte.)

Bichtatic urruu, bihotcetic urrun. (Aus dem Gesicht, aus dem Gedächtnis. — Bei uns: Aus den Augen, aus dem Sinn.)

Ceinua entzun nahi ezduenac, ez soka thira. (Wer nicht den Klang der Glocke [läuten] hören will, darf nicht am Seile ziehen.)

Oin orori ezta emana oski gorri. (Nicht alle Füsse sind dazu gemacht, rote Schuhe zu tragen.)

Mihia hitz eztiac zaurtcen eztic. (Milde Worte verletzen die Zunge nicht. — Ein französisches Sprichwort sagt: Beau parler n' écorche langue.)

Lasto su, laster su. (Strohfeuer brennt rasch.)

Oillo ibilcari acherien yanhari. (Ein Huhn das läuft, fällt dem Fuchse zur Beute.)

Ez da zaldiric erortcen ez denic. (Es giebt kein Pferd, das nicht stolpert. — Französisch: Jl n'ya si bon cheval qui ne bronche.)

Burdina bero deno, yo behar da. (Man muss das Eisen schmieden, so lang es warm ist.)

Orga tcharrago karranka handiago. (Je mehr die Karre verbraucht ist, desto mehr Geräusch macht sie.)

Lur beran cilo handi. (In weiche Erde ist leicht ein grosses Loch graben.)

Su gaberic ezda kheric. (Ohne Feuer, keinen Rauch. — Bei uns: Kein Feuer ist ohne Rauch; französisch: Je n'ya point de feu sant fumée.)

Tehazco astoac aurtheorroa. (Der Esel aus dem vergangenen Jahre schreit in dem heurigen.)

Juhurrac hitz erdiz aditeen. (Der weise Mann hört [versteht] ein halbes Wort.)

Urde goseac ezkur amets. (Die Sau, die Hunger hat, träumt von der Bucheichel; — kölnisch: Wat Hunger hät, denk an der Pott [Topf].)

Ueber den Zauber mit menschlichem Blut und dessen Ceremonial-Gebrauch bei den Indianern Amerikas.

Von Dr. A. F. Chamberlain (Clark University-Worcester, Massachusetts).

III. Bei einigen Völkern der untercalifornischen Halbinsel kuriren die Schamanen Geschwülste, indem sie die Haut ritzen und das Blut aussaugen. Das Aussaugen des Blutes durch den Schamanen ist in Amerika sehr weit verbreitet, von dem Eismeere bis an die südlichste Spitze des südamerikanischen Festlandes, und wird mit verschiedenen Ceremonien begleitet. In Unter-Californien, z. B., wenn die leidende Person ein Kind oder eine Schwester hatte, schnitt man dieser in den kleinen Finger der rechten Hand und liess das Blut auf den bösen Teil des Körpers niedertröpfeln. Nach dem Tode eines Indianers grämen sich seine Freunde und Verwandte, indem sie sich den Kopf mit scharfen Steinen schlagen, bis das Blut herabrieselt.[1]) Von den Tobosos und anderen Völkern nördlichen Mexikos berichtet man folgendes: sie frassen das Menschenfleisch und jagten die Menschen gleich wie das Wild. Sie speisten das Fleisch ihrer tapferen Feinde, um dadurch ihre eigene Tapferkeit zu vergrössern. Bei den Ceris zur Zeit der Einweihung der jungen Krieger, ritzte der Priester grausam mit einer Adlerklaue die Schultern, Arme, Brust, und Schenkel des Candidaten, dem kein Seufzer oder Aechzen entfuhr.[2]) Unter einigen Völkern dieses Landes berauscht sich bei der Geburt des ersten Kindes der Vater, den eine tobende Rotte umgibt, wovon ein jeder ihm die Brust streicht und ritzt, bis das Blut stark herabfliesst.

Nach einer langen Reise oder nach einem ermüdenden Kriegaufzuge scarificiren die Opater ihre Beine und Füsse mit scharfen Feuersteinen. Ist in der Provinz Zacatecas ein Bund zwischen zwei Völkern zu schlagen, so zieht man aus den Ohren eines dem die Allianz wünschenden Geschlechte gehörenden Indianers Blut, womit verschiedene Männer des anderen Geschlechtes sich einschmieren, und so wird der Bund geschlossen.[3])

Wird ein Cora-Indianer im Kampfe getötet, so verwahrt ein Verwandter ein im Blut getauchtes Tuch bis zum Tod des Mörders oder eines Mannes derselben Familie. Im Kampfe sparten die Tepekaner oft die Kinder, denen sie aber das Gehirn und das Blut ihrer ermordeten Eltern zu trinken gaben, um sie gegen ihre eigenen Verwandten hart und gefühllos zu machen. Die Komanche-Indianer, von denen berichtet wird, dass sie das warme Blut der getöteten Tiere trinken, üben auch das Scarificiren sowohl als Heilmittel gegen Hautkrankheiten, wie als Zeichen des Schmerzes beim Begraben eines Verwandten.[4])

---

[1]) Bancroft, Native Races I, 569. [2]) Bancroft, Native Races I, 577, 580. [3]) Bancroft, Native Races I, 585, 589, 637. [4]) Bancroft, Native Races I, 637, 629, 521, 523.

Nach Dorsey sah ein Ponka-Indianer auf einem Hügel sein mit Blut bedecktes Gespenst, was seinen eigenen Tod vorstellte.[1] In ganz ähnlicher Weise glauben die Schuschwap-Indianer von Britisch Columbien, dass, wenn man träumend oder wachend Blut spritzen gesehen, irgend einer durch Gewalttat sterben werde. Nach Geburt eines Kindes muss die Mutter sich alles, was blutet, versagen, und jedem Mädchen, das reif wird, schreibt man das nämliche vor. Stirbt ein Zwillingkind, so muss das nachbleibende sich im Schwitzhause reinigen, um aus seinem Körper das Blut des Gestorbenen zu entfernen.[2] Nachdem ein Krieger seinen Schutzgeist erhalten, kann er Flintenkugeln und Pfeilen Trotz bieten. Denn, wenn er vom Pfeile getroffen wird, blutet er nicht, sondern das in seinen Magen von der Wunde niedertreufelnde Blut ausspeiend, kämpft er wacker fort. Wirft man bei den Bku'ñgen den vom Blute eines Verwundeten noch bedeckten Pfeil ins Feuer, so wird der Mensch sehr krank, deswegen muss man den Pfeil sorgfältig verbergen und ihn weit vom Feuer entfernt halten.[3]

Bei den Uten kurirt man Wunden mit Fichtenharz, nachdem das Blut ausgepresst ist, und beim Tode eines Verwandten scarificiren und ritzen sie ihre Körper.[4]

Bei den Tscherokiern ritzt der Schamane die Brust einer an Rheumatismus leidenden Person mit einem Dorne und salbt die Haut, indem das Blut herabfliesst.[5]

Unter den rohen Völkern der nordwestlichen pacifischen Küste fand die Menschenfresserei eine ganz seltsame Verbreitung. Die Nutkas töteten bei ihren schrecklichen Feierlichkeiten Sklaven und Gefangene, deren Fleisch sie verspeisten.[6]

Die gesellschaftlichen und religiösen Tänze der Kwakiutl von Britisch Columbien hat Dr. F. Boas aus eigener Beobachtung umständlich beschrieben. In diesen Feierlichkeiten spielt der Cannibalismus eine recht grosse Rolle besonders in den sogenannten Wintertänzen, die ihren Ursprung einigen Geistern, insbesondere dem cannibalischen Baqbakuālanusī'uaē danken. In einer diese Geister betreffenden Legende der Wik'ēnōq-Indianer leckt trotz des starken Verbotes seiner Mutter ein Knabe das aus dem verwundeten Beine eines anderen niedertreufelnde Blut gierig auf, und eine andere hier auftretende Person sagt dem Geiste, nachdem er einen Hund getötet und dessen Blut in eine Schale gesammelt: „Dies ist das Blut meiner Söhne, geh nach Hause und gib es deiner Gattin."[7]

In einer anderen Mythe der Kwakiutl erhielt ein gewisser Mann, bevor er getötet wurde, vom cannibalischen Geist ein Säckchen, das die Speise des Unholden enthielt. Sie bestand aus Ohren, Fingern, Zehen,

---

[1]) Journ. of Amer. Folk-Lore I, 73. [2]) Dr. F. Boas. Report of Committee of Brit. Assoc., 1890, S. 98, 89, 92. [3]) Boas, Report, 1890, S. 93, 25. [4]) Bancroft, Native Races I, 439, 440. [5]) Mooney in Journ. of Amer. Folk-Lore III, 48. [6]) Bancroft, Native Races I. [7]) Journ. of Amer. Folk-Lore, Vol. I (1888). 49—64. Vgl. Bancroft, Native Races I, 171.

Augen usw. von Menschen, die der schreckliche Geist erschlagen hatte. Wird bei der Einweihung des Hāmáts'a (d. h. Cannibal), die im Winter unter Tanzen, Singen und Schmausen stattfindet, der Neuling auf jemand böse, so beisst er ihm ein Stückchen Fleisch aus dem Arme, muss aber dem Gebissenen ein paar Bettdecken schenken. Nicht selten stürzt der Hāmáts'a aus dem Hause fort, um in aller Kürze mit einer Leiche zurückzukehren, welche die Gesellschaft zankend unter sich verteilt. Einige grosse Stücke presst man in den Mund des Neulings, welcher sie ohne sie zu kauen hinunterschlingen muss. Gehirn und Mark hielt man für Leckerbissen.

(Schluss folgt.)

Bienensegen.[1]

XIX. Eine Zusammenstellung mehrerer Bienensegen hat Pfeiffer in den Sitzungber. der Wiener Akademie, Philos.-hist. Cl. 52 (1886), S. 3 ff. gegeben; es sind ein deutscher des 9. Jahrhunderts, sechs heutige niederdeutsche, ein Siebenbürgischer, zwei lateinische (einer aus dem 10. Jahrhundert, einer aus einer St. Galler Handschrift). Einen dritten lateinischen, aus dem 9. Jahrhundert, veröffentlichte Haupt in den Wiener Sitzungber. 69 (1871), S. 35 f., während Ewald im Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtkunde 8 (1883), S. 356 f. den eben erwähnten St. Galler Segen behandelte und zeigte, dass er in dem Codex sich zweimal finde, einmal von einer Hand des 9. bis 10. Jahrhunderts und dann in einer nicht genauen Wiederholung von einer Hand des 10. Jahrhunderts. Der altdeutsche und der Siebenbürger Text gedenken beim Segen der Jungfrau Maria, der von Haupt gegebene lateinische ruft die vier Evangelisten und die Engel an, der St. Galler Gott den König der Himmel und seinen Sohn den Erlöser, der dritte lateinische den Namen Gottes.

Aus dem alten Aegypten sind Bienensegen nicht erhalten, wie überhaupt Angaben über Bienenzucht fehlen, so viel auch die Texte von der Verwendung von Wachs und Honig zu berichten wissen. Jedenfalls hat die Biene aber eine grosse Rolle gespielt, wie schon daraus hervorgeht, dass der Titel des Königs von Unter-Aegypten ideographisch gewöhnlich mit dem Bilde der Biene geschrieben wird, wie auch der Titel des Oberpriesters zu Koptos durch dieses Zeichen Ausdruck findet. In späterer Zeit besassen die Aegypter, wie aus Achilles Tatius II. 7 hervorgeht, eine Beschwörungformel, deren Murmeln den Schmerz von Bienen- und Wespenstichen verschwinden lassen sollte. Der Papyrus Ebers S. 97 l. 20—21 führt statt dessen ein prophylaktisches Mittel auf: um von Bienen nicht gestochen zu werden, solle man sich mit dem Fette eines Vogels, der Coracias garrula, einsalben.

Bonn. A. Wiedemann.

---

[1]) Siehe „Am Ur-Quell" B. III, S. 95—98, 205—206, 249—250.

Der Mann im Monde.

Eine Umfrage von H. Volksmann.

24—28. Einen höchst wertvollen und stoffreichen Beitrag zu unserem Thema hat Reinhold Köhler, der bewundernswerteste Kenner der wandernden Motive der Weltlitteratur, 1879 in der von R. Wülker herausgegebenen „Anglia. Zeitschrift für englische Philologie“ Bd. II, S. 137—140 veröffentlicht: „Der Mann im Monde und eine Stelle in S. Rowley's ‚When yon see me, you know me.‘“ In Elze's Ausgabe dieses Stücks (Dessau 1874) steht dieser Passus, der den Mann im Monde im englischen Volkmunde vorführt, S. 27; übrigens ist er bei Köhler wörtlich abgedruckt. Nach der Ansicht der betreffenden Person soll der Mann im Monde ‚clowting of St. Peter's shoon‘ sein; Köhler vermutete hier mit seinem Spürsinn Anspielung auf etwas Volkmässiges, er suchte, und richtig, er fand ein bezügliches altes Lied (das er S. 139 f. mitteilt) von 1609. So ist also hier der Mann im Monde ein Schuhflicker!

Ganz in dieselbe Zeit fallen die beiden kuriosen Erwähnungen des Manns im Monde bei Shakespeare, die beide ganz und gar volktümlich sind: A midsummer night's dream V 1 in dem berühmten Rüpelspiel von Pyramus und Thisbe (besonders V. 137 f. und 249); The Tempest II 2, 142 ff. Der geniale Dramatiker macht sich auf Kosten des Volkglaubens arg lustig.

R. Köhler führt übrigens a. a. O. S. 138 Anm. 1 zahlreiche Fundstellen für das Märchen vom Mann im Monde an. J. Grimm, deutsche Mythologie, S. 680—682, darf besonders nicht vergessen werden.

Nürnberg. Ludwig Fränkel.

Das unter Nr. 11 dieser Mitteilungen angeführte Kinderlied vom „Wellemännele im Mond“ findet sich auch mit geringen orthographischen Abweichungen in A. Stöbers elsäss. Volkbüchlein, Mühlh. 1859 (2), Nr. 262. Vielleicht steht es schon in der ersten Ausgabe der Stöberschen Sammlung [1]) und wurde wie manche anderen Reime von Simrock daraus herübergenommen. S. 151 bemerkt Stöber zu dem Liedchen:

„Ueber die Bedeutung des Wellemännleins im Monde s. Grimm, M., S. 679 u. f.; Kuhn, Märk. Sagen, Vorr. S. XI; 26, 107, 140; Simrock, Myth. S. 23; 428; Meier, Sagen aus Schwaben, S. 229—233; Schambach und Müller,[2]) S. 67; Tobler,[3]) S. 20; Schönwerth,[4]) II, S. 68—81, wo sich neun verschiedene in der Oberpfalz gangbare Erzählungen befinden. Sag. d. Elsass, S. 443—445).“ Dann weist Stöber noch auf das Hebel'sche Gedicht „Der Mann im Mond“ hin, sowie auf die volktümliche Personification der Sonne und des Mondes.

München. A. Englert.

---

[1]) Die ist mir nicht zugänglich. [2]) Niedersächs. Sagen und Märchen, Gött. 1855. [3]) Appenz. Sprachschatz. Zür. 1837. [4]) Aus der Oberpfalz. Augsb. 1857—58.

Im 2. Bande der „Mélusine," Paris 1878, ist unter „Petites légendes du Forez et du Velay" Sp. 403 ff. folgende Sage mitgeteilt: L' Homme dé la lune. Certaines nuits, on aperçoit dans les ombres de la lune une forme humaine. Si l'on regarde bien, on distingue un homme qui tient une fourche avec laquelle il remue des broussailles. C' est un bûcheron à qui Dieu a donné la lune pour demeure et qu' il a condamné à travailler perpétuellement pour le punir d'avoir, sur terre, travaillé un jour de dimanche,

München. A. Englert.

De hellige Jungfrau Maria hät ens des Ovends (Abends) et Jesukind met 'nem Korv (Korb) voll Aeppel erusgescheck, dä sallt et zo singem Flägevatter Josep drage. Op dem Weg ess ävver (aber) dem Kind der Korv gar zo schwer gewohde (geworden), un als grad 'ne Jüd doher gekummen ess, do hät et dä gebedde, hä sallt in im e Stöck Wegs avnemme. Dä Jüd ävver wor 'ne wöste hatthäzzige Minsch un säht zo dem Jesukindche: „Ich mol der jet! (Dies wird zuweilen auch drastischer ausgedrückt). Drag do ding Saach selver (deine Sache selber). Donoh säht dat Jesukindche: „Wellste mer dann helfen drage?" Och dat wollt der Jüd nit dunn. „Dann halt nor Waach bei mingem Korv, ungerdess lauf ich zor Mutter, die sall mer helfe." „Wat?" reef der Jüd, „ich sall ör Aeppel höde! Vil leever söss ich doch do bovve (oben) em Mond!" Un vun der Zick an setz der Jüd, dä unserm Jesukindche nit helfe wollt, em Mond.

Würzburg. Heinrich Merkens. (Mündlich aus Köln.)

Zu meinem lebhaften Bedauern hat sich in meine Parallele zwischen der altmärkischen Volksage „Die Spinnerin im Monde" und der englischen Gestaltung des Themas in dem Drama „The woman in the moon" (1597), „Am Ur-Quell" III, S. 343 ein Druckfehler eingeschlichen; der Verfasser des letzteren heisst nämlich nicht Byly, sondern Lyly (auch Lilly oder Lily).

Nürnberg. Ludwig Fränkel.

Tod und Totenfetische im Volkglauben der Siebenbürger Sachsen.

Von Dr. Heinrich v. Wlislocki.

III. Im Volkglauben der Siebenbürger Sachsen kommen auch alle Arten von Totenfetischen vor, die wir im Volkbrauch anderer siebenbürgischer Völkerschaften zum grössten Teil wiederfinden. Alles und jedes, was mit der Leiche und deren Teilen in irgend eine Verbindung oder Berührung kommt, verwendet der Zauber zu seinen Zwecken und Absichten.

Es heisst im sächsischen Volkglauben, dass derjenige, der etwas absichtlich oder unabsichtlich sich aneignet, das den Toten mittelbar (Körperteile) oder unmittelbar (Grabblumen, Sargstücke usw.) angehört, sein lebelang unglücklich wird. Eine Bäckermagd, die nachts um Bier geschickt, über den Kirchhof zur Schenke ging, sah

eine weisse Gestalt auf einem Grabe kauern. Sie meinte, es sei ihr Geliebter, der Bäckergeselle, ging also auf die Gestalt zu, zog ihr das Hemd aus und eilte davon. Es war aber nicht ihr Geliebter gewesen, sondern ein Toter, der in der nächsten Nacht ans Fenster der Magd kam und sie aufforderte, ihm das Hemd an derselben Stelle wieder anzuziehen. Wie sie dies in der folgenden Nacht in Begleitung des Bäckergesellen tat, umfasste sie der Tote und war im Nu mit ihr verschwunden (s. Müller Nr. 470, Schuller, G., S. 67). Diese, auch anderen Völkerschaften Siebenbürgens bekannte Sage illustriert am besten den Glauben, dass man Tote im Besitze ihres Eigentums nicht stören dürfe.

Will man sich etwas von den Toten aneignen, so muss man folgende Vorschriften einhalten: Man spricht beim Wegnehmen eines Totengutes: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Oder man schlägt in das Grab ein mit einem Kreuz bezeichnetes Hölzchen ein oder steckt einen eisernen Nagel ins Grab. Die Sache, die man vom Friedhof oder von einer Leiche sich aneignet, soll man zuerst mit der linken Hand angreifen, oder um die Hand ein weisses Tuch wickeln und so die betreffende Sache nach Hause tragen, das Tuch aber soll man so bald wie möglich in den Grabhügel einscharren. „Den Tod eines schlechten Menschen (eines Diebes usw.) kann man dadurch herbeiführen, dass man durch gewisse Personen, die solches gegen gute Bezahlung vermögen, „auf ihm fasten“ lässt. Man sieht nur einmal, dass er auf den Füssen vergeht und stirbt“ (G. Schuller, S. 66). Wirft man heimlich in einen Sarg Speichel, Blut und dergl. einer Person, so siecht diese langsam dahin und stirbt, wenn sie den Grund ihrer Krankheit nicht errät. Steckt man ein Totenknochensplitterchen Jemandem in den oberen Teil des Thürstockes, jedoch auf der Seite, die nicht gegen die Stube gekehrt ist, so wird der betreffende Inwohner mit der Zeit ein Stück nach dem anderen seines Besitztums verlieren; in die innere, der Stube zugekehrten Seite gesteckt, bewirkt dies Knochensplitterchen rasche Vermehrung des Besitztums (Mühlbach; ähnlich im magyarischen Volkglauben).[1] Hängt man einen Lappen von einem Totenkleide an einen Rebenstock, so trägt er keine Trauben mehr; vergräbt man aber einen Totenknochen in die Fruchtkammer, so vertreibt man damit alle Mäuse (Heltau, vergl. Lippert a. a. O., S. 397). Gibt man Speisereste vom Totenmahle den Haustieren zu fressen, so werden sie davon fett (Burzenland). Will man einer Person den Schlaf benehmen, so stecke man ihr unters Kopfpolster das Tuch, mit dem man die Tränen sich abgewischt hat, die man bei einer Leiche geweint. Das Tuch darf aber seither nicht gewaschen worden sein. Die Person wird nun allnächtlich vom betreffenden Toten träumen und so lange keine nächtliche Ruhe haben, bis sie das Tuch nicht verbrennt (Kron-

---

[1]) Siehe mein Werk: „Volkgl. und relig. Brauch der Magyaren“ (Münster, Aschendorff) sub. Tod.

stadt; vgl. Lippert, S. 409). Dauernden Unfrieden kann man unter Eheleuten stiften, wenn man von ihren Haaren, Nägeln, Speichel, Blut und dergl. etwas in ein offenes Grab wirft.

Besonders spielt die Heilkraft der Totenfetische auch im Volkglauben der Siebenbürger Sachsen eine Rolle.

„Wenn ein Augenkranker an einem heiteren Frühlingsonntage in der Frühe zum Grabe eines Frommen geht und seine Augen mit frischem Tau davon benetzt, so wird er an den Augen geheilt" (G. Schuller, S. 58). Mit unheilbarem Ausschlag behaftete Kranke soll man in einem Bade, in dem sich Kräuter und Erde von einem Grabe befinden, waschen, und das Badwasser dann auf den Friedhof giessen (Hermannstadt). Gegen Auswuchs und Kropf ziehe man einem Toten durch die Hand einen Seidenfaden und binde ihn dann um den Hals des betreffenden Menschen (Haltrich Wolff. Zur Volkk. der Sieb. Sachsen, S. 308). Ein seidenes Band aus einem Grabe schützt gegen Fraisen. Am Charfreitag beim Kirchenläuten geht man auf den Friedhof und holt Attich, ein Mittel gegen jede Krankheit (G. Schuller, S. 58). Stirbt ein Säugling, so legt sich die Mutter Erde vom Grabe auf die Brüste, damit ihre Milch versiege (G. Schuller, S. 39). Mit Lappen von einem Totenkleid sollen sich Gichtkranke den leidenden Körperteil reiben und dann den Lappen allnächtlich an einen Baum hängen (Kronstadt). Gegen anhaltende Krämpfe soll man mit einem Faden einen Toten ausmessen und diesen um den blossen Leib tragen (Tartlau, Petersberg). Eine Geschwulst oder Warzen werden geheilt, wenn man sie sich mit der Hand eines Toten streichelt (Henndorf). „Einen Säufer kann man von seiner Trinksucht gründlich kuriren, wenn man von dem Getränke, das er am liebsten trinkt, ein Quantum über eine Silbermünze, die in dem Munde eines Toten während dessen Ausstattung gelegen hat, giesst und dem Säufer zu trinken giebt" (G. Schuller, S. 65). Was F. S. Krauss (a. a. O., S. 140) aus dem südslavischen Glauben berichtet, teilte mir 1888 eine in Mühlbach gar wohl bekannte Bauernmagd Anna mit. Ne vir coitum facere possit, soll das Weib eine Nadel dem Toten in den Leib stecken, die nach einigen Stunden unbewusst herausziehen und über sie dann einen Trank dem betreffenden Manne giessen. Er wird keines Weibes mehr froh werden, mamque membro virili ad coëundum firmitas deficiet. Irrsinnigen soll man aus einem Totenschädel zu trinken geben.

Lactation beim männlichen Geschlechte.

Von A. Treichel, Hoch-Paleschken.

I. Zum Kapitel der Lactation beim männlichen Geschlechte wird mir mitgeteilt, dass in Rahmel, Kr. Neustadt (W.-Pr.), noch jetzt ein Gastwirt M. lebt, der vor mehreren Jahren in einer angeheiterten Stimmung und in Gegenwart mehrerer Herren nach ganz geringem Drucke aus seinen Brustwarzen eine milchartige Flüssig-

keit spritzen liess. Dieser Mann ist jetzt nahezu 50 Jahre alt, gross und von starkem Körper, seit etwa fünf Jahren mit einer etwa 26jährigen Frau verheiratet, aber bis jetzt kinderlos, wofür Volkmund den etwaigen Grund in seiner Milchergiebigkeit sucht. Nach meinem Gewährmanne vertilgt jener Mann täglich eine bedeutende Portion Bier. Sonst vergl. Treichel über dasselbe Thema in Zeitschr. f. Ethnologie, Berlin, Bd. 19, Sitz.-Ber. vom 14. Nov. 1888, sowie über wochenbettlose Lactation bei weiblichen Ziegen im Ber. d. wpr. bot. zool. V. für 1888, S. 98, und in Zeitschr. f. Ethnol., Berlin, Bd. 19. Sitz.-Ber. v. 26. Mai 1888, S. 257.

Volklieder aus Mecklenburg.

In den Michaelisferien hatte ich Gelegenheit ein altes Mütterchen Volklieder singen zu hören, die wohl den Volkforschern nicht unbekannt sind, aber in dieser Form nicht uninteressant sein mögen. Es stammte aus Gnoien, einem mecklenburgischen Landstädtchen nicht weit von der Trebel und der pommerschen Grenze. Die Melodie der Lieder ist bei allen dieselbe, das einfache rhythmische Rezitiren mit gelegentlicher Erhöhung der Stimme am Versschluss. An einigen Stellen ist der Text verderbt, auch die Stropheneinteilung ist oft schwer zu finden.

I.

1. In des Gartens dunkler Laube
Sass am Abend Hand in Hand
Ritter Ewald neben Minna
An das Teure fest gewandt.

2. Und der Ritter sprach ganz tröstend:
Teure, lass dein Weinen sein,
Eh die Rosen immer blühen
Werd ich wieder bei dir sein.

3. Und er schied beim Mondenscheine
In den Krieg fürs Vaterland.
Er gedachte stets an Minna,
Wenn der Mond am Himmel stand.

4. Und ein Jahr war bald verflossen;
Eh die Rosen wieder blühn
Schlich sich Ewald in den Garten
Wo er sie zuletzt noch sprach.

5. Und er sahe aus die Ferne
Eines Grabes Hügel her
Und auf Marmor stand geschrieben:
Deine Minna lebt nicht mehr.

6. Und er ging ins nahe Kloster,
Legte Schwert und Panzer ab,
Und auf Friedhofs hohen Bergen
Gruben die Mönche schon sein Grab.

II.

1. Eine Heldin ward erzogen
Mit Namen Isabell,
Sie schoss mit Pfeil und Bogen
So gut als Wilhelm Tell

2. Ein Ritter jung von Jahren
Mit Namen Eduard,
Der sich beim Ringverspiele
In ihr verliebet hat.

3. Er schenkt ihr zu erfreuen
Den schönsten Ritterstrauss.
Aber nichts nach ihrem Willen,
Sie schlug ihm alles aus.

4. Du Stolze, du Schnöde, du Blöde,
Dein Stolz wird dir gereuen,
Wenn ich einst ruhen werde,
Wirst Du noch Tränen wein'n.

5. Einst ritt sie eine Strecke
Als Jägerin in den Wald,
Was erblickt sie an einer Ecke
In Bärenhaut-Gestalt.

6. Anstatt die Flucht zu nehmen,
So nahm das kühne Weib
Und schoss mit Pfeil und Bogen
Das Untier durch den Leib.

7. Da erblickte sie Eduard
In Bärenhaut gehüllt,
Sie weint, sie jammert, sie klaget,
Riss sich das Haar bald aus.
Setzt sich aufs Ross und jaget
Halb tot, halb bleich nach Haus.

8. Und eh vier Wochen verflossen,
Begrub man ihre Knochen
Im Staube des Eduard.

III.

1. Sass ich eines Abends vor meiner Hütte
Bei einem schönen Sommertag,
Da kam ein Jüngling, wer weiss, wie schöne,
Der hielt wohl um die Liebe an.

2. Er wollt mich lieben,
Ich wollts nicht leiden,
Denn ich verstand es da noch nicht.
Morgens 8 Uhr kam die Mutter:
— Ach Tochter, steh doch einmal auf.
— Ach Mutter, herzensliebste Mutter,
Ich hab' geliebet die ganze Nacht.
— Wo ist der Heuchler und der Verführer,
Der dir dein Herz verführet hat.
Ich will ihm geben
Drei Dutzend Thaler wohl mit dem Besenstiel.
Un dat so swapp.

Wismar i. M. O. Glöde.

Schnurren und Schnaken aus Rügen.

Von O. Knoop in Rogasen.

I. Der tote Bauer. Een Buer ging to Holt un wull sich do Bööm hålen. Da sett' he sich up eenen Telgen, den he afsågen wull. Dunn kamm een Mann un säd: „Du, fall doe nich runne, denn dat ward nich mehr lang duere, denn is he af.“ Nu ging de Kirl wedder weg. Dat duert ook nich lang, so hett de Buer den Tweig afsågt und feel mit em herrunne. As he unnen lag, kamm de Mann wedder, dem em dat vörher seggt härr un säd: „Heww ick di dat nich vörher seggt?“ „Jau,“ säd de Buer; „du büst woll de leew' Gott?“ „Jau, dat bün ick,“ säd de Mann. „Na,“ säd de Buer, „dann will ick nich, dat du ümmer to Foot gehst, dann will ick di mien Pier und Wag' gewen. Nu segg mi ook, wue lang ick lewen sall!“ „Jau,“ säd he, wenn du dremal purrt hest, so föllst du üm un büst doot.“ Nu ging he nah Huus und säd sine Fru dat. Doe stunnen äwer noch dree Sack vull Arten (Arwten). „De möt ick noch irst vör minen Doot (ruppe) to Böhn (Boden) dräg'n,“ dacht he, „denn mien Fru kann se nich ruppe kriegen.“ Dunn gung dat los. Hei schwenkt sich 'n Sack vull up'n Nacken un droog em to Böhn; unnerwegs flog em een weg. „Na,“ dacht hei, „nu heww ick man noch twee, nu will ick mi man beter vörsehn.“ Nu ging hei hen un hålt den tweeten Sack; unnerwegs gung em dat jüst wedder so. Dunn hadd he man noch eenen. Nu wull hei den drüdden Sack ook nich ståhn låten und droog em ook to Böhn. As hei öwer'n Hof ging, flog em de letzt ook weg. Nu full hei dål un wier doot. Dunn kemen all dei Schwien an, de up den Hof wier'n, reeten den Sack intwei un freten de Arten up. Nu kamm siene Fru an un säd: „Vadder, Vadder, wat måkst du doa? De Schwien freten jo all dei Arten up un rieten den Sack intwei!“ „Jau,“ sä hei „ick bün doot.“ „Je,“ seggt siene Fru, „wenn du nich bald upstehst, so will ick di

uphelpen; de Schwien freten all de Arten up!“ dunn stund hei up un säd: „De Kirl het mi doch wat vörlågen; denn möt ick man hengåhn un mien’ Pier un Wåg’ wedderhålen.“

In einer äusserst obscoenen bosnischen Variante dieser Schnurre begaunert der Unbekannte den Bauer um drei Säcke Weizen für drei weise Ratschläge, die der Bauer seinem Weibe nicht mitteilen sollte. Er tat es aber doch und gab wider Willen Anstoss zu einem Ehebruch seiner Frau. F. S. K.

Warum gehen Spukgeister kopflos um?

Eine Umfrage von H. F. Feilberg.

III. Zu den litterarischen Belegen über kopflose Spukgeister (Am Ur-Quell IV, S. 8) füge ich den aus Hölty's Idylle „Das Feuer im Walde“ (Gedichte von Ludwig Heinrich Christoph Hölty, herausg. von Karl Halm. Leipzig: F. A. Brockhaus, S. 26):

Zween Knaben liefen durch den Hain
Und lasen Eichenreiser auf,
Und türmten sich ein Hirtenfeu'r.
Sie schwatzen dies und schwatzen das,
Vom Feuermann und Ohnekopf,
Vom Amtmann, der im Dorfe spukt usw.

Die kopflosen Spukgeister scheinen danach im vorigen Jahrhundert auch im Hannoverschen bekannt gewesen zu sein.

In „Am Ur-Quell“ I, 7: Auf der sogenannten Schwedenschanze bei Breslau spukt in gewissen Nächten ein kopfloser Reiter (s. Berliner Tägl. Rundschau v. 5. März 1893; Unterhaltung-Beilage S. 21).

Northeim. R. Sprenger.

Ueber kopflose Geister vergl. man Ludwig Frahm in „Am Urdsbrunnen“ Jahrgang V, S. 17, 18. Verfasser weist zunächst auf den Piraten Kl. Störtebeker hin, der als Ohnekopf umgeht auf Rügen, an Pommerns und Mecklenburgs Küste, bei Putlos in Ostholstein, besonders aber an den Gestaden Ostfrieslands, der Weser und Elbe. Besonders interessant ist sein Bericht, dass der Ohnekopf in der Tracht des vorigen Jahrhunderts, einen Knaben an der Hand und einen Korb über dem Arm, sich abgebildet fand auf einem holsteinischen Kachelofen. In Mecklenburg soll das Grab des Ohnekopfs sich befinden.

In demselben Jahrgang des „Am Urdsbrunnen“ S. 133 stellt H. Carstens einige schleswig-holsteinische Sagen über kopflose Geister zusammen und spricht seine Ansicht über den Ohnekopf aus. Angemerkt soll noch werden, dass man in Schleswig-Holstein eine Redenart hat, die da heisst: Dâs de Kerl ahn Kopp, de mutt na Sweden to Bråd dregen. (Da's ist der Kerl ohne Kopf, der muss nach Schweden zu (um) Bretter (zu) tragen.) H. Volksmann.

Alltaglauben und volktümliche Heilkunde galizischer Juden.

Von Benjamin Wolf Schiffer.

1) Legt man des Nachts seine Strümpfe zu Häupten, so kann man nicht schlafen. 2) Während man einen Bissen kaut, darf man

nicht lesen, sonst erlernt man das Lesen nie. 3) Legt man sich des Nachts ein „Arbakanphoth“ zu Häupten, so schläft man furchtlos. 4) Einem, der aus dem Zimmer geht, darf man den Kerricht nicht nachwerfen. 5) Abends darf man das Zimmer nicht auskehren, sonst kann man nicht schlafen oder 6) die „Parnassah“ (Erwerb) wird gemindert. 7) Den Kehricht darf man des Nachts nicht aus dem Zimmer werfen, sonst läuft man Gefahr zu sterben. 8) Im „Bez“ (Flieder) hausen ungute Geister, deshalb darf man diese Pflanze nicht brechen. 9) „Spinnwebs“ (Spinnengewebe) wächst in einem Hause, wo Sorgen herrschen. 10) Heftiges Prasseln des Feuers auf dem Herd, bedeutet, dass Feinde böse Ränke schmieden; man muss daher eine Handvoll Salz ins Feuer schütten, was man „den Feinden Salz in die Augen streuen“ heisst. 11) Schluchzen bedeutet, dass entfernte Leute unser gedenken; man ergreife die Augenwimper und nenne der Reihe nach die Namen der Personen, von denen man vermutet, dass sie eben von uns sprechen; der Name, bei dessen Aussprechen ein Haar aus der Wimper losgeht, ist der richtige. 12) Wenn man zusieht wie ein Bauernmädchen ein Pferd reitet, oder ein Gespann antreibt, bekommt man einen Kahlkopf. 13) Wäscht sich die Katze im Hause, oder 14) sprühen Funken aus dem Backofen an die vorderen Wände des Ofens, 15) oder fällt ein brennender Scheit aus dem Ofen, dann erwarte man Gäste. 16) Wenn der Verkäufer dem Käufer den verkauften Gegenstand nicht gönnt, so hat dieser daran kein Glück. 17) Manche Leute haben eine „böse“ Hand, d. h. nichts gedeiht, wenn es aus ihrer Hand kommt; vor solchen hüte man sich. 18) Das abgeschorene Haupthaar darf man nicht zerstreuen, sonst bekommt man Kopfschmerzen. 19) Juckt das linke Auge, so wird man weinen; wenn das rechte, sich freuen. 20) Juckt die Nase, wird man zanken. 21) Wenn das Brot im Ofen umkippt, erwarte man Gäste. 22) Wenn man sich „verschlürft“, so wird man mit einem Gaste sprechen. 23) Zum Schutze vor einem Brand, der in der Nachbarschaft ausbricht, stellt man Thorahrollen aus. 24) Mit einem Messer darf man nicht gegen den Tisch klopfen, denn dadurch wird die „Parnassah“ abgehackt. 25) Einen Tisch darf man nicht mit Papier abwischen, denn dadurch entstehen nur Zank und Hader. 26) Verschüttet man häufig Salz im Zimmer, sagt man, die Hausleute leben nicht friedlich. 27) Den Schaum von den Kochtöpfen darf man nicht zur Erde schütten, denn wer darauf tritt, bekommt Krätze, 28) oder es entsteht Zank und Hader im Hause. 29) Ein neugebautes Haus wird nicht eher bezogen, als bis darin ganz Thorah (die 5 Bücher Mosis) gelernt wurde. 30) Heiratlustige Mädchen trachten von der „goldenen Jauch“ (fette, schmackhaft zubereitete Fleischbrühe, welche dem Brautpaare am Hochzeitabende gereicht wird) zu kosten, dann werden sie alsbald Bräute, 31) oder sie stecken Haarnadeln der Braut in ihre Haare. 32) Zwei glühende Kohlen auf dem Backofen schützen das Brod vor dem Verbrennen. 33) Um die ganze Woche Glück zu haben, benässt man die Taschen mit Weinüberresten, worüber man

man am Samstag Abend die „Havdalah“ (Scheidesegen) gesprochen hat. 34) Zur Zeit des Neumondes habe man immer Geld in der Tasche, das bringt Segen. 35) An der Schwelle der Handlungen, Wirtshäusern usw. schlage man einige Münzen an, das bringt „Schefas“ (reichliche Losung). 36) Denselben Dienst leistet auch ein angenageltes Hufeisen. 37) Münzen befestigt man zu selbem Zwecke auch an der Oeffnung der Geldlade.

(Fortsetzung folgt.)

Sprichwörter deutscher Juden.

Von Leopold Mandl.

Unter mährischen und oberungarischen Juden hört man mitunter das Sprichwort: Af den Ganef brennt des Hytel (Auf dem Diebe brennt das Hütchen). Das Sprichwort wird verwendet, wenn jemand, der eines bösen oder lustigen Streiches verdächtigt wird, durch sein Verhalten Verlegenheit verrät. In Pressburg, wo ich es öfter vernommen, erfuhr ich über dessen Ursprung folgendes:

Ein weiser Rabbi, um den sich eine grosse Schülerzahl versammelt hatte, hielt einen talmudischen Vortrag, dem Alle andächtig lauschten. In der dichtgedrängten Schar der Jünger befand sich einer, der es mit dem Unterschiede zwischen Mein und Dein nicht ernst nahm; der benutzte die Gelegenheit und stahl einem der Hörer die Barschaft. Nach Schluss des Vortrages bemerkte der Bestohlene den Abgang seines Geldbeutels und erzählte unter Thränen, was ihm zugestossen. Der Lehrer, vom Vorfalle verständigt, befahl die Saalthür zu schliessen und begann mit einer Moralrede, die das Verbot des Diebstahls zum Gegenstande hatte, und musterte dabei seine Zuhörer mit scharfen Blicken; er schilderte die grosse Versündigung gegen Gott und Menschen, das schwere Verbrechen und die Folgen in diesem und im jenseitigen Leben und rief plötzlich in grösster Exstase: „Af den Ganef brennt das Hytel!“

Da griff der Dieb erschrocken nach dem Kopfe und war entdeckt.

Die Jünger der Jeschiba hatten, wie es dazumal Sitte war, mit Hüten das Haupt bedeckt; da wusste der gute Rabbi von Anbeginn, dass der Dieb irgendwo unter dem Hute steckte. Darauf baute er seinen Plan, durch den sich das weitere von selbst gefunden.

Mein gottseliger Vater, der in Miava in Ungarn lebte, erzählte von einer Prozedur, die zur Entdeckung eines Diebes geführt, die wohl nicht geistvoll, aber sehr auffällig ist: Sein Lehrer namens Rabbi Jehuda Leb, nahm einen Reuter, durch dessen Holz eine Schnur gezogen war, hing selben an seinen Finger, drehte ihn und sprach den Psalm 50, Vers 18; das soll er mehrere Male gemacht haben, worauf der Reuter immer in der Richtung, wo der Dieb wirklich gewesen, stehen geblieben. Ich habe auch von Anderen in Oberungarn ähnliches gehört. Merkwürdigerweise erinnert das Verfahren mit dem Reuter

an den Ring mit dem Henkel, mittelst dessen wie Josephus Antiqu. Bd. 8 Cap 2 P. 5 erzählt, der weise Salomo Wunder gewirkt, und auch in seinen Zeiten ein Mann, namens Elieser, in Gegenwart des Vespasianus und seiner Söhne, Dämonen beseitigt haben soll.

Röhrenbach in N.-Oester.

Sagen galizischer Juden.

I. Gam seh jawor (Alles ist vergänglich). Dawid h'melech hat a mal zünandgerufen alle Goldschmids ün hat sei gesagt, as sei sollem ihm machen a Ringel, was wenn er wet sein freilich (fröhlich) soll es ihm traurig machen und wenn er wet sein traurig soll es ihm freilich machen. Die alle Goldschmieds haben aufgezogen die Achseln und haben gesagt, das können sei nischt. Das Alldings hat aber ausgehört Schlojmy; nur er hat sich gar nischt wissendig gemacht. Nachdem is er gegangen zu ein Goldschmied und hat gesehen wie er varrecht a Fingeril, hat ihm Schlojmy gefrägt: „wie fiel verdienst du dabei?“ hat er ihm gesagt: „50 Kreuzer“, hat ihm Schlojmy gesagt „a mehr: wollst dü gemacht mein Taten das Fingeril, wollst du a sach Geld verdient“; hat der Goldschmied ihm gesagt: „Jo! wer kann das aber?“ hat Schlojmy ihm gesagt: „weisst du was, mach a Ringel und schreib darauf auf: a Gimel, a Seien und a Jüd, wenn er wet sein traurig und wet a Kück geben auf dem Ringel wet er sehen, as auch das geht awek und asoj auch wenn er wet sein freilich!“ Der Goldschmied hat asoj getan und hat gebracht das Ringel zu Dawid h'melech. Wie der Goldschmied hat ihm derzählt, wer es hat ihm aufgegeben die Spekulatio, hat Dawid gesagt: „azünd sêh ich, dass mein Sohn is a Chuchim!“ [1])

Bursztyn. Akiba Nagelberg.

Geheime Sprachweisen.

Eine Umfrage von Krauss.

149—153. Bei den Kleinrussen in Galizien wurden uns folgende „geheime“ Sprachweisen bekannt:

1) Die „Inter-Sprache“ (howoryty na inter) besteht darin, dass man zu Anfang jeder Silbe das völlig sinnlose Wörtchen „inter“ anheftet. So lautet z. B. das ruthenische Lebewohl = Buwaj zdorow in dieser Sprache: Interbu, interwaj, interzdo, interrow. (Kobyłowołoki und Janow bei Trembowla.)

2) Die „Zdy-Sprache“ (howoryty na zdy) besteht darin, dass man zu Ende jeder Silbe die Mitlaute zd mit dem die betreffende Silbe bildenden Vokal anhängt. Die oben citirten Worte lauten also in dieser Sprache: Buzdu-wazdaj zdozdo-rozdow (Nahujowice bei Drohobyč).

3) Die „Šycy-Sprache“ (howoryty na šycy) ist ziemlich komplicirt und zeugt von einem feinen Sprachgefühl der sich ihrer bedienenden Bauernburschen. Ein jedes Wort, auch das einsilbige, wird in zwei

[1]) hebr. Weiser.

Hälften geteilt. Die zweite Hälfte wird der ersten vorangestellt und erhält noch als Vorsilbe den Konson. š (sch) mit dem die erste Silbe bildenden oder diese Worthälfte (wenn sie mehrsibig ist) beginnenden Vokal. Die erste Worthälfte wird nach der zweiten gesetzt und bekommt ihrerseits eine Nachsilbe cy. Es wird also das oben citirte Buwaj zdorow in folgender Weise zugerichtet: Šuwaj-bucy šorow-zdory. Bei einsilbigen Worten werden die das Wort beginnenden Konsonannten mit dem silbenbildenden Vocal abgetrennt und als zweite Hälfte mit dem Suffixe cy verbunden; an ihre Stelle tritt das š noch einmal mit demselben silbenbildenden Vokal und den Endkonsonanten des Wortes als erste Hälfte des neuen Wortes ein. So wird aus chłop — šop-chłocy, aus srab — šab-dracy, aus šnur — šur-šnucy usw. Beginnt das Wort mit einem Vocal, so wird er sowohl in der zweiten Hälfte vor das cy gestellt, als auch in der ersten dem š angehängt, z. B. oko-šoko-ocy, anhet-šanhet-acy usw. Mehrsilbige Worte oder Komplexe kurzer Worte können verschieden geteilt werden, um die Verwirrung zu vergrössern. So wird aus robota: šota-robocy oder šobota-rocy, aus Hawryło — Šyło-hawrycy oder Šawryło-hacy, aus stik bys si (wütend sollst du werden, ein Fluch) šik bys si-sticy usw. Diese Art Geheimsprache scheint sehr verbreitet zu sein nicht nur unter Klein-, sondern auch unter Grossrussen. Ein jeder von uns hat sie in seinem Heimatdorfe gehört, obwohl Nahujowice von Kobyłowołoki nahezu 70 Meilen entfernt sind. Bekannt ist sie in Grybowice bei Lemberg und auch in anderen Gegenden Ostgaliziens, ausserdem finden wir sie aber bei einem russischen Schriftsteller N. Pomja ovskij in seinen meisterhaften „Očerki bursy“ (Skizzen aus dem Internat) als bei der Schuljugend in Gebrauch angeführt.

4) Interessant dürfte auch folgende Art Geheimsprache sein. welche ich in Kijew bei den auf dem Dniepr verkehrenden Schiffern und Fischern hörte. Obwohl sie keine eigentliche Geheimsprache ist, so klingt sie doch einem nicht Eingeweihten wildfremd ins Ohr. Sie besteht darin, dass man jedes Wort in einzelne Buchstaben auflöst und sie mit den Namen, welche sie im cyryllischen Alphabet haben, laut herausruft. Das „Buwaj zdorow“ wird also in dieser Sprache folgendermassen klingen: Buky-uk-widy-az-yj, zemlja-dobro-on-ircy-on-widy.

5) Eine Art Geheimsprache ist auch die bei den Kleinrussen manchmal übliche humoristische Umstellung der Wortwurzeln, wodurch der ganze Satz ein grotesk sinnloses Gepräge bekommt. So finden wir bei Dragomanov (Malorusskija predanija i razskazy) folgendes Gespräch. Wir wollen es erst normal hersetzen mit deutscher Uebersetzung und dann in der verdrehten Form, die umgestellten Wurzeln durch Fettdruck markirend:

Čy ne bačyły wy moich telatok? (Habt ihr meine Kälber nicht gesehen?)

Bačyły, bačyły. Pid našym stohom nočurały. Sobaka zahawkaw a čołowik pohukaw, to wony zaderły chwosty i pobihły v tory. (Ja,

wir haben sie gesehen. Bei unserem Heuschober übernachteten sie. Da bellte ein Hund und ein Mann schrie, und sie hoben die Schwänze empor und liefen in das Weidendickicht.) Bei Dragomanov lautet dieses Gespräch wie folgt:

Cy ne **telačyły** vy moich **bačatok**?

Telačyły, **telačyły**. Pid našym **nočom stohuvały**. **Hawkało** ra**sobačyv**, a **hukało počołovičyv**, to vony zaderty **tory** i pobihły v **chvorty**. In deutscher Nachbildung könnte man es ungefähr so wiedergeben:

Habt ihr meine Schelein nicht gekälbert?

Wir haben sie gekälbert. Bei unserem Nachter überheuschoberten sie. Da hundete ein Beller und mannte ein Schreier, da hoben sie das Weidendickicht empor und flohen in die Schwänze.

Es wäre doch interessant, eine längere Konversation in einer derartigen Sprache zu belauschen!

Iw. Franko und W. Ščurat.

Kleine Mitteilungen.

Ueber einige Nahrungmittel. Im Lüneburgischen erzählt das Volk sich noch jetzt, dass schwere Verbrecher, für die das Hinrichten mit dem Fallbeil zu milde sei, im Gefängnis nur süsse Milch mit Semmeln (Rundstücke, Brötchen) bekommen und dann von Würmern bei lebendigem Leibe aufgefressen werden. Sollte dies eine tiefere Bedeutung haben? Milch ist mit Blut verwandt.

Unreifes Obst genossen, erzeugt Läuse, viel schwarzes Brot Würmer. „Wenn man viel Butter isst, rottet der Hals ab,“ sagt man mindestens den Kindern. Nach dem Essen von vielen Brombeeren muss man die Seele aus dem Leibe erbrechen.

Hamburg. P. Ch. Martens.

Zu den ostpreussischen Sprichwörtern usw. (III, 105.) 344. Lavendel, Myrthen, Thymian, Das wächst in meinem Garten usw. Diese Reime finden sich, wenn ich nicht sehr irre, in wenig abweichender Form als Anfang eines Liedes in Webers Freischütz. Es ist nun die Frage, ob der Dichter des Textbuches, Fr. Kind, sie aus der Volküberlieferung geschöpft oder ob sie erst aus der volktümlichen Oper stammen. Dr. R. Sprenger.

Zu Bd. IV, S. 18. Die Redeart: „Mit deinen Knochen werfe ich noch Birnen von den Bäumen“ findet sich nicht nur in Siebenbürgen. Im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung XV. Bd. (1889) S. 92 habe ich sie aus meiner Vaterstadt Quedlinburg belegt in einer Bemerkung zu V. 1951 von Johannes Strickers niederd. Drama „De düdsche Schlömer.“ Johannes Bolte bringt in seiner vortrefflichen Ausgabe, Norden und Leipzig, Diedr. Soltau's Verlag, 1889, S. 66, litterarische Belege, den ältesten aus Brandts Narrenschiff (1494), 34,7: „hefft einen tragen hin zu grab, der mit sîm gbein würft bieren ab.

Northeim. R. Sprenger.

Biblische Rätsel. S. III, 170—173; 300—302; IV, S. 56. Zu den biblischen Rätseln bemerke ich, dass ich diejenigen, worin gefragt wird nach dem ersten Dichter, nach dem Erfinder des Selterwassers, von einem Komiker hörte, der sie wohl aus dem Kladderadatsch im Frack entnommen haben dürfte. Darin findet sich auch die Frage: Wer hat den ersten Toast auf die Damen ausgebracht? Hier nun noch einige aus Schleswig-Holstein: Was machen die 12 Apostel im

Himmel? S. III, 171. Wat harr Moses sien Hund vör Haar? Antw.: Hund'nhaar. Wasück hett Habakuk sien Fru hêt'n? Antw.: Fru Habakuk. Stapelholm. Ist auch im Lüneburgischen bekannt. Wo is de Knütt in'e Biewel? Antw.: Wo de Esel anbund'n is. Dithm. H. Volksmann.

In den Backofen kriechen. Im Lüneburgischen (auch, wie mir einer meiner erwachsenen Schüler erzählte, im Braunschweigischen) sagt man zu einem, der sich vor etwas fürchtet: „Kriech in den Backofen, dann bist du aus der Welt.“ Kommt dieser Ausdruck noch sonst wo vor? Was hat er zu bedeuten? Ist er vielleicht mit dem Ofenbeichter verwandt? Ich erwähne noch, dass man sich erzählt, im französischen Kriege zu Anfang dieses Jahrhunderts seien die Franzosen in Melbeck bei Lüneburg beim Mittagessen überrascht und gefangen genommen; nur einer sei gerade draussen gewesen um seine Notdurft zu verrichten; wie er die Deutschen habe kommen sehen, sei er in den Backofen gekrochen und nicht mit gefangen worden. Sollte obiger Ausspruch hiermit zusammenhängen?

Hamburg. P. Ch. Martens.

Vom Büchertische.

Gaidoz, Henri: Un vieux rite médical. Paris 1892. E. Rolland. II, 85. Kl. 8°. In 6 Kapitelchen behandelt der Altmeister der Volkkunde in Frankreich den so ziemlich in der ganzen Welt nachweisbaren volkmedizinischen Brauch der Durchziehung, Durchzwängung oder Durchschiebung eines kranken Menschen oder Tieres durch eine natürliche oder einen durch Zufall hergestellte Oeffnung, Spalte oder einen Durchgang. I.: la ronce aux deux racines; l'arbre à trou; l'arbre fendu; II.: le trou dans la terre; le cercle de gazon; III.: pierres et rochers à trou; IV.: passer sous la chasse du St. et sous le rétable de l'autel; V.: les pierres de serment, le bateau par les drisses, les colonnes de la mosquée etc.; VI.: explication et théories. Die Entstehung des Brauches wird durch die Vorstellungen von der Uebertragbarkeit, bzw. Möglichkeit der Abstreifung einer Krankheit, durch Sympathie, bzw. Ersatzleistung oder Stellvertretung für den Patienten und durch methaphorische Auffassung im allgemeinen, erläutert. Gaidoz hat selber keine neue Theorie aufgestellt, sondern lediglich an der Hand des beigebrachten Materials den eigentlichen Völkergedanken in dessen Nüchternheit blossgelegt. Das ist daher kein zweifelhafter und anfechtbarer, vielmehr ein sicherer Gewinn mehr für unsere Wissenschaft. Gaidoz's überaus ausgebreitete Literaturkenntnis, zumal seine Vertrautheit mit deutscher Volkkunde, kann nur noch einen Neuling verblüffen, nicht aber uns, die er seit Jahren schon verwöhnt hat; immer wieder neu und erquickend ist jedoch für uns Gaidoz's scharfe, zersetzende Kritik, durch die er mit altüberkommenen und schier unausrottbaren schulmässigen Lehren aufräumt, so hier mit dem culte des forces de la nature, der doctrine symbolique und dem s. g. Opportunismus. Seine in der Abhandlung vorkommenden methodischen Bemerkungen treffen stets den Nagel auf den Kopf, wie ja die Abhandlung an und für sich ein vollendetes Musterstück in ihrer Art ist. Diese Studie liest sich unterhaltlich, wie eine leichtgeschürzte Novellette Catulle Mendez's und anregend, wie nur eine Schrift von Gaidoz. Die Ausstattung ist äusserst gefällig. — Bei dieser Gelegenheit sei auf eine andere prächtige Leistung Gaidoz's: La vierge aux sept glaives (in der Mélusine VI. 6. 1892, S. 126—138 mit 2 Bildern) nachdrücklichst hingewiesen. Er bereitet ein grosses Werk über christliche Legenden des Mittelalters vor, dessen Erscheinen Kenner Gaidozischer Arbeiten mit Ungeduld erwarten. Dass es auf den päpstlichen index librorum prohibitorum kommen wird, ist nach den bisher veröffentlichten Probestücken so viel wie gewiss. Krauss.

Scherman, Lucian: Materialien zur Geschichte der indischen Visionlitteratur. Leipzig 1892. A. Twietmeyer, V, 161, Lex.-F. Der an Hofbibliothekenluft gemahnende Titel verrät durch nichts, dass wir da ein fliessend geschriebenes, an wissenswerten, merkwürdigen Einzelheiten sehr reiches und methodisch vortrefflich ausgearbeitetes Werk eines tüchtigen Erforschers der Völkerseele vor uns haben. Die Fragen, um die es sich hier handelt, sind jedem Volkforscher vertraut: volktümliche Vorstellungen vom Jenseits und der Vergeltung im anderen Leben.

Scherman hat daraufhin speziell die ältere indische Dichtung durchgenommen, seine Funde geordnet und durchgehends glücklich mit verwandten Vorstellungen nichtindischer Völker alter und neuer Zeit kritisch verglichen. In der Einleitung verweist er auf die Bedeutung von Dantes Höllenfahrt und bemerkt hiezu vollkommen zutreffend, dass es notwendig sei, den von Dante verwerteten Sagen (um seine Dichtung folkloristisch zu verstehen) alle typischen Analoga aus der gesamten Weltlitteratur an die Seite zu stellen, sie mit ihnen, wo angängig, in innere Verbindung zu bringen und die allerältesten gemeinsamen Bestandteile herauszuschälen. Dazu gehöre aber eine grundsätzliche Berücksichtigung der religiösen und mythologischen Vorstellungen, welche die einzelnen Völker über das Leben nach dem Tode in sich aufgenommen, und ihrer allmählichen Entwicklung; und diese Nachforschungen dürfen sich nicht damit begnügen, die einschlägigen Produkte eines der grossen Sprachstämme, wie etwa des indogermanischen, in den Kreis der Untersuchung zu ziehen. An diesem Standpunkt, den auch wir durchaus einnehmen, hat Scherman glücklich und mit Geschick festgehalten. Ein guter Teil der beigebrachten Anschauungen gehört mit zum Rüstzeug des Völkergedankens, wiewohl vieles uns hier nicht in einer unvermittelt volktümlichen, sondern von Kunstdichtern überarbeiteten Fassung vorliegt. Unsere Leser dürften sich namentlich für die Höllenfahrten, Höllenbeschreibungen und Höllenqualen interessiren, die uns so bekannt christlich anmuten. Eine wichtige Parallele aus Bosnien, zu der weiland R. Köhler weitere Belege beigebracht, ohne den eigentlichen Ursprung angeben zu können, teilte ich im Urdsbrunnen B. VII. mit. Die indischen Höllenmartern fanden ihren Weg auch zu den Südslaven, die sogar in Liedern diesen Stoff wiederholt behandeln. Die Höllenbrücke, die mythische Wasserflut, die Charakteristik Yamas (Totenrichter, Todgenius) usw. sind lohnende Vorwürfe, und jeder Forscher wird dem Verfasser für seine scharfsinnigen und klaren Erörterungen darüber Dank wissen.

Krauss.

Jacobs, Joseph: Indian Fairy Tales, selected and edited. — Ill. by John D. Batten, London 1892. D. Nutt, XV, 255. Herr Jacobs wollte seinem Kinde eine grosse und seinen Fachgenossen eine kleine Freude bereiten und stellte zu diesem Zwecke 29 kleine Sagen und Märchen aus verschiedenen Sammlungen ungleichen Wertes zusammen, sandte eine Einleitung voraus und eine mit Parallelen untermischte Begleitung nach und liess zum Schluss das Buch bebildern. Die reichen Vorräte indischer Feenwelt wird man aus anderen grossen Sammlungen besser kennen lernen als aus diesem Buche, in dem blos einige derartige Geschichtchen vorkommen und den echtindischen Geist kann man gerade in diesem Buche spärlich vorfinden. Kurzweilig und anmutig ist es trotzdem zu lesen und die seltsamen, gar hübsch ausgedachten Bilderchen, launige Einfälle der freien Phantasie eines englischen Zeichners, zieren es lieblich. Hoffen wir, dass Herr Jacobs bald den Fachgenossen eine grosse und seinem Kinde eine kleine Freude bereiten werde. Er ist gar gut in der Fachliteratur bewandert und erweckt mit seinen wertvollen Anmerkungen den Wunsch nach mehr.

Krauss.

Melingo, P. v.: Griechenland in unseren Tagen. Studien und Bilder. Wien 1892. W. Braumüller. X, 223. 8°. Der Vf. ist ein gut bekannter Wiener Feuilletonist, sagen wir gleich, ein echter Wiener Feuilletonist. Das Wiener Feuilleton, ein Kind der Märztage des J. 1848, ist der verzogene Liebling der Wiener und der Oesterreicher und der Deutschen überhaupt geworden. Was es eigentlich ist, kann niemand sagen, aber man erkennt es, wenn man sich daran erfreut. Melingo ist ein Wiener, von Abstammung Grieche, da und in Griechenland, das er aus eigener Anschauung kennen zu lernen gesucht, einheimisch. Er spricht über Athen, den Hof, das polit. und geistige Leben, die Rechtpflege, Kirche, wirtschaftliche Lage und auch über Volkglauben zur Volkkunde. Wenn ich nicht irre, wird Melingo bald Gelegenheit nehmen, uns reichere Angaben über griech. Volktum der Gegenwart zu vermitteln. Zum Dolmetsch eines Volkes scheint er wie geschaffen zu sein. Die anmutige literarische Form, in die er seine Arbeiten einkleidet, wird ihm bei uns nicht schaden.

K.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

IV. B. IV. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1893.

Geister in Katzengestalt.

Von A. Wiedemann in Bonn.

Eine ähnliche Sage wie die „Ur-Quell“ III, S. 317 mitgeteilte, findet sich im modernen Aegypten. Sie lautet nach Lane, Account of the manners of the modern Egyptians cap. 20 (5. Aufl. I. p. 284): „Ein gelehrter arabischer Schech zu Kairo hatte eine schwarze Lieblingkatze, welche stets am Fusse seines Musquitonetzes schlief. Eines Nachts um Mitternacht hörte er ein Klopfen an der Thür seines Hauses; da ging seine Katze hin, öffnete den Hängeladen seines Fensters und rief: „Wer ist da!“ Eine Stimme antwortete: „Ich bin es, der Geist (Ginni), so und so (dabei nannte er einen fremdartigen Namen), öffne die Thür.“ Die Katze des Schech entgegnete: „Ueber der Thür ist der Name[1]) gesprochen worden.“ „Dann wirf mir,“ sagte die andere, „zwei Brode herab.“ „Ueber dem Brotkorb,“ antwortete die Katze am Fenster, „ist der Name gesprochen.“ „Gut,“ sagte der Fremde, „so gieb mir wenigstens einen Trunk Wasser.“ Aber er erhielt die Antwort, dass der Wasserkrug auf gleiche Weise gesichert sei, und frug nun, was er tun solle, da er sähe, dass er vermutlich vor Hunger und Durst sterben würde. Die Katze des Schechs riet ihm an die Thür des nächsten Hauses zu gehen; sie selbst ging auch dahin, öffnete die Thür und kam bald darauf zurück. Am nächsten Morgen wich der Schech von seiner bisher stets inne gehaltenen Gewohnheit ab, der Katze nur ein kleines Stückchen von seinem Frühstück zu geben. Er gab ihr die Hälfte und sagte dann:

[1]) d. h. Gottes. Nach einer weit verbreiteten muhammedanischen Ansicht sind Dinge, über welche man die Formel „im Namen Gottes, des Barmherzigen, des Erbarmers“ ausgesprochen hat, gegen Geister gesichert.

„Oh du, meine Katze, du weisst, dass ich ein armer Mann bin, bring mir also etwas Gold.“ Nach diesen Worten verschwand die Katze sofort und er sah sie niemals wieder.“

Wie in der deutschen Fassung, so hat auch hier der Geist die Gestalt einer schwarzen Hauskatze und weilt als solcher bei den Menschen, bis er seine wahre Natur erkannt sieht, bezw. erkannt zu sehen fürchtet. Dann verschwindet er ohne weiteres. Nach modern aegyptischem Volkglauben nehmen auch sonst die Geister gern die Gestalt von Katzen an (vergl. Klunziger, Bilder aus Ober-Aegyten, S. 143), eine Anschauung, welche in dem altaegyptischen Glauben wurzelt, dass die Katze eine der beliebtesten Verkörperungformen der Gottheit bilde und daher sogar göttliche Verehrung verdiene (vergl. dazu mein Buch „Herodots zweites Buch, S. 283 ff.). Die freilich unbewusste Erinnerung an diese hohe Stellung des Tieres lässt den Aegypter noch heute eine ganz besondere Hochachtung davor empfinden und hindert ihn, die Katze ebenso zu misshandeln, wie er es anderen Tieren, besonders dem Hunde gegenüber, gewohnt ist. Die göttliche Verehrung selbst aber und ihre Dauer wird auf die bei den verschiedensten Völkern auftretende Vorstellung von einer den Katzen inne wohnenden dämonische Kraft zurückzuführen sein.

Ueber die Bedeutung des Herdes.

Von C. Rademacher.

II. Halten wir fest, dass die am Herde weilende Geistermacht das ursprüngliche gewesen ist, so sehen wir jedoch bei den zuletzt angeführten Bräuchen eine Neubildung dieser Grundgedanken in der Weise, dass dem Feuer selbst allmählich zauberhafte Wirkungen zugeschrieben werden. So mussten bald auch Vorgänge beim Brennen des Herdfeuers wahrgenommen werden, wie das uns folgender alter „Aberglaube“ zeigt. „Wenn das Feuer im Ofen platzt, giebt es Zank im Hause.“ (Grimm.) In anderer Fassung: „Wo es fronelt, da entsteht Streit.“ (Grimm.) Bekannt ist auch der Glaube, dass Mädchen im Herdfeuer zur Christnacht den ihnen bestimmten Freier erblicken können. Burchard von Worms, „Sammlung der Dekrete“, berichtet: Mulier, si qua filium suum ponit supra testum aut in fornacem pro sanitate febriam unum annum poenitead. In einem Codex des XIV. Jahrhunderts finden wir die Stelle: „So ainem trawmt wie der Ofen nider sey gekwollen, so stirbt aintweder wirt oder die wirtin“; und ebendaselbst: „Hent un oren habent sy uber das Fewre, so chumpt chain orhol in das or nicht, noch dy negel swerent in nicht.“ In Skandinavien besteht die Sitte (Grimm), dass am Lichtmesstage die Hausgenossen früh morgens im Halbkreise vor dem Ofenloch sich versammeln, die Knie beugen, Kuchen essen und dazu trinken. Was von Kuchen und Getränken übrig bleibt, wird in die Flamme geworfen.

Es erscheint begreiflich, dass aus dem Weilen der Geister am Herde allgemach die Vorstellung entstehen konnte, das Haus selbst berge Geister in sich, ein Glaube, der sich von den frühesten Zeiten schon fast bei allen Völkern nachweisen lässt. „Hausgeister“ heissen sie bei den Germanen, und, wie Grimm sagt, seit dem XIII. Jahrhundert „Kobolde.“ Die Vorstellung, dass der Geist des Verstorbenen die Begräbnisstätte, im weiteren also auch das Haus, schütze, ist noch in der späteren Volkauffassung, welche aus den schützenden Geistern Kobolde und kleine Männlein schuf, zu erkennen; denn diese Wesen sind den Hausbewohnern gut gesinnt, sie helfen den Menschen bei allerhand Geschäften, ihre Anwesenheit allein bringt schon Glück und Gedeihen dem Hause. Der Geist des Verstorbenen ist, wie früher schon gesagt, an die Begräbnisstätte gebunden. Der Volkglaube hat diese uralte Anschauung in der Weise bewahrt, dass die Anhänglichkeit eines Hausgeistes, eines Koboldes, an das Haus selbst sehr gross ist, so dass er, auch beim Einziehen anderer Menschen, in dem alten Hause verbleibt. Ungern trennt er sich von diesem Orte, aber wenn er einmal durch irgend eine Handlung der Hausgenossen beleidigt, von der Stätte scheidet, kehrt er nimmer wieder zurück. Es ist also, ganz dem Urbegriffe gemäss, die Wirkung der Hausgeister gut. Es giebt zwar auch Sagen, welche von feindseligen Kobolden und Hausgeistern erzählen, diese Sagen sind schon späteren Ursprungs. Grimm hat das Richtige getroffen, wenn er von der Feindseligkeit der Hausgeister gegen die Menschen sagt: „Es ist dies eine der christlichen Ansicht angemessene Verfinsterung und Entstellung ihrer ursprünglichen Natur.“ Wie durch das Christentum die Geister und Götter zu teuflischen Mächten wurden, so auch die Hausgeister.

Mit den erwähnten Vorstellungen von den Hausgeistern, der Verehrung des Herdes und der schliesslich hieraus sich ergebenden geheimnisvollen Macht des Feuers finden wir die Weiterbildung des Grundgedankens von dem Haften der Geister an der Feuerstätte nicht abgeschlossen. Wir werden es durch eine Menge Bräuche bestätigt sehen, dass viele Handlungen, die für Familienglieder von Bedeutung sind, an den Herd sich anlehnen. Eigentumübertragungen, Besitzergreifungen, die eine besondere Heiligkeit beanspruchen, werden am Herde, also im Beisein der Geister vorgenommen, letztere werden durch ein äusseres Zeichen, ein Symbol, zu Schützern der Handlungen gemacht. Es entspricht ja dem innersten Bedürfnisse des Menschen, durch ein Zeichen, welches auf die äusseren Sinne einwirken kann, gleichsam eine Bürgschaft für das Entstehen einer Tatsache zu schaffen, die nur in der Vorstellung des Menschen und in seinem Glauben begründet liegt. Es ist erklärlich, dass diese äusseren Handlungen, diese Symbole, immer mehr sich ausbildeten, vervielfachten und geheimnisvoller wurden, je weiter man sich von der Zeit entfernte, welcher die einfachen Symbole genügten. Wie solche äusseren Handlungen fest dem Volkbewusstsein sich einprägen mussten, konnte

es nicht ausbleiben, dass man allmählich jenen äusseren Zeichen schon an und für sich etwas Geheimnisvolles beilegte. So kam es, dass sie oft als die eigentliche Hauptsache angesehen wurden, durch welche irgend eine Handlung geheiligt erschien. Es bestanden darum noch lange jene alten Symbole, als längst andere Anschauungen im Volke herrschten. An den uralten, äusseren Zeichen hing das Volk mit zäher Kraft, es liess sie sich durch nichts entreissen, und wenn es auch den alten Sinn vergessen, das Symbol blieb, es blieb als etwas Geheimnisvolles, es wurde nach und nach in einzelnen Fällen zur Zauberformel.

Dies ist die Erklärung so vieler, noch heute bestehender, dunkler Bräuche. Manche treffen wir an, die mit dem Herde zusammenhängen, und zwar zunächst Eigentumübertragungen im Kreise der Familie. Als erstes und einfachstes Symbol der Besitzergreifung auf der Malstatt finden wir das dreimalige Umwandeln des Malzeichens. Am Malzeichen haftet der Geist. Der Herd ist das Malzeichen des Hauses, und so ist auch das dreimalige Umgehen des Herdfeuers älteres, noch heute hier und da bestehendes Symbol der verschiedenartigsten Besitzergreifungen im Bereiche der Familie. Man führte im Bergischen (Montanus, Volkfeste S. 100) die neuen Hausgenossen dreimal um das Herdfeuer, und die Hochzeitfeierlichkeit (Montanus, Volkfeste S. 100) bestand hauptsächlich darin, dass man die Brautleute dreimal um das brennende Herdfeuer führte; dadurch hatten sie von ihrer neuen Wohnung Besitz ergriffen. Später, nachdem durch die veränderte Bauweise das Herdfeuer nicht in der Mitte des als Küche dienenden Raumes, sondern an der Seite, der Brandmauer, angebracht wurde, schwang man den Helhaken dreimal um das Brautpaar und die neuen Hausbewohner. In letzter Sitte haben wir den verkümmerten Brauch des Führens um den Herd. Der Vorgang selbst heisst: „Um das Hel führen“, „um das Hel leiten.“ Ebenso geschah die Einführung der Mägde. Wilh. v. Waldbrühl bemerkt dazu, dass es die Meinung altgläubiger Leute sei, der Brauch bringe nicht nur dem Hause Segen, sondern er binde auch die eingeführten Personen ans Haus, kräftige sie in der Treue, vertilge und vereitle alles Heimweh nach den früheren Wohnungverhältnissen. Sogar auf Tiere ist das dreimalige Umgehen des Herdes angewandt worden, um ihnen das Entlaufen unmöglich zu machen. „Damit Katze und Hund nicht entlaufen, treibe man sie dreimal um den Herd und reihe sie an der Feuermauer!“ (Grimm.)

Biblische Rätsel. III.

Von A. Treichel, Hoch-Paleschken.

Was ist grösser wie Gott und schlechter wie der Teufel? (Nichts.)

Die Toten essen es, und essens die Lebendigen, so sterben sie. (Nichts.)

Womit endigt die Ewigkeit? (Mit t.)

Welche Tiere sind bei der Schöpfung hintergangen? (Die Fische; sie wurden beschuppt.)

Wo hat Adam zuerst den Löffel angefasst? (Am Stiel. Vergl. Fr. Pr. Rfr. 1 und Mone Anz. VII 265.)

Wo hat Adam zuerst den Löffel hingethan? (In die Suppe. Fr. 2.)

Wer war der glücklichste Ehemann? (Adam, weil er keine Schwiegermutter hatte.)

Welcher Unterschied ist zwischen Adam und einem entlaufenen Bösewichte? (Ersterer ist aus Staub gemacht. Letzterer hat sich aus dem Staube gemacht.)

Welches ist die älteste Post? (Die Hiobspost.)

Welches war die erste Zeitung? (Das Feigenblatt.)

Wer war der erste Scharfrichter? (Adam; denn er liess den Ersten hängen.)

Wer war der erste Polizeibeamte? (Adam; denn er steckte den Ersten ein.)

In welche Zeit des Jahres fiel die Sintflut? (In die Fastenzeit; denn es war das „Ende alles Fleisches.“)

Wer war Schuld an der Sintflut? (Die Dichter; denn es heisst: Gott habe die Menschen verderben wollen, weil ihr „Dichten schlecht war von Jugend auf.“)

Ein Esel hat gebrüllt und alle Menschen hörten es; wo war das? (In der Arche Noah's.)

Wann war die Welt am engsten? (In Noah's Arche. Mone Anz. VII. 185.)

Wann war der Tag am längsten? (Als Josua der Sonne still zu stehen gebot. Fr. 101.)

Wann war den Füchsen am bängsten? (Als Simson die Füchse mit dem Schwanze zusammenband und ihnen Feuer auflegte. Fr. 101, Simrock I. 296, Mone Anz. VII. 262, N. Pr. Pr.-Bl. XVIII. 377.)

NB. Die Himmelfahrt des Elias auf feurigem Wagen, ohne dass er sich die Hosen verbrannte, als Auflösung des grössten Weltwunders giebt auch Fr. 121.)

Wer unter allen Menschen hat die zehn Gebote gehalten? (Moses, als er sie auf dem Berge Sinai dem Volke vor Augen hielt.)

Was ist 'ne Tafel mit § 11? (Eine Gesetztafel, welche Moses bei der Verkündigung der Gesetze auf dem Berge Sinai verloren hat.)“

Was ist ein Kuhschwanz? (Der Schwanz einer der sieben mageren Kühe, welche Moses im Traume erschienen sind.)

Was ist eine Elle? (Das Maas, mit welchem Euch wieder gemessen wird.)

Wie hiess der Vater der Söhne Zebedaei? (Zebedaeus.)

Wie hiess die Frau vom Propheten Habakuk? (Frau Habakukin.)

Wie hiess die Frau vom alten Methusalem? (Methusalemsch'. [Vorpommerisch.])

Wie viel Eier hat der Riese Goliat nüchtern gegessen? (Eins; beim zweiten war er nicht mehr nüchtern.)

Wer waren die ersten Kutscher? (Gram und Leid; „sie sollen mir nicht wieder fahren.“)

Was für'n Landsmann muss der gewesen sein, der das sagte? (Ein Berliner, da er mir sagt, also dativisch konstruirt.)

Wer war der erste Apotheker? (Der Ziegenbock; er frisst Kräuter und drechselt Pillen.)

Es lag ein Mann begraben tief, Das (sic!) Sarg mit ihm herummerlief, Das Sarg, das frass Den Menschen, der betete zu Gott ohn' Unterlass. (Der Walfisch, der den Jonas verschlang. (Neustadt, Wpr.]) Vergl. R. Wossidlo: Neue bibl. R. i. Rostocker Z. 1892 Nr. 579.

Weshalb konnten sich die Leute in der Wüste kein Brod backen? (Weil ka Mehl [Kameel] da war.)

Woher wusste man in der Bibel, was die Uhr war? (Man ging in den Urwald.)

Ein ungenannter Poet hält Sankt Paulus für einen Medicus, weil er an den Thimotheus schrieb: Um deines schwachen Magens willen Sollst du den Durst mit Weine stillen.

In der Marienkirche zu Danzig steht gleich voran der heilige Paulus und macht ein gar betrübtes Gesicht; fragt man ihn aber: Paulus, was schadet (fehlt) dir? So antwortet er — rein nuscht. Mit gleicher Pointe und in längerer Ausführung auf den Apostel Petrus zugespitzt bei Frischbier Pr. V.-R. und V. sp. Nr. 370. Dann vergl. auch Nr. 371 für die lieben Apostel.)

Es sollen Beinamen von historischen Fürsten genannt werden. Da antwortet ein jüdischer Schüler: Gott der Gerechte.

Seine Jünger folgten ihm den Berg hinauf heisst auf werderschem Platt: Sine Bengels klabasterten achter em den Barg ropp. (Knopf.)

Aehnlich wird oft die niederländische Uebersetzung einer anderen Stelle angeführt: Sie salbten sein Haupt mit Oel und seine Jünger folgten ihm nach. (Se beschmadderten sinen Dassel mit Thran on sine Jongs klabasterten achter em dal.)

Ein Prediger besucht seinen Patron, um mit ihm Rücksprache zu nehmen über kleine Differenzen. Dieser sieht ihn kommen, fasst seinen Entschluss, schliesst nach dem Eintritte die Stubentür hinter ihm zu, ergreift aus der Ecke einen tüchtigen Knüppel und tritt mit diesem vor seinen Seelsorger, sprechend: Kennst du Mosis Wanderstab? Dieser greift ruhig in die Tasche, zieht ein Terzerol hervor und parirt mit den Worten: Kennst du Aron's Rauchfass?

Wenn nicht als historische Tatsache, da bestritten, so doch als kolportirtes Geschichtchen äusserst gelungen und wegen des teilweise biblischen Untergrundes hierher gehörig ist ein Toast bei dem Essen nach der 3. Teilung Polens 1795 in Warschau. Nachdem der russische Gesandte Fürst Dolgoruki auf seine Kaiserin Katharina I. unter Vergleichung mit der Sonne, sowie der österreichische Gesandte Graf Stackelberg auf seine Kaiserin Maria Theresia unter Vergleichung mit dem Monde gesprochen hatten, erhob erst nach längerer Zeit und einigem Zuspruche sich der preussische Gesandte Marquis von Luchesini mit dem Spruche: Die besten Gestirne sind mir vorweggenommen; trotzdem würde ich meinen Monarchen nichts Ueberirdischem, sondern

einem Menschen vergleichen: ich vergleiche ihn dem Josua; denn der sagte zur Sonne im Tale Ajalon: Steh still! Um den Mond aber kümmerte er sich gar nicht! Es lebe Friedrich II., der Einzige, der Lorbergekrönte! Tusch.

Wenn unser Herr Christus selber in Petrikau für eine evangelische Kirche procedirte, er hätte verlieren müssen! (Schmitt, Prov. Westpr., S. 45.) Es deutet auf das geistliche Tribunal von Petrikau, wo bei allen gegen evangelische Kirchen geführten Prozessen letzteren das Verlieren sicher war.

Die frühere Fahrstrasse nach der Kreisstadt Berent ging über die Corinther (Ausbau von Neupaleschken, wo damals eine Familie Corinth wohnte) und über die Philipper (Name einer Försterei bei Berent). So sagte man scherzweise.

Von Bergensin, Dorf im Kreise Lauenburg, sagt man, dort sei der Berg Sinai gewesen. Scherzhafte, sprachliche Uebertragung.

Woher hat Dresden eine Seminarstrasse? (Als Noah bei der Sintflut mit seiner Arche über Dresden fuhr, sah er etwas im Wasser schwimmen; seine Frau war neugierig, was es wäre, und verlangte, dass einer der Söhne hinschwimmen sollte. Das Loos traf aber auf Sem. Als dieser nun sehr nahe an den Gegenstand heran war, da kam er in eine Wasserdrehe und war nahe daran, unterzugehen. Da sagte Noah zu seinem Weibe: Na, siehste, nun geht Sem ab. Seit dieser Zeit giebt es in Dresden eine Seminarstrasse (Knopf).

Hungernot und Cholera in der Ukraine.

Folgende Volksage über den Ursprung der Hungernot und Cholera ist uns aus dem Gouv. von Ekaterinoslav mitgeteilt worden:

„Die Herren baten den Kaiser, die Bauern wieder für Leibeigene zu erklären. „Ich kann es nicht,“ sagte der Kaiser, „es sind ihrer so viel jetzt, dass ich mit Gewalt nichts tun kann, und meinen Befehlen werden sie nicht gehorchen. Aber ich gebe Euch drei Jahre Frist; im Laufe dieser Zeit könnt ihr tun, was ihr wollt; wenn nach diesen drei Jahren ihre Zahl abnimmt, dann werden wir sehen!“ Und gleich darauf kamen Befehle, Gärten zu pflanzen, Brunnen zu graben, Schwefel in den Häusern zu brennen, die Kleider der Kranken zu verbrennen usw. Im vorigen Jahre war die Hungernot, jetzt haben wir die Cholera . . . . Das haben Alles die Herren gemacht, damit es weniger Menschen gebe, und wenn nach Verlauf von drei Jahren die Mehrzahl der Menschen gestorben sein wird, dann wird der Kaiser wieder die Leibeigenschaft einführen.“

Die Aerzte befördern oder verstärken natürlich die Cholera schon durch ihre Erscheinung. Sie tun es für die Herren und weil sie selber Herren sind.

Paris. Th. Volkov.

Volkglauben der Wotjaken.[1]

Von Dr. **Bernhard Munkácsi.**

I. 1. Wenn du einen Schatz findest, ihn mit dem Vorderteile deines Kleides berührend, sprich: „Fall nieder, werde zu einem Schatz!“ Wenn du in Bärengestalt (d. h. wenn des Schatzes Form dem Bären ähnlich war) diesen Schatz fandest: so wirst du sehr glücklich, du wirst auch reich; — wenn du ihn in Hasengestalt fandest: wirst du nicht reich werden; wenn du ihn in Tiergestalt fandest: wirst ein Unglück haben; — wenn du ihn in Menschengestalt fandest: wirst du sehr unglücklich werden, du wirst sogar wahnsinnig.

2. Wenn der Bär in des Dorfes Nähe seine Höhle gegraben hat: wird das Jahr wildreich sein.

3. Wenn deiner Rosse Mähnen sich verwirren: wohnt die viehhütende Gottheit in deinem Stalle.

4. Wenn der Hund heult: geschieht irgend ein Unglück.

5. Wenn die Katze ihre Ohren wäscht: wird schlechtes Wetter.

6. Wenn das Schwein grunzend Stroh zu seiner Schlafstelle trägt: wird kaltes Wetter.

7. Wenn im Frühjahr das Schwein die gefrorene Erde aufwühlt: so wirst du im selben Jahre sterben.

8. Wenn du den Schweinigel ausgestreckt (liegend) siehst: wirst du im selben Jahre sterben.

9. Wenn das Eichhörnchen für den Winter viele Tannenzapfen sammelt: wird der Winter kalt sein.

10. Wenn du eine Ratte während einer Hochzeit fängst, sie in den Bach wirfst: werden die übrigen Ratten aus deinem Hause auswandern.

11. Isst du von Mäusen angefressenes Brod: werden deine Zähne nie schmerzen.

12. Welche Getreideart die Mäuse besonders gefressen haben: die wird in dem Jahre nicht besonders gedeihen.

13. Wenn im Frühjahr die Vögel zeitig ankommen: wird der kommende Sommer warm sein.

14. Wenn der Hahn mittags kräht: wird Krieg werden.

15. Wenn deine Henne wie ein Hahn kräht: so ist Unheil (im Anzug).

16. Wenn deine Henne ein winziges Ei legt: so ist Unheil (im Anzug).

17. Wenn die Henne bis (spät) abends sich nicht setzt (zum Schlafen), so ist Unheil (im Anzug.)

18. Wenn aufs Hausdach sich eine Krähe setzt: wird in diesem Hause bald ein toter Mensch sein.

19. Wenn an deinem Hause eine Mauerschwalbe oder Taube lebt: so wirst du glücklich leben; — wenn eine veǒä-Schwalbe (hirundo rustica) lebt: so wirst du verarmen.

[1]) Siehe am Ur-Quell IV. S. 8. Anm. 5.

20. Wenn du des Kuckucks Ruf auf deinem Drecke sitzend hörst: wirst du im selben Jahre sterben.

21. Wenn du im Frühling zuerst (von allen Vögeln) die Wachtel hörst: werden das ganze Jahr hindurch deine Pferde fett sein; hörst du aber den Wachtelkönig: werden deine Pferde mager, ausgehungert sein.

22. Wenn sich die Schafzäcke in deinen Nacken einbeisst: wächst hoch dein Hanf; wenn sie sich wohin immer tiefer: wächst niedrig dein Hanf.

23. Weisse Schabenkäfermilben erscheinen in deinem Hause zum Unheil.

24. Wenn in deinem Hause schwarze Ameisen erscheinen: wirst du glücklich.

25. Wenn das Innere deiner Stube der Borkenkäfer durchlöchert: wird irgend ein Unheil (eintreffen).

26. Wenn du die Blüte des Tüpfelfarns (Wurmfarns) findest: kannst du ungesehen wohin immer gehen.

27. Wenn die unter dem Schnee überwinterte Heidelbeere fleckig wird: gedeihen in dem Jahre die Erbsen reichlich.

28. Wenn auf die Nadeln der Rottanne Baumhonig (Harz) fällt: in dem Jahre sind die Bienen honigreich.

29. Wenn das Laub von den Bäumen bis zu Winters Eintritt nicht abfällt: wird das Jahr schwer sein.

30. Wenn vom Morgen an der Regen fällt: wird es nachmittag nicht regnen.

31. Im Regen stehend: wächst du gross.

32. Wenn der Regen auf die Erde fallend, Blasen macht: wird es lange regnen.

33. Wenn der Schnee im Fallen ans Haus klebt: (wird es) warm.

34. Wenn es donnert, lass nicht leer (ohne Messer) deine Messerscheide. Šajtan (Satan) kriecht hinein, (und) Inmar (der oberste Gott) erschlägt dich (mit Blitz) samt dem Šajtan.

35. Beim ersten Donner im Frühling leg dich auf die Erde.

36. Wenn es donnert, halte deinen Hund nicht in der Stube: neben ihm geht Šajtan einher.

37. Wenn nach Inmar's Blitzschlag Feuer entsteht: lösch es entweder mit Bier, oder mit Kvas (berauschendes Getränk), oder mit Milch; mit Wasser kannst du es nicht auslöschen.

38. Wenn du das von Inmaṙ blitzgetroffene Holz zu einer kĭrež-Harfe (halbkreisförmige Harfe) bearbeitest, wird die Harfe gutklingend sein.

39. Der Blitz (Donnerstein) in die Erde fahrend, geht 40 Ellen tief hinein, dann nach 40 Tagen kommt er wieder aus der Erde hervor. Diesen Donnerstein anzufassen, ist nicht ratsam.

40. Wenn du nachts ein Irrlicht siehst, sprich: „Mein Herr!“ das ist die Seele einer verstorbenen Hexe; des Menschen Seele zu erhaschen schweift es herum.

41. Wenn die Sonne im Frühling den Schnee am Wegrand schmelzen macht: wird in dem Jahre die Sommersaat gedeihen.

42. Im Frühling iss nicht viele Eier: du bekommst die Gelbsacht.

43. Im Frühling schlaf nicht viel: du bekommst die Gelbsucht.

44. Wenn im Frühjahr das (Schnee-) Wasser rasch versiegt: wird Frühsaat gedeihen; — bleibt es lange stehen: gedeiht die Spätsaat.

45. Wenn du im Sommer die Mittagrast nicht einhältst: wird es donnern und Hagel dein Getreide vernichten.

46. Wenn du im Sommer Eis in der Sonne trägst: wird es donnern, krachen, regnen; deshalb soll man das Eis zugedeckt (mit einem Lappen bedeckt) tragen.

47. Wenn du im Sommer mit Wasser nach aufwärts spritzest: wird es regnen:

48. Wenn die Sonne untergeht, schlaf nicht: dein Kopf wird dir schmerzen (dasselbe glauben auch die Siebenbürger Sachsen).

49. Mittwoch und Freitag beginn nicht zu arbeiten: diese Tage sind schwer (unheilvoll.)

50. Bei Neumond beginn nicht das Düngen oder welche Arbeit immer: diese Zeit ist schwer.

51. Zu Neumond geborenes Kind wird ein schweres Leben haben.

52. Neumond erblickend, bete: deine Sache wird vorschreiten.

53. Wenn du in der Neujahrnacht nicht schläfst: wirst du das ganze Jahr hindurch nicht (gut) schlafen.

54. Wenn du neues Laub, neue (frische) Fichtennadeln bis Neujahr (d. i. 20. Juli, Eliastag) brennst (d. h. damit heizest) tritt Reif ein.

55. An dem Tage, wo der Schlitten (für den Sommer) bei Seite gelegt wird, bellt weder ein Hund, noch baut ein Vogel sein Nest: das ist ein gar schwerer (heiliger) Tag. (Man legt die Schlitten am 21. März festlich bei Seite. Dieser Tag gilt für einen grossen Festtag, an dem selbst die Tiere feiern.)

56. Ist das Wetter am Tage des Schlittenweglegens schön: wird das Jahr milde sein.

57. Wenn du am Christhimmelfahrtfest nachts dein Geld abzählst: wirst du viel Geld (bekommen).

58. Wenn dein am Pfingsttag in den Bach geworfener Johannisbeerzweig untersinkt: wirst du in dem Jahre sterben.

59. Wenn du am Nikolaustag arbeitest: werden deine Arbeiten das ganze Jahr hindurch vorwärts schreiten.

60. Wenn du im Traume ins Wasser fällst, (und dabei) untersinkst: (so) wirst du sterben; — wenn du nicht untersinkst: (so) stirbst du nicht, die feindlichen Geister entfernen sich von dir.

61. Wenn du im Traume irgend ein Feuer siehst, (und) wenn es (den betr. Gegenstand) ganz verbrannt hat: wird heiter das Wetter sein; wenn es ihn nicht ganz verbrannt hat: wird es trüb sein.

62. Wenn du im Traume vom Hausdach herabfällst: wirst du wachsen.

63. Wenn du im Traume ein neues Haus siehst: (so) stirbst entweder du, oder wird ein Toter in deinem Hause sein.

64. Wenn du geträumt hast, dass du Geld gefunden hast: wirst du entweder eine Zahlung haben oder dein Geld verlieren.

65. Wenn du im Traume „Spaziergänger“ siehst: befällt dich eine ansteckende Krankheit. „Die Krankheit komme nicht über mich!“ sprich und wirf dem Kĭl'däj einen Eierkuchen hin. (Am Vorabend der Feste geht die Jugend beiderlei Geschlechtes ans Dorfende und kehrt in jedes Haus ein, wo getanzt und gesungen wird. Diese Unterhaltung dauert bis zum Morgen, wobei einzelne Paare hin und wieder verschwinden, um der Wollust zu fröhnen. Dieser Brauch heisst jumšan; jumšanĭ = spazieren. Im sarapuler Gebiet bedeutet das russische guljat „spazieren“ auch = huren. Kĭl'däj ist das die ansteckenden Krankheiten verbreitende Wesen, ein Krankheitgeist, der in Felsschluchten haust, daher „wirft“ man ihm die Opfer hin.)

66. Wenn du im Traume einen Pfarrer siehst: wirst du in deinem Hause einen Toten haben.

67. Damit dein geträumter Traum nicht über dich komme (in Erfüllung gehe): so spuck, wenn du ausgehst (deine Leibnot zu verrichten), auf deinen Dr . . .

68. Wenn du in der Frühe zu Jemand hingehst, ohne Brot gekaut zu haben, so geht sein Traum an dir in Erfüllung.

69. Wenn du deine Hose unter deinen Kopf legst, wirst du träumen.

70. Wenn dein kleines Kind, oder dein Vieh, oder deine Küchlein, Hennen, oder deine Enten, Gänse, oder welche immer deiner guten Arbeiten ein Mensch mit feindlichen Augen betrachtet: (so) beruft (beschreit) er sie.

71. Wenn du in ansteckender Krankheit hinsiechst, gelob etwas dem Kĭl'däj (s. Nr. 65); wirf (dann) Grütze in einen Lappen gebunden auf die Strasse; wenn jemand diese hinausgeworfene Grütze findet, (so) beginnt er zu siechen.

72. Ist dein Nabel verrenkt worden: lass dich von rückwärts umarmen, bis dein Rücken den Ton „lurs, lurs“ nicht von sich gibt; oder befiel Jemandem, dass er deinen Bauch mit Seife einreibe, schmiere. (Die Nabelverrenkung wird für eine innere Krankheit gehalten, die man sich durch Heben schwerer Gegenstände zuzieht.)

73. Den (beim Essen) erstickenden Menschen (der sich verschluckt) schlage in den Rücken: die das Ersticken bewirkende Speise geht dann in sein Inneres.

Dobschauer Gassenhauer.

Von Anton Herrmann, Budapest.

Dobschau (Dobsina), eine altbekannte Bergstadt im oberungarischen Gömörer-Comitat, durch die in ihrem Weichbilde 1870 entdeckte,

unvergleichlich prächtige Eishöhle zu neuem Ruhme gelangt, wird von vielen Touristen berührt, und bietet in ihrer reizvollen Umgebung einen überaus angenehmen Sommeraufenthalt. Die in urväterlichen Blockbauten hausenden, emsigen und biederen deutschen Bewohner haben manches Altertümliche in Sitte und Anschauung bewahrt, wovon am eigentümlichsten wohl ihre seltsame Mundart, die sich zunächst dem sog. Gründner Dialekt und dann der Sprache der Zipser anschliesst. Proben ihrer mundartlichen Poesie sind in der Litteratur kaum zu finden; ich will hier einige für das städtische Volk bezeichnende, grösstenteils obscöne Reimereien mitteilen, aus denen aber durchaus keine Moral-Schlüsse gezogen werden dürfen. Die von mir auf einem Hausbauerforschungzuge kontrollirten Texte verdanke ich zumeist den Aufzeichnungen des um die Volkkunde jener Gegend verdienten lokalen Dialektdichters Prof. Samuel Klein in Dobschau.

1.

Host du net main Schotz gaséhn?
Dos vorsof'ne Luder?
As hot an beiszen [1]) Kittel ón,
Und a Fleimal [2]) drunter.

2.

Schénas Médal noch oller Lost,
Nem' der an Món, benn du bós host!
Nimst der noch dós Joár kén Món,
Kommen der di Schóben rón, [3])
Fressen der as Raua [4]) beg,
Blaibt der nur di kóhla Fleck!

3.

Unser Méd und Nochpers Méd,
Sain zwa grusza Hueren,
Benn ber z'obens schlofen géhn,
Fressens uns di Mueren. [5])

4.

Reisza Rosen riech ich gearn,
Róda noch viel liber:
Met main Schätzel tonz ich gearn,
Schlof ich noch viel liber.

5.

Schéna, liba Maina!
Zo tausend guta Nócht!
Lég en Poat'n [6]) en Kosten,
Nem' di Haub a voar! [7])
Schéna, liba Maina!
Zo tausend guta Nócht!
Du host noch sear a Kléna,
Bos host der denn gadócht?

6.

Schénas Médel, beszt du bós?
Komm' met mir ens grina Grós,
Nor of an Agenpleck,
Dos bīt [8]) sain a gruszas Gleck!

7.

Zwa Bochen no Ostern,
Do géht der Schné beg,
Denn hairot mai Schätzel,
Denn hob' ich — an Dreck.
Und benn as geheirot,
Bós hot as dervon?
A Stub voll Kender,
An rotzigen Món!

8.

Benn mai Món ens [9]) Frankreich géht,
Hot er roda Hósen,
Benn er aus en Frankreich kimmt,
Hot er di Franzosen. [10])

9.

Mei Món und ich,
Ber hón derhém ké Ziech; [11])
Zieht mai Món di Gatten [12]) aus,
Moch ber sich zwa Ziechen draus!

---

[1]) Das gemeindeutsche w lautet in dieser Mundart **b**; z. B. beiszen = weiszen, benn = wenn, bós = was, beg = weg, ber = wir usw. Welcher heisst in dieser Mundart = bulcner, und dieser Ausdruck ist auch zum Spitznamen für die Dobschauer geworden. [2]) Pflaum, vulva. [3]) Schaben dran. [4]) das Rauhe (Haare von der vulva). [5]) Möhren, gelbe Rüben (phallus). [6]) Borten, ungarisch: **párta**, Kopfschmuck der Jungfrauen. [7]) hervor. [8]) wird. [9]) in das. [10]) Syphilitische Krankheit. [11]) Bettüberzug. [12]) Ungarisch: gatya = Unterhose.

10.
Dear es main, dear es main,
Met den róden Laibel;[1])
Ich bell an net, ich móg an net,
Er stinkt bi olla Taibel!

11.
Benn mai Vóter a Stiglitz bear,[2])
Und mai Motter a Zaischen,[3])
Flaigt di Stiglitz hin und hear,
Zor Motter denn ens Haischen.[4])

12.
Klén pen ich, klén plaib ich,
Drom sai ich verrocht;[5])
Bos hot mich mai Vóter
Net grészer gamocht?
Und benn mer mai Vóter noch émol
dós tút,
Sch .... ich om 's Kappel und kéf[6])
om en Hút!

13.
Benn ich a raicher Miller bear,
Sechs schéna Hihner holt ich mer,
Sechs schéna Hihner und an Hóhn,
Dear met main Hihner puddern[7]) konn.

Volkglaube in Schillers Wallenstein.

Wallensteins Tod, V. Aufzug, zweiter Auftritt.

113. Macdonald: Was hilft uns Wehr und Waffe wider den?
Es ist nicht zu verwunden. Er ist fest.
Buttler (fährt auf): Was wird er? —
Macdonald: Gegen Schuss und Hieb! Er ist
Gefroren, mit der Teufelkunst behaftet,
Sein Leib ist undurchdringlich, sag' ich dir.
Deveroux: Ja, ja! In Ingolstadt war auch so einer,
Dem war die Haut so fest wie Stahl, man musst ihn
Zuletzt mit Flintenkolben niederschlagen.

In den Kommentaren wird gewöhnlich nur bemerkt, dass gefroren „hart, unverwundbar" bedeute, ebenso wie fest V. 114. Auch im Schiller-Lexikon von Goldbeck und Rudolph, Berlin, Nicolaische Verlagbuchhandlung, 1869, ist der Ausdruck nicht erklärt. Es ist deshalb wohl nicht unnütz, auf einige Bücher hinzuweisen, welche von der Kunst sich gegen Verwundungen durch Kugeln oder Eisen fest zu machen handeln. Es geschah dies besonders durch die sogenannte „Passauer Kunst" (vgl. auch Schmeller-Frommann, Bayer. Wb. I, 408), durch Zauberzettel und mancherlei Segensprüche. Vgl. Wuttke: Deutscher Volkaberglaube § 475, Simrock: Deutsche Mythologie § 66 (3. Aufl., S. 179), wo auch weitere Litteratur angeführt wird, und Liebrecht: Zur Volkkunde, S. 346. Besonders lehrreich ist aber für unsere Stelle ein Auszug Gustav Freytags in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit, III. Bd., S. 77, aus einem Werke des Augsburger Brückenmeisters Samuel Zimmermann des Aelteren unter dem Titel: Bezaar, wider alle Stich, Straich und Schüss, voller grossen Geheimnussen. Zimmermann berichtet in diesem Buche, in denen er die Erfahrungen seines Lebens etwa bis 1591 sammelte, nach Freytag folgendes: „So war im Jahre 1550 ein wohlbekannter Raufbold zu Augsburg, der oft prahlte, er

---

[1]) Leibchen, Weste. [2]) Stieglitz wäre. [3]) Zeisig. [4]) Häuschen. [5]) verachtet. [6]) kaufe. [7]) coire.

wolle lieber mit zweien oder dreien fechten, als eine gute Mahlzeit halten, so fest, dass kein Degenstich in ihn drang; er wurde zuletzt durch einen Hellebardenschlag auf den Hinterkopf getötet. Ferner berichtet Freytag: „Ein anderer Bekannter Zimmermanns, der gefroren war, erhielt einen furchtbaren Dolchstich, es war keine Wunde zu sehen, aber er starb doch kurz darauf an inneren Folgen des Stichs.“

Ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass Schiller das Werk Zimmermanns als Quelle benutzte. Ueber gefrôren vgl. auch noch Schmeller-Frommanns Bayer. Wörterbuch I, 825 und den Artikel Hildebrands im Deutsch. Wörterb. IV, 1, Sp. 2162. Zu der Bemerkung Liebrechts (und Simrocks), dass die, welche die Kunst fest zu machen verstanden, „Gfrörer“ genannt wurden, will ich noch hinzufügen, dass dieser Ausdruck sogar zum Familiennamen geworden ist. Bekannt ist auch durch seine kühnen Hypothesen über die Pläne Wallensteins, der Freiburger Geschichtprofessor August Friedrich Gfrörer (1803—1861).

Northeim. Robert Sprenger.

Alltaglauben und volktümliche Heilkunde galizischer Juden.

Von Benjamin Wolf Schiffer.

II. 38) Niesst man, während man von einem Toten spricht, so ziehe man sich beim Ohr, um vom Toten nicht gerufen zu werden. 39) Zuweilen kann ein Fluch, wenn auch harmlos und nicht in böser Absicht gesprochen, wenn er in einer schlimmen Stunde dem Munde entfährt, sich bewähren. Man muss sich deshalb des Fluchens enthalten. In Häusern, wo Kinder vorhanden sind, die sich das Fluchen nicht abgewöhnen können, hängt deshalb die vorsichtige Mutter eine abgeschälte Zwiebel an der Wand auf, damit diese die etwaigen Flüche „einsappen“ (aufsaugen) soll. 40) Schlüssel lege man nie auf den Tisch, denn das bringt Zank und Hader. 41) In der Nacht leihe man nie Sauerteig an Frauen, die im Brodbacken nicht geschickt sind; denn sonst wird der Ausleiherin das Brod immer missraten. 42) Eine Frau, die den Schaum der Kochtöpfe zur Erde schüttet, ist eine Zauberin; der Mann lasse sich gleich von ihr scheiden. 43) Kehrt man die Stube, so beginne man von der Thür, damit die „Hazlachah“ (Glück, Gedeihen) das Haus nicht verlasse. 44) Wenn man hinter Jemand das Zimmer auskehrt, so stirbt er bald. 45) Jeder Mensch hat einen Stern am Himmel, dessen helleres oder dunkleres Leuchten sein grösseres oder kleineres Glück bedeutet; ein „Sternfall“ bedeutet jedesmal den bevorstehenden Tod eines Menschen; sieht man das „Fallen“ eines Sternes, so rufe man dreimal: „nicht mein!“ 46) Einen Tisch darf man nicht mit einem Besen reinigen, denn das bringt den Tod eines der Hausgenossen. 47) Macht Jemand

aus dem Hause eine Reise, so darf man am selben Tage vor der Abreise das Zimmer nicht kehren, sonst kann die abreisende Person unterwegs „bleiben“ (sterben). 48) Bei einem Brande öffnet man eine Thorahrolle an der Stelle der 10 Gebote, das schützt das Haus vor Feuer. 49) In Nawarya trug gelegentlich eines dort ausgebrochenen Brandes ein alter Jude ein länglich rundes Brödchen um die Stadt, und warf es dann weit weg ins Feld, was das Feuer fortschaffen sollte. 50) Wenn bei einem Brande das brennende Haus von Tauben umflattert wird, so wird das Feuer alsbald aufhören; denn das sind Engel, die das Haus schützen. (In Chodorów brach einmal ein heftiger Brand aus, der die ganze Stadt einäscherte, nur die Synagoge, obwohl allseitig vom Feuer beleckt, blieb ganz unversehrt; das Dach war eben voll von Tauben besetzt. Das versicherte mir ein alter Einwohner dieses Städtchens.) 51) Wenn sich von Jemandem das Gerücht verbreitet, er sei gestorben, so wird er erst recht lange leben. 52) Ergreift man einen, der aus dem Schlafe redet, am kleinsten Finger, dann plaudert er alles aus, was man von ihm zu wissen begehrt: aber das Jahr wird er nicht ausleben. 53) Stellt man vor einen Schlafenden einen Spiegel, und dazwischen ein Licht, und ruft den Schlafenden beim Namen, so folgt er überall hin; es kann aber vorkommen, dass er dem Führer einen Backenstreich versetzt, dann vollendet dieser das Jahr nicht. 54) Beim letzten Bissen lade man niemand zum „Mitessen“, denn davon schwindet alle Kraft. 55) Wenn man früh vom Hause fortgeht, so kehre man nie um, um einen vergessenen Gegenstand zu holen, denn das bringt kein Glück. 56) „Auf die volle Woch’“ (oder Monat oder Jahr), d. h. am Anfange dieses Zeitraumes, borge man niemandem, denn sonst kommen weiter nur borgende Kunden. 57) Fällt der Löffel aus dem Munde, so ist man einem Unglück entgangen. 58) Ein zufällig empfangener Nadelstich, ist eine Warnung vor den Anschlägen böser Feinde. 59) Sprüht eine brennende Kerze Funken, so erwarte man einen Gast. 60) Wer zufällig morgens ein Kleid auf der „linken“ Seite anzieht, der wird sich berauschen. 61) Ein Kind, das häufig Glasgeschirr zerbricht, wird ein gutes Gedächtnis haben.

Zur Volkkunde galizischer Juden.

Auf den Zetteln, die bei den Juden nach der Entbindung der Frau an allen vier Wänden angeklebt werden, findet man folgende Stellen, deren Inhalt wir hier wiedergeben wollen:

1) „Ich fand bei einem alten Gelehrten ein grosses Geheimnis. Es ist ein wunderbares Schutzmittel für Kinder vor bösem Zufall, Gott beschütze es. Nach Entdeckung dieses Geheimnisses ist es unzählige Male angewendet worden und dadurch sind viele Kinder von der Hölle mit Hülfe dieses Erlösers in der Not befreit worden. Es lautet: man nehme ein Kraut „Pheonit“ oder „Phanonie“ genannt,

hänge es dem Kinde an den Hals, nachdem das Kraut in ein Tüchlein eingewickelt hat. Dadurch wird das Kind vor allem Bösen geschützt werden."

2) Um ein Kind vor einem bösen Auge zu schützen, nehme man ein Kraut, „Johanniswurzel" genannt, zerstosse es dünn, streue den Staub aufs Feuer und beräuchere damit das Kind. Wer dieses Kraut mit sich trägt, wird vor Zauber behütet, so, dass er keinen Zutritt zum Menschen haben kann. Dies Kraut kann noch anders angewendet werden.

3) Man nehme Jar Rot, drücke davon einen Tropfen in den Mund des Kindes, häng' nachher das Rot um den Hals des Kindes und der Wöchnerin.

4) Den jüdischen Kindermund hört man folgendes sagen: Wenn jemand einem wütenden Hunde begegnet, so mache man die rechte Hand zur Faust, den Namen des Allmächtigen „Jehova" habe man auf den Lippen, und gehe recht langsam. Die wütende Bestie wird den in Andacht Versunkenen nicht einmal berühren.

5) Wenn Jemand über ein Kind springt, so wird es nicht mehr wachsen. Damit aber der Wuchs des Kindes nicht unterbrochen werde, muss der Sprung in umgekehrter Weise wiederholt werden.

6) Die jüdische Schulkinder sagen folgendes zu einander: Wenn du deinen Platz in der Schule wechselst, so werden deine Knochen verwechselt werden.

Lemberg. J. Spinner.

Sagen galizischer Juden.

II. Seelenwanderung (Gilgilim). Zum Liner is amul gekimmen a Gilgil und hat ihm gebeten a Tykon. Der Liner hat ihm gefrägt, far was er is mrr'nad (verbannt) und mit was er könn ihm helfen. Hat er ihm gesagt, dass er hat übergelasst auf dem Olem (dieser Welt) a mberes (schwanger) Weib, und sie hat dernach gehat a Sohn; wenn der Sohn soll nach ihm Kadisch sagen, wird er a Alijah (Erhöhung) haben. Der Liner is gefahren in der Stadt aran ün hat dort getroffen sein Sohn. Er hat aber nischt gekennt kein „Alif". Hat ihm der Rebi ausgelernt Kadisch. Und der Gilgil hat a Tykon gehat.[1]) Dem Liner's Chassidim sennin einmal Erev Jom h'kudusch gesessen ün haben nischt gehat kein Bronfen (Branntwein). Zwischen is auch gesessen R. Schlojmy Broder. Plytzyng is herein gekommen a Rondar (Arendator) und hat sei gebeten, dass sei sollen ihm matyr neder sein. „Güt," haben sei geenfert. „Nur du west uns geben Bronfen." Der Rondar is bestanden und hat sei gegeben Bronfen, und sei und sei haben ihm matir neder gewên. In a Jahr arum sennin (sind) sich die Chassidim wieder zusammen gekommen und haben weiter kein Bronfen gehat, und haben arausg'kückt auf

[1]) Ein Parallele dazu im „Am Ur-Quell" B. II, S. 209 f. Die Sage aus dem Talmud.

dem Rondar. Wie der Rondar is nischt gekommen, haben sei einem geschickt, er soll gewahr weren, was es tut sich mit dem Rondar. Wie er is gekommen zu der Kretschme (Wirtshaus), hat er gehört, wie a Jüdin beklagt: „Wenn mein Mann soll gewen leben, wollt ich mich nischt bedarft asoj zu plagen!“ Der Chassid hot verstannen, dass der Rondor is schon gestorben, und hat sich umgekehrt. Wie sei sennen weiter asoj gesessen, haben sei gesagt zu Reb Schlojmy Broder: „Muneschech, der Rondar hat uns va a Jahr gegeben Bronfen, kück dich nur um wü er is. Efscher bedarf er haben unsere Tojry.“ Reb Schlojmy Broder hat sich vertracht und nach a Weile hat er gesagt, er könn ihm nischt gefünnen. Wie die Chassidim haben ihm stark derkütschet, hat sich nachamul stark vertracht und hat dernach ihm schon dersehen auf a Spitz Kloster. Er hat das die Chassidim derzählt, haben sei R. Schlojmyn gebeten, er soll ihm von dort herabnehmen. Er hat ihm von dort herabgenommen. Der Rondar is in a Zeit herumgekommen zu Chulym sein Weib und hat ihr gesagt, dass sie soll gehn zu R. Schlojmy Broder und soll ihm grüssen ün ihm danken var dem, was er hat ihm arubgenommen von der „Tymeh“ (Unreines). Wie der Liner is einmal erausgegangen Ktanim hat ihm dem Rondars Weib gesehen und hat gemeint, dass das is Schlojmy, hat sie geschriegen: „Reb Schlojmy! Reb Schlojmy! Mein Mann hat euch gelasst grüssen ün danken was Ihr hat ihm arubgenommen von der Tymeh.“ Der Reb hat teikif verstannen, was da is geschehen, und is arangekommen und hat gefrägt R. Schlojmyn, var was er hat nur die eine Neschumy (Seele) arubgenommen, „durch dem, weil er hat euch gekauft Bronfen?! Hast du denn nischt gesehen noch andere Neschumos, was bedarfen huben Tykon? Wenn m' is a Ohev Israel, arbeit men var Alle!“ Hat R. Schlojmy gearbeit ün demelt (damals) haben a sach (viele) Neschumos gehat Tykynym.

Bursztyn. Akiba Nagelberg.

Warum gehen Spukgeister kopflos um?

Eine Umfrage von H. F. Feilberg.

IV. Die Anregung, welche Herr Feilberg im 1. Hefte des 4. Bandes gegeben, dem tiefern Grunde für die Kopflosigkeit vieler Gespenster nachzuforschen, ist gewiss von vielen Lesern freundlich begrüsst worden.

Leider sehe ich mich auch nicht in der Lage, eine Erklärung geben zu können. Aber eine Sage, die mir gerade in diesen Tagen mitgeteilt wurde, dürfte vielleicht die Lösung der Frage um einen Schritt fördern. Ein Heer von Sagen, in denen kopflose Gespenster auftreten, ist im Bergischen bekannt. Sie scheinen mir aber für eine Lösung des Problems ohne schwerwiegende Bedeutung zu sein, und darum begnüge ich mich mit der Mitteilung jener einen, die noch ungedruckt ist, mir aber von mehren Seiten berichtet wird. Im engsten Anschluss an die Worte einfacher Landleute lautet sie:

Zur Zeit des Raubrittertums zog sich ein Ritter derart den Zorn der Bürger von Mettmann (kleines bergisches Landstädtchen, aber den ältesten Orten des Landes zugehörend) zu, dass man sich zu seiner Verfolgung aufmachte. Auf weissem (nach anderer Mitteilung auf kohlschwarzem) Ross floh der Verfolgte. Wenn ihm aber seine Verfolger dicht auf den Fersen waren, nahm er seinen Kopf herunter, barg ihn sorgfältig unter dem Arm und konnte dann mit verdoppelter Geschwindigkeit entfliehen, so dass er seinen Verfolgern entkam.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dass wir im Vorstehenden eine eigentümliche Modifikation der Sage vom wilden Jäger vor uns haben (man vergleiche auch Zeitschrift des Vereins für Volkkunde III, 96 ff.)

Elberfeld. O. Schell.

Tod und Totenfetische im Volkglauben der Siebenbürger Sachsen.

Von Dr. Heinrich v. Wlislocki.

IV. Um dem Gebäude Festigkeit zu verleihen, vergräbt man in den Grund einen Totenknochen. Heimlich lebt nur noch hie und da dieser Brauch fort und wird von der Einmauerung von Pferdeschädeln gänzlich verdrängt. Das Einmauern von Menschen, namentlich Kindern, bei Grundsteinlegung von Gebäuden, mag auch unter den Siebenbürger Sachsen in uralter Zeit in Brauch gewesen sein. Nun werden in rudimentärer Weise nur Totenknochen und Tierschädel eingemauert. Das Tier tritt also auch hier in beschränktem Kreise stellvertretend für den Menschen ein; es übernimmt die Rolle, die ursprünglich dem Menschen zugedacht ist.

Zum Zaubern, besonders „das Glück an sich zu binden“ (det gléck u sech bändjen), eignen sich vor allem Körperteile eines Toten. Liebezauber. Will man eine Maid an sich fesseln, so eigne man sich einige ihrer Haupthaare an, speie darauf und stecke sie heimlich in den Sarg eines Toten. Haare eines Toten und die eigenen Menses vergräbt die Frau an den Ort, wo der Mann das Wasser abzuschlagen pflegt, um sich seiner ehelichen Treue zu versichern. Vergräbt das Mädchen die Fussspur eines Burschen in den Friedhof, so kann dieser nicht von ihr lassen. (Mühlbach und sonst.) Will man in einer Ehe Unfrieden stiften, so stecke man Totenhaare ins Bett der Eheleute. (Grossau.)

Durch Totengebeine kann man Ratten und Mäuse, Wiesel und Marder vertreiben (s. Feilberg in „Am Ur-Quell“ III, 87). Vergräbt man ein solches Gebein oder auch nur etwas Haare eines Toten in den Boden eines Gebäudes, so wird sich daselbst keines der erwähnten Tiere zeigen. Flicht man Totenhaare in den (gewöhnlich aus Stroh oder Rohr geflochtenen) Bienenkorb, so hat man stets reichliche Honigernte (ähnlich auch der magyarische Bienenzauber).

Auch bei den Siebenbürger Sachsen schliesst sich ein ganzer Wust von Zauber, sowohl an Hingerichtete als auch an solche Menschen, die sich freiwillig das Leben nehmen. In erster Reihe stehen dabei diejenigen, die durch Erhängen das Leben verlieren. Schön erläutert diesen Volkglauben Lippert (a. a. O., S. 461) und bemerkt zum Schluss: „Die nahe Beziehung, in welcher einst Hinrichtung und Opferung gestanden, muss zu jener Verwicklung der Vorstellungen, aus welcher nur noch das Phantastische in spätere Zeiten hineinleuchtete, beigetragen haben. Der Hingerichtete wurde gleich jenem ein an die Stelle und seine Exuvien gebannter, nicht unmächtiger Geist; das moralische Moment fiel bei einer so alther vererbten Vorstellung gar nicht ins Gewicht. Wie der Kannibale kein Bedenken trägt, die Seele auch des Verruchtesten gerade um ihrer Stärke willen in sich aufzunehmen, so kam auch dort die sittliche Qualität nicht in Betracht. Je schwerer, gewaltiger und seltner das Verbrechen, desto mehr drängte sich das Volk um die Reste des Verbrechers."

So war es früher, heute aber, wo die Hinrichtungen kein öffentliches Schauspiel bilden, wo der Scharfrichter mit den Ueberresten des Gerichteten keinen Handel mehr treiben kann, findet das Volk einen Ersatz dafür in den Selbstmördern, und zwar an denen, die sich durch den Strick das Leben nehmen. Warum gerade die Erhängten im Volkglauben eine Rolle spielen und die Ueberreste auf eine andere Art ums Leben gekommener Menschen gar nicht in Betracht kommen (wenigstens in Ungarn und Siebenbürgen), habe ich bislang bei keinem, mir bekannten Volkforscher erklärt gefunden.

Der Hauptgedanke bei diesem Zauber ist: „Alles, was von einem Erhängten herrührt, ist glückbringend," d. h. alles wird der Exuvie eines machtübenden Geistes gleichgezählt, und je nach dem Wege, auf dem einer sein Glück sucht, sei es im Stehlen, Rauben oder Einbrechen oder wie immer sonst, dafür wird die Exuvie oder Reliquie zum besonderen Zaubermittel, zum Amulet oder Talisman (Lippert, S. 463). Ein Knöchelchen des Erhängten im Geldbeutel schafft Geld und schützt den Dieb vor Entdeckung; unter der Schwelle begraben, schafft es Glück in jeder Beziehung. Mischt der Dieb ein Stückchen von welchem Körperteile immer eines Erhängten unter Talg und giesst sich daraus eine Kerze, so wird er bei deren Schein nie ertappt werden. Blut des Erhängten wird bei Fallsucht angewendet. Selbst ein Stückchen vom Strick oder ein Lappen von den Kleidern des Erhängten bringt Glück ins Haus. Wenn man Pferde, überhaupt Vieh mit einem Fetzen (zader) eines Erhängten bestreicht, so werden sie fett (Haltrich-Wolff, S. 309). Bestreicht man mit solchen Lappen einen Gegenstand, den man verkaufen will, so bekommt man viele Käufer. Legt man in ein Wein- oder Schnapsfass etwas vom Strick oder den Kleidern oder gar den kleinen Finger eines Erhängten hinein, so kehrt derjenige, der von diesem Getränk getrunken, stets in diese Schenke ein. Näht man solche Fetzen an den Säelaken, so gedeiht die Aussaat ausserordentlich. Totkranke kann man sehr lange noch

am Leben erhalten, wenn man ihnen etwas vom Strick eines Erhängten ins Bett legt. So erzählte mein Grossvater Andreas Roth von einer Gross-Schenker-Witwe namens Dietrich, die man in seiner Jugendzeit über ein Jahr auf diese Weise am Leben hielt, bis ihr Sohn vom Militär aus Holstein heimkehrte. Als man den Strick aus dem Bette nahm, um „der Frau die Qual zu erleichtern," so starb sie noch im Laufe desselben Tages.

Aus dem hier mitgeteilten Volkglauben der Siebenbürger Sachsen kann man immerhin die Einsicht gewinnen, dass die Bedeutung der Totenfetische für Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religiongeschichte ungemein wichtig ist, weil sie eben Kultus älterer und neuerer Zeit im innersten Wesen beleuchten und zum erschöpfenden Verständnis nicht nur unserer eigenen mythologischen und religiösen Volkgebräuche verhelfen, sondern auch solcher primitiver Völker, deren Menschenschlächterei und Menschenopfer uns unverständlich, unerklärlich erscheinen würden eben — ohne unsere eigenen Totenfetische, die zwar heute bei Kulturvölkern in die Sphäre der nur symbolischen Ersatzmittel gehören und den „blutigen Ernst des ursprünglichen Opfers und des eigentlichen Zaubermittels verloren haben, nichtdestoweniger nur durch die animistische Perspektive, dass es sich hier um den Ersatz eines eigentlichen Menschenopfers handelt, ihre volle Bedeutung erlangen."

Schnurren und Schnaken aus Rügen.

Von O. Knoop in Rogasen.

II. Der bestohlene Bauer. Ein Bauer fuhr zu Markte nach der nächsten Stadt, um sich andere Pferde zu kaufen. Als der Kauf beendet war und er die frisch gekauften Tiere vor seinen Wagen gespannt hatte, da fühlte er das Bedürfnis nach einem Glase Bier. Er hielt deshalb vor einem Wirtshause an, trat hinein und liess sich einen Trunk reichen. Während er drinnen verweilte, wurden ihm seine Pferde gestohlen. Betrübt und niedergeschlagen ging er zu einem Wahrsager, um sich von ihm Rat zu holen, wie er wieder zu seinen Pferden kommen könne. Der Wahrsager aber konnte weder lesen noch schreiben; er nahm deshalb ein Blatt Papier, machte lauter Haken und Striche und Bogen darauf und schickte den Bauer mit diesem Recept zur Apotheke. Der Bauer tat, wie ihm geheissen. Der Apotheker verstand von dem Geschreibsel nicht das geringste, aber da er ein Schalk war und den Bauer nicht so ohne weiteres entlassen wollte, bereitete er ein Pulver, welches er ihm eingab. Der Bauer entfernte sich, aber bald tat das Pulver seine Wirkung, und der Bauer sah sich gezwungen, in den ersten besten Hof zu laufen, um die Natur zu befriedigen. Als er auf den Hof trat, sah er mit Erstaunen und mit Freude seine Pferde und seinen Wagen dort stehen: der Besitzer des Hofes war ein Spitzbube und hatte sie ge-

stohlen. So kam der Bauer durch die Dummheit des Wahrsagers und den faulen Witz des Apothekers wieder zu seinem Eigentum.

III. Der Schwerhörige. In Altefähr auf Rügen, Stralsund gegenüber, lebte zur Franzosenzeit ein Mann, der war schwerhörig. Eines Tages sass er vor der Thür seines Hauses und machte Axtstiele. Da sah er in der Ferne einen Trupp französischer Reiter auf sein Haus zukommen. Um ihnen nun schnell Rede und Antwort stehen zu können, überlegte er, was er sagen wollte. Er dachte bei sich: Touirst war'n sêi woll fråg'n: „Was macht er da?“ Denn will ik segg'n: „Exenstäls.“ Denn war'n sêi woll segg'n: „Dêi war'n tou lang“, denn will ik segg'n: „Bet an 'n Knast, doar war'n sêi afsågt.“ Denn, so meinte er weiter, würden sie wohl mit dem Boot auf die andere Seite wollen und würden fragen: „Hat er auch ein Boot?“ Dann wolle er antworten: „Dat liggt up dêi Schündäl un is upbost'n.“ Die Reiter waren inzwischen angelangt, und einer derselben fragte: „Hat der Kerl was zu essen?“ Prompt erwiderte der Schwerhörige: „Exenstäls!“ Der Reiter fährt ihn aufgebracht an: „Die kann er sich im ..... stecken,“ worauf jener mit einem wohlgefälligen Blick auf seine Arbeit sagt: „Bet an'n Knast, doar war'n sêi afsågt.“ Nun wird der Reiter wild und schreit: „Wo hat er sein Stück von Tochter?“ Der Schwerhörige aber erwidert mit grösster Seelenruhe: „Dat liggt up de Schündäl un is upbost'n.“

Lispelnde Schwestern.

Eine Umfrage von A. Treichel.

7. (Die drei „lispelnden“ Schwestern in Niederösterreich.) Die erste sagte: Mutter a Grüll (Grille), die zweite: schweigst net stüll, (still) und die dritte: Mutter i hab nix g'sagt wie, der Grüll is über die Stuba tapt (gegangen).

Wien. Fitzinger.

8. Bemerkenswerte literar. Nachweise liefert, anknüpfend an unsere Umfrage, Johannes Bolte in der Zeitschrift des Vereins für Volkkunde, III. 1, S. 58 ff.

Vergrabene Schätze.[1]

Eine Umfrage von K. Ed. Haase.

IX. Der Schatz der Trolle im Trolljungby. In Schweden liegt ein Berg namens Trolljungby; so genannt, weil früher die Trolle in ihm hausten und ihre ungeheuren Schätze hüteten. Ein Knecht, auf einem schwarzen Hengste reitend, raubte den Trollen alle diese Schätze. Das machte er aber auf folgende Weise: Er pflügte das Land zwischen Berg und Haus (sein Haus lag nämlich nahe dem Berge) quer. Dann ritt er eines Tags, als gerade die Trolle nicht

[1]) Siehe Band III, S. 30, 31, 162, 163, 286—288.

daheim waren, auf seinem schwarzen Hengst hin nach dem Berg und holte alle diese Schätze. Unter diesen befand sich auch ein wunderschönes Horn (Horn und Schätze werden noch gezeigt), und noch war er nicht weit von dem Berg entfernt, da begann er auf dem Horn zu blasen. Da kamen aber auch schon die Trolle hinter ihm her. Da diese indess auf dem gepflügten Lande Furche auf und Furche ab laufen mussten[1]) und er auf seinem Hengste quer über ritt, so konnten sie ihn lange nicht einholen.

Von einem gebürtigen Schweden mitgeteilt an H. Volksmann.

X. Das Feuer im Walde.[2]) Mein Vater, erzählte uns ein Gewährmann, war ein gebürtiger Jevenstedter, und mein Grossvater, ein Weber, ging einst mit zwei anderen Webergesellen dort durch ein Gehölz. Alle drei hatten einen kleinen Duhn und rauchten vergnügt plaudernd ihre kurze Kalkpfeife. Da gewahrten sie ein helles Feuer, und mein Grossvater, dem gerade die Pfeife ausgegangen war, sprach: „Da will ich mir schnell meine Pfeife wieder anzünden.“ Er legte eine Kohle auf die Pfeife; da sie aber nicht zünden wollte, warf er sie wieder fort. Er legte eine zweite Kohle auf die Pfeife, doch da auch die nicht zünden wollte, warf er sie abermals fort. Endlich nahm er die dritte Kohle; doch auch damit konnte er die Pfeife nicht in Brand kriegen, und warf diese fort. Und so gingen die drei weiter! Kurze Zeit darnach, als mein Grossvater schon im Bette lag, klopfte etwas ans Fenster und eine Stimme sprach: „Hål dien Geld!“ Er dachte aber, woher soll ich Geld holen, ich habe ja nirgends etwas zu fordern. In der anderen Nacht ward abermals ans Fenster geklopft und gerufen: „Hål dien Geld!“ Grossvater aber dachte wieder, das ist ja merkwürdig! Ich soll mein Geld holen und habe nichts ausstehen. In der dritten Nacht Uhr 12 ward wieder ans Fenster geklopft und dabei gerufen: „Hål dien Geld, suns werd die et-slech gåhn.“ Da ging er den andern Tag hin zu seinen Kameraden, erzählte diesen das Erlebnis der letzten Nächte und sprach: „Wir sahen ja damals, als wir durch das Gehölz gingen, ein Feuer, und ich warf die Kohlen ja fort; sollte die Sache auch damit zusammenhängen?“ „Nicht unmöglich,“ meinten die andern beiden, gingen hin nach dem Gehölz, wo sie das Feuer gesehen, und fanden an der Stelle, wo Grossvater die Kohlen fortgeworfen hatte, drei Drittel.[3]) „Hätte ich damals, als ich das Feuer sah,“ hat Grossvater oft gesagt, „nur mit dem Fuss etliche Male hin und her durch das Feuer geschlagen, so wäre ich jetzt ein schwerreicher Mann.“

---

[1]) Dass die Unterirdischen nicht quer über ein gepflügtes Feld kommen können, sondern Furche auf und Furche ab laufen müssen, ist auch in Schleswig-Holstein bekannt.

[2]) Ueber Schatzgräbergeschichten s. Müllenhoff, S. 352—357.

[3]) Die Zweidrittelthalerstücke nannte man „Drüttel“ (Drittel) und die Eindrittelthalerstücke „halbe Drüttel.“ Der ursprüngliche Wert eines Zweidrittelthalerstücks betrug 32 Schillinge (= 2,40 Mk.); doch galt ein solches Geldstück zuletzt nur 30 bis 31 Schillinge.

XI. Der Schatz bei Christiansholm. Auf der Kolonie Christiansholm unweit Rendsburg war am 22. April 1864[1]) ein Mann mit Kartoffelhacken beschäftigt. Da gewahrte er dicht bei sich einen Grapen voll Geld, das gerade „utwellert“ ward. „Schade,“ sagte der Mann zu einem andern — ich stand dabei — „dass ich keinen Stahl bei mir hatte. Hätte ich mich indess recht bedacht, so hätte ich ja nur meine Hacke, die auch Stahl enthält, in den Grapen werfen können, und der Böse hätte sofort seine Macht über das Geld verloren.

XII. Eine Schatzgräbergeschichte, die sich vor etlichen Jahren in Dithmarschen zutrug, in der junge Leute die Leichtgläubigkeit anderer benutzten und das Gerücht aussprengten, dass an einer bestimmten Stelle des Aussendeichs allnächtlich ein Licht brenne, weil da ein Schatz vergraben sei, erwähnen wir nur deshalb, weil um die Stelle, wo der vermeintliche Schatz liegt, ein Kreis mit einem Blutstein gemacht wird, weil durch Räucherwerk der böse Geist abgehalten wird und endlich unter Donner und Blitz der Schatz erscheinen soll.

XIII. An verschiedenen Gegenden Schleswig-Holsteins sollen noch Schätze vergraben liegen. In Dithmarschen sagt man von dem Dorfe Glüsing, dass dort ungeheure Schätze in den Bergen sein sollen; besonders erzählt man solches von dem Vossberge an der Chaussee. Bei der Süderstapeler Mühle in Stapelholm soll auch ein Schatz liegen, der noch nicht gehoben worden ist.

Kleine Mitteilungen.

Maischicken. (Ur-Quell III, 140; IV, 55.) Das Narren fand ursprünglich wohl nur am 1. April statt. Dann soll es auch für den 31. als den letzten April erlaubt sein. Eine weitere Ausdehnung ist sodann auf den 1 Mai. Und wie der Maivers heisst: „April, April! Ich kann dich schicken (narren) wo ich will!“ so lautet die Maireimerei: „Mai, Mai! da fährt ein Fuder Heu!“ A. Treichel.

Maikieker. Auch hier in Lübeck üben die Kinder am 1. Mai dieselben Neckereien wie am 1. April und rufen beim Gelingen: Maikatt. C. Schumann.

En witten rieden. Wenn Dienstboten von ihrer Herrschaft fortgejagt werden, so sagt man in Dithmarschen: „Se (he) hett en witten rêden!“ Witten scheint hier dieselbe Bedeutung zu haben wie alts. wîtan = zum Vorwurf machen, angels. wîtan rügen, beschuldigen (Beowulf 2742), ahd. wîgan. H. Volksmann.

Vom Büchertische.

Cinderella. Three hundred & forty five variants of Cinderella, Catskin, & Cap O' Rushes, abstracted and tabulated, with a discussion of mediaeval analogues, & notes by Marian Roalfe Cox, with introduction by Andrew Lang M. A., London 1893. (Folklore Society.)

I. In seiner Art ein ganz vorzügliches Buch. Es wird wohl ohnehin jedem Volkforscher, der sich auch nur einigermassen mit Märchen beschäftigt hat, bekannt sein, wie viele Rätsel diese buntfarbigen, duftenden Blumen, die wir Aelteren so gut aus unserer Kindheit kennen, in sich bergen. Sind sie ein Erbgut, das die

[1]) Jahrzahl und Datum habe ich ganz genau behalten und damals sofort notirt, weil ich nach Verlauf von sieben Jahren, wenn der Schatz wieder zum Vorschein käme, ihn heben wollte.

zur arischen Sprachgruppe gehörigen Völker mit aus ihrer ursprünglichen unbekannten Heimat gebracht haben, sind sie spontan unter Völkern auf derselben Bildungstufe entstanden, sind sie indischen Ursprungs und auf litterarischem Wege von Volk zu Volk gewandert, sind sie eine Art von reisenden Handwerkburschen, die sich planlos umhergetrieben und sich eingenistet, wo sie eine gute Aufnahme gefunden? Sind sie umgebildete, halb oder ganz unkenntliche Göttersagen, oder sind Heroen- und Göttersagen litterarisch neugeschaffene Volkmärchen? Ja, wer kann eine Antwort geben? Und noch eine Frage könnte gestellt werden: welche sind, man erlaubt mir den Ausdruck, die taktischen Einheiten der Volkmärchen? Ist das Märchen die Einheit, oder sind die einzelnen Züge des Märchens Einheiten, die verschieden, wie bunte Glasstücke im Kaleidoskop zusammengeworfen, ebenso viele Märchen bilden wie sie zufällig von Erzählern zusammengestellt sind? Es sind lauter vexirende Fragen, denen nicht ganz leicht beizukommen ist. Man kann nicht genug die brittische Folklore Society rühmen, dass sie einen ernstlichen Versuch gemacht hat, diese Fragen zu erledigen, und ist der Versuch nicht gelungen, wenigstens nicht, sofern es gilt dem Keime, den Verbreitungwegen des Märchens vom Aschenbrödel nachzuspüren; eins, meine ich, ist Miss Cox völlig gelungen, ein vortreffliches Buch in seiner Art herzustellen, wo der Stoff mit weiblicher Sauberkeit und Accuratesse so überaus praktisch für den Forscher zurechtgelegt ist; man braucht nimmer fragen, nimmer suchen, alles: Nachweise, Uebersichten, Auszüge, Litteratur, wo sich Cinderella-Märchen finden und wo man deren Keim finden wird, Noten bieten sich von selbst dar. Referent wenigstens weiss kein wissenschaftliches Werk der Volkkunde, dem sich diese prächtige mussivische Leistung der Miss Cox zur Seite setzen dürfte. Der bekannte englische Forscher A. Lang hat dazu ein Vorwort geschrieben, wo er in seinem eleganten Stil mit gewöhnlicher Schärfe seine Gedanken über Volkmärchen und ihren Ursprung auseinandersetzt und gegen Cosquin und Jacobs polemisirt. Diesem Vorworte folgt die Einleitung der Miss Cox, mittelalterliche Varianten der drei verschiedenen Hauptgruppen des Märchens die Aschenbrödel-, Eselhaut- und König Lear-Gruppen behandelnd. Obschon sie vielleicht nicht viel dazu beitragen werden ein helleres Licht über das Volkmärchen zu verbreiten, würde ich sie doch ungern vermissen. Darnach zuerst „Abstracts“, nur die einzelnen „Züge“ der drei Hauptgruppen enthaltend, nach dem Namen der Verfasser, welche sie aufgezeichnet haben, geordnet. Später kommen „Tabulations“, durch verschiedenen Druck von den „Abstracts“ gekennzeichnet, — man kann in dem Buche gar nicht irre gehen, — ausführliche Auszüge, in Numerirung an die „Abstracts“ sich anschliessend, damit man augenblicklich die überall entsprechenden Varianten nachschlagen kann. Noch folgen einige zu spät eingelaufene Mitteilungen und zum Schlusse sehr reichhaltige Noten, wiederum leicht von den beiden anderen Hauptteilen zu sondern. Ueberall dieselbe künstlerische Feinarbeit und ausnehmende Klarheit der Darstellung, keine Staubflocke, kein Heftfaden vergessen. Je öfter ich das Buch zur Hand nehme, um so mehr bewundere ich das Talent der Miss Cox, alles für jede Frage zurecht zu legen. Zudem ist das Buch für Märchenforscher sehr lehrreich; ich kann es nicht genug herzlich jedem, der sich mit einschlägigen Fragen beschäftigt, anempfehlen.

Askov bei Vejen St., Dänemark. H. F. Feilberg.

II. Die Cinderella mag man füglich der Studie **Karle Krohn's** „Mann und Fuchs“ (vgl. „Am Ur-Quell“ III, S. 47 f.) zur Seite stellen. Die Methode ist bewährt, so gut in England, Frankreich (Rolland, Gaidoz, Tuchmann) als bei uns in deutschen Landen (Liebrecht, Köhler), und ich bin der Ueberzeugung, dass nur durch derartige mühevolle Einzelstudien das grosse Problem der Volkkunde endgiltig gelöst werden kann. Auch hoffe ich, das Fräulein Cox noch mehr leisten wird, denn sie ist ein junges Blut, ein Mädchen, das so zu sagen kaum dem Backfischalter entwachsen ist, wie mir aus London berichtet wird. Miss her, Miss hin, das ist einmal ein echtes Volkforschertalent, das sich gleich mit einem Meisterstück in die Wissenschaft einzuführen gewusst hat. Wir dürfen uns zu dieser neuen Arbeitkraft auf dem Gebiete der Volkkunde Glück wünschen. F. S. Krauss.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen."

IV. B. V. Hft. | Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen. | 1893.

Zaubergeld.

Von Wasyl Ščurat.

I. Zu dem fast in allen Ländern Europas verbreiteten Volkglauben gehört der an das Zaubergeld. Von den Slaven kennen ihn Russen, Kleinrussen und Polen. Von den Kleinrussen werde ich auch ausgehen, weil der kleinrussische Volkglaube betreffs des Zaubergeldes für uns das neugesammelte und bisher ungedruckte Material darstellt.

Im kleinen Dörflein Papirnia bei Trembowla nennt man das Zaubergeld einen inklus, manchmal auch verdorben einen nyklus, oder gar auch metlus, in der Gegend von Lemberg auch manklus. Auf meine Frage, was eigentlich dieser inklus bedeuten soll, erzählte mir ein älterer Bauer folgendes:

Inklus, das ist ein Geldstück, gewöhnlich ein Pfennig, manchmal auch ein Silbergulden. Und es besitzen ihn Leute, die ihre Seele dem Teufel verschrieben haben, grösstenteils die Juden. Wenn jemand mit einem solchen inklus etwas bezahlt, so kehrt das Geldstück bald darauf nicht nur selbst zu dem ursprünglichen Eigentümer zurück, sondern bringt ihm auch all das Geld, mit welchem es in Berührung gekommen, zu. Will der Jude mit einem solchen inklus bezahlen, so tritt er dem Verkäufer ganz leise und unbemerkt auf den linken Fuss und reicht es ihm ebenso mit der linken Hand. Doch nimmt es jemand wahr und tritt ihm ebenso gleich auf den linken Fuss und nimmt das Geld auch mit der linken Hand an, so bleibt der inklus bei ihm. So oft er ihn auch ausgeben mag, er kommt immer wieder zu ihm zurück.

Ehe ich weitere Varianten anführe, halte ich es für nötig, die hier erwähnte linke Hand stärker zu betonen. Das Volk glaubt immer, dass nicht nur die linke Hand, der linke Fuss, sondern der ganze linke Teil des menschlichen Körpers der bösen Macht, dem Teufel angehöre. So glaubt man z. B., dass das Geben mit der linken Hand

missgünstig sei. Das Gegebene wird dem Besitzer kein Glück bringen, im Gegenteil nur schaden. Wer sich von einem Teufel losmachen will, der soll ihm nur mit der linken Hand einen Schlag geben, dann wird er zu Teer. Will jemand einen incubus chovance haben, so muss er ein unbefruchtetes Ei (ein von selber Henne niedergelegtes, d. h. unterschobenes Ei) neun Tage und neun Nächte unter der linken Achselhöhle tragen, dann kriecht daraus ein incubus heraus. Aehnliches wird auch bei den Polen von einem „skrrat“ erzählt (O. Kolberg: Lud XV. B., S. 25—28). Alte Weiber bezeichnet der Bauer in seinem Humor als Teufelbrut, weil sie der Bibelerzählung nach aus der linken Rippe Adams geschaffen wurden. Er sagt auch sprichwörtlich: „Wo der Teufel nichts ausrichten kann, dorthin schickt er ein Weib.“ Solcher Beispiele könnte man eine Unzahl finden.

Was den Pfennig anbelangt, so meinen auch die, die von einem inklus gar nichts wissen, dass derjenige, der einen gefundenen Pfennig bei sich behält, immer bei Geld ist.

Die zweite kleinrussische Variante von einem inklus wurde mir von dem Herrn J. Franko mitgeteilt. Ihm erzählte sein Vater:

Zur Zeit der Hungernot reisten wir nach Podolien, um dort Mais zu kaufen. Da erzählte uns in der Nähe von Horodenka ein Mann: Kehr ich einmal — sagte er — abends aus einer Schenke nach Hause zurück, und sieh, es liegt dicht an der Schenke auf einem Misthaufen ein blinkender Zwanziger. Ich hebe ihn auf und mache mich baldigst aus dem Staub, dass mich zufällig die Juden nicht bemerken. Sonst wäre es um den Zwanziger geschehn. Unterwegs aber kehre ich noch in einen Krämerladen ein, kaufe Brod und Salz, bezahle mit dem Zwanziger und geh weiter. Da betastete ich zufällig meinen Ledergürtel — was zum Teufel — der Zwanziger ist bei mir. Glaubte, dass ich dem Händler vielleicht nicht bezahlt hätte und lief nach Hause noch schneller als früher. Am folgenden Tage gab ich meinen Zwanziger wieder heraus — er kommt aber zu mir wiederum zurück. Und so geschah es immer. Drei Jahre lang blieb er bei mir. In diesen drei Jahren aber pflegte ich je weiter desto tiefer ins Glas hinein zu gucken. Meine Wirtschaft wurde vernachlässigt und ging endlich zu Grunde. Mein Weib, meine Kinder sind ins Elend geraten — es wurde mir selbst nicht geheuer und gar bange ums Herz. Ich erzählte alles meiner Frau. Die Frau erzählte es den Anderen und begann Rat zu suchen, bis man mir endlich anriet, den Zwanziger auf denselben Ort wegzuwerfen, wo ich ihn gefunden. Gesagt — getan. Ich wurde endlich einmal den Zwanziger los.

Im Zusammenhang mit dem inklus steht auch der in Galizien sehr verbreitete Brauch der Kaufleute. Wenn ihnen irgend ein Kundmann, oder ein Geldstück, mit welchem derselbe bezahlt, etwas verdächtig zu sein scheint, so nageln sie das verdiente Geldstück an ihrem Tischladen fest. War das Geldstück ein inklus, so verliert es dadurch seine Zauberkraft. Ebenso nageln sie die verschiedensten alten und neuen Münzen auf ihre Tischladen fest in der Meinung, sie seien imstande, ihnen viel Geld herbeizulocken. Von den neuen Geldstücken wählen sie dazu

nur solche aus, von denen sie sich gemerkt hatten, dass sie zufällig mehrere Male wiederholt in ihre Hände gekommen sind. Aus demselben Grunde werden auch die gefundenen Hufeisen als etwas glückbringendes mit den Enden dem Innenraume zugekehrt auf die Schwelle des Gewölbes oder der Schenke festgenagelt.

Damit ist das kleinrussische Material, wenigstens das mir bekannte zu Ende. Ich bemerke noch, dass der inklus auch von Eug. Želechowski in seinem kleinrussisch-deutschen Wörterbuch (Lemberg, 1886) erwähnt wird. Er bezeichnet ihn als eine Zaubermünze, die zu ihrem Besitzer immer zurückkommt und ihm zur Bereicherung verhilft.

In den „Rozmaitości,“ einer literarischen Beilage zur officiellen Beilage zur „Gazeta Lwowska“ für das Jahr 1858 fand ich in den Nummern 46—47 einen Artikel unter dem Titel: „Zabobony w Rossyi.“ In der von der Redaktion beigefügten Vorbemerkung wird gesagt: „Eines der deutschen Journale, die der germanischen Mythologie gewidmet sind, beschreibt etlichen sonderbaren Aberglauben, der bis auf den heutigen Tag in Russland fortlebt. Wir führen einiges davon an, teils des interessanten Gegenstandes wegen, teils wiederum deshalb, weil zwischen manchem von diesem Aberglauben, wie z. B. zwischen dem an einem inklus und denen, die unserem Volk bekannt sind, kein Unterschied besteht.“

Welcher Zeitschrift diese Notiz entlehnt worden, weiss ich leider nicht. Die russische Variante von dem inklus gebe ich hier in wörtlicher Uebersetzung wieder:

Inklus, das ist ein Rubel, welchen man nie ausgeben kann. Wer ihn haben will, muss ohne sich umzuschauen oder jemanden anzureden auf den Markt gehen und für den ersten geforderten Preis einen Gänserich kaufen. Zu Hause angelangt, soll er ihm den Hals umdrehen und den Vogel dann ungerupft braten. Spät in der Nacht, aber ehe es noch zwölf schlägt, nimmt er den gebratenen Gänserich aus dem Ofen heraus, geht auf den Kreuzweg und ruft: „Kauft bei mir den Gänserich; gebt mir einen Rubel für ihn!“ Da werden in Gestalt verschiedener Käufer Teufel erscheinen und verschiedene Preise bieten. Man darf sie aber nicht annehmen, denn sonst könnte der Böse Oberhand über einen gewinnen. Erst dann, wenn ein Käufer erscheint, der einen echten Rubel gibt, verkauft der Eigentümer den Gänserich und läuft so schnell wie möglich, ohne sich umzuschauen, ohne ein Wort zu sagen, nach Hause zurück. Es mag ihm der Böse nachrufen, so oft er will: „Betrüger, du hast deinem Gänserich den Hals umgedreht und mir ihn für einen lebenden verkauft!“ Er darf aber unter keiner Bedingung sich umschauen. Gibt er ihm nur eine Antwort, so verschwindet ihm der Rubel augenblicklich aus der Hand und er selbst versinkt bis an den Hals in den Sumpf. Gelingt es ihm aber glücklich nach Hause zu gelangen, so wird er den Rubel nie mehr bis zum Tode verlieren; denn er kommt immer in seine Hände zurück. Beim Kaufe darf man von einem inklus nie einen Rest nehmen, denn sonst kehrt er nie mehr zurück. Der Teufel wird ihm von Zeit zu Zeit in Gestalt eines Kaufmanns selbst dann einen Rest zu geben

versuchen, wo es nicht einmal nötig ist, weil er seinen inklus zurückhaben will. Wenn es ihm gelingt, den Eigentümer zu betrügen, so verwandelt sich der inklus im selben Augenblicke in eine irdene Scherbe. Die Zauberer nehmen von den Bauern oft alles bis auf den letzten Heller, indem sie ihnen einen inklus zu geben versprechen. Der Bauer aber verliert oft die letzte Kuh, ohne jedoch in Besitz dieses Zauberrubels gekommen zu sein; denn der Zauberer weiss immer einen neuen Grund des Misslingens anzuführen.

In Ermangelung weiterer Quellen muss ich mich auf diese Variante beschränken.

Für die Existenz dieses Glaubens bei den Russen sprechen auch die russischen Wörterbücher. Im „Tolkovyj slovar živago velikorusskago jazyka“, Vlad. Da fand ich einen „nerazmjenyj rubl“ mit folgender Bezeichnung: „Wird nie verbraucht; so oft er auch gewechselt und gegeben werden mag, stets kehrt er zum Herrn zurück. Man gewinnt ihn, wenn man eine schwarze Henne mit einem Pechfaden bindet und für einen Rubel verkauft.“ Kürzere Erklärungen kommen auch in allen anderen russischen Wörterbüchern vor. Ausser der angeführten Benennung führen sie noch andere an, wie z. B. „nerazmjennaja moneta, poddjelnaja moneta, zavjetnaja moneta.“

In sehr zahlreichen Varianten kommt der Glaube bei den Polen vor. Wie die Kleinrussen, so nennen ihn auch die Polen immer nur inklus. Einen anderen gibts da nicht. Ich beginne mit einer Variante, die mit der russischen am meisten übereinstimmt. In „Baśnie Wielkopolskie,“ welche von Emma z Kurowskich Puffka in Leszno 1863 herausgegeben und dann von Oskar Kolberg teilweise im XIV. B. des „Lud“ abgedruckt worden, befindet sich ein Märchen (Kolb. L. XIV. S. 150), dem der Glaube an einen inklus zu Grunde liegt. Ich gebe daraus das Interessanteste wieder:

Die Hexe Martianne zündete ein grosses Feuer im Kamin an und stellte darüber einen Kessel mit Wasser, in welches sie die Wurzeln von „balderyan, żywokost“ und vielen anderen Kräutern hineingelegt. Als sie zu Brei gekocht waren, goss sie alles in eine Schüssel, liess Katherine die Thür öffnen und fing an, die Katzen zu rufen, die sich wirklich jämmerlich murrend in einer grossen Menge rings um sie her stellten. Martianne aber jagte sie alle fort, bis endlich ein grosser, schwarzer Kater mit weissem Schwanze erschien. Diesen ergriff sie, steckte ihn in einen Sack hinein und schrie vor Freude: „Dein Glück, Katherine, ist schon da.“ Dann sperrte sie ihn in einen Speicher und nährte ihn dort bis zum Sylvesterabend. In der Neujahrnacht ging sie mit Katherine, den Kater im Sack, schweigend auf den Kreuzweg und machte hier mit der Pfote des Katers auf dem Schnee einen grossen Kreis. Sobald es nun von dem nahen Kirchturme zwölf zu schlagen begann, da erschien ein Mann von hässlicher Gestalt, drückte der Martianne einen Taler in die Hand, nahm ihr den schwarzen Kater ab und verschwand in der Finsternis der Nacht. Schweigend kehrten sie jetzt nach Hause zurück. Martiannens Wunsch war in Erfüllung gegangen, sie bekam einen inklus, das heisst einen Taler,

der das Geld an sich heranzieht. Seit dieser Zeit an gab es im Hause sehr viel Geld, und hatten sie zufällig auch den inklus ausgegeben, so kehrte er immer bald darauf zu ihnen zurück."

Interessante Beiträge zum Inklusglauben hat Stephanie Ulanowska in ihrer Abhandlung unter dem Titel: „Wśród ludu Krakowskiego," mitgeteilt. („Wisła" I. B. III. H. S. 99—100). Sie sagt: „Zu den geheimnisvollen, doch durchaus keinen Verdacht erweckenden Erscheinungen gehört der Beweis eines sogenannten inklus, das ist ein Geldstück, das anderes Geld an sich heranziehen soll auf die Weise, dass es sich von selbst an einen inklus anklebt. Wie oft ihn auch der glückliche Eigentümer beim Geldwechseln ausgibt, er kommt jedesmal nach einer Weile von selbst in seine Tasche zurück und bringt ihm noch etliche ähnliche Geldstücke oder Banknoten, welche sich an ihn angeklebt hatten. Es will z. B. auf dem Jahrmarkt ein Bauer zwanzig Gulden wechseln und irgend ein Mann hat zufällig einzelne Papiergulden. Das Geld wird gewechselt. Der Unbekannte zählt die Gulden und legt sie dem Bauer einen nach dem andern auf die Hand — wirklich und unbestritten legt er zwanzig papierene Gulden hin. Der Bauer schliesst die Hand zu und nachdem er einen Gulden für kleinere Ausgaben davon genommen, steckt er das übrige in seinen Ledergürtel hinein. Und nach Hause zurückgekehrt, findet er im Lederbeutel statt 19 nur 14 Gulden. Er zählt sie zu wiederholten Malen — vierzehn! Und andere fünf sind wie ins Wasser gesunken. Zuletzt, obwohl schon zu spät, kommt er zu dieser festen Ueberzeugung, dass der Unbekannte ohne Zweifel einen inklus hatte, an welchen auch seine fünf Gulden sich angeklebt haben. Geschehen ist geschehen, das Geld ist weg; denn gegen einen inklus gibt es kein Gericht.

Grösstenteils hält er sich bei den Juden auf, aber es kann ihn auch ein Katholik erwerben; denn er ist immer in Krakau im Judenviertel Kaźmierż zu kaufen. Doch ist er schwer zu finden und vor allem muss man sich für seinen Empfang entsprechend vorbereiten. Man darf nämlich sieben Jahre lang die Nägel nicht abschneiden, man darf sich nicht waschen und kämmen und weder beten noch in die Kirche gehen. Erst dann kommt ein Jude und sagt, wo der inklus zu finden ist und wie man ihn suchen soll.

Wenn der inklus ein Papiergulden ist, so zieht er nur Papiergeld an sich heran, ist es eine Silbermünze, so pickt sie Silbergeld auf, und ein kupferner inclus kupfernes. Es ist merkwürdig, dass der Besitzer eines solchen inklus keinen Verdacht bei anderen erregt, weder für einen Betrüger noch für einen Dieb gehalten wird, im Gegenteil als ein kluger Mann gilt, welchem übrigens nur dieser eine kleine Fehler anhaftet, dass er nach dem Tode von dem Teufel geholt werden wird.

In derselben Wisła (IV. B. I. H. S. 101—102) gibt Kasimira Skrzyńska in ihrer ethnographischen Arbeit unter dem Titel: „Wieś Krynice w Tomaszowskiem" folgenden Beitrag:

„Manchmal gibt der Teufel Einem einen inklus. Der Besitzer eines solchen sonderbaren Geldstückes kann sicher sein, dass er nicht nur alles herausgegebene Geld zurückbekommt, sondern auch das-

jenige, welches sich in der Tasche jenes Mannes befindet, der den inklus von seinem Eigentümer genommen. Nur muss sich der Eigentümer hüten, seinen inklus ohne Rest herauszugeben. So lange er nur den kleinsten Rest des für den inklus ausgewechselten Geldes besitzt, wird der inklus zu ihm zurückkehren. Geschieht das Gegenteil, so wird nicht nur der inklus nicht zurückkehren, sondern er nimmt auch alles Geld mit sich, was der Eigentümer momentan bei sich hat."

Wir sehen hier also einen gerade entgegengesetzten Glauben als bei den Russen, wo der inklus immer ohne Rest herausgegeben werden soll.

Ebensolches wird auch in der Gegend von Sandomierz von einem inklus erzählt. (J. K. Gregorowicz: Wiejskie zarysy. Warschau 1856 und Kolberg: Lud II. B., S. 252.)

Der polnische geistliche Schriftsteller aus dem XVIII. Jahrh., Jan Bohomolec spricht auch von einem inklus in seinem Werke: „Djabeł w swoiey postaci . . .," welches im J. 1775 in Warschau erschien (I. Teil, S. 160). Aus seiner Erklärung geht aber hervor, dass er den inklus missverstanden und ihm die Bedeutung eines Talismans zuschrieb.

Linde (Słownik jezyka polskiego) führt für den inklus zwei grammatische Formen an: inklus m. gen., inklusa fem. gen., beide in derselben Bedeutung. Den inklus erklärt er als einen vermutlichen in ein Gerät eingeschlossenen Geist oder Feind, der den Abergläubigen zu Hülfe steht. Er citirt auch die Stellen aus den Werken einzelner polnischer Schriftsteller (wie Fr. Bohomolec, Zabłocki), wo sie das Wort inklus gebrauchen. Die angeführten Stellen sagen aber sehr wenig oder gar nichts davon. Inklus, sagt Linde weiter, heisst carnistisch „skrytek, shkratel" und ragusanisch „mazziech, tintilin, mezaruo," was wiederum wie bei Bohomolec nur als eine Vermengung verschiedener Sachen zu betrachten ist.

Bei den Böhmen wie auch bei den Südslaven habe ich keine Spur von einem inklus gefunden. Solche Angaben wie z. B. die in „Popólni Ročni Slovar slovenskega in němškega jezika" von Anton Janežič können noch nicht massgebend sein, um so mehr dann, wenn sie das deutsche Wort Hecketaler mit den Worten: „dnar za sěme puščen (Geld als Samen geworfen) übersetzen. Durch das Aussäen des Geldes wird nach dem kroatischen Volkglauben die Zufriedenstellung eines Feldgeistes bezweckt.

Das Rosbock-Jagen.

Ein Sylvesterbrauch im Oberlande.

In der Vorsilbe Ros lautet das o kurz und das s weich. Frischbier W.-B. II. 233 hat dafür Rosemóck, Rosumóck, Rasumuck, giebt dafür in erster Linie ebenfalls das weiter unten beschriebene Getreibe, sodann einen unruhigen, unstäten Menschen, schliesslich den Vielfrass, das Tier. Der Preuss. Volkskalender im N.-Pr. Prov.-Bl. VI. und X. in Nr. 30 hat dies Wesen für Samland und Litauen. In Litauen heisst dieser Spuck razùmas, poln. rozum (russ. ràzum), Verstand,

Witz, also poln. razumek (verächtlich) vermeinter Verstand, Aberwitz. Polnisch heisst rosomaka der Vielfrass. Hätte ich diese Ableitungen nicht gelesen, so würde ich, dem Volke vermeintlich nachfühlend, mir dessen Etymologie so zurecht gelegt haben, dass ich ihn deutsch einen Hörnermuck, also ein Kobold mit Hörnern (rog, u) nannte. Damit möchte stimmen, dass ich ihn schildern hörte als ein dem Ziegenbocke ähnliches Untier, das vom Uriel (Teufel) geritten wird, in der einen Stunde des neuen Jahres aber frei ist und von dem Glücksuchenden eingefangen werden kann. Darum vielleicht auch am Sylvesterabende das sog. Glückgreifen, mit verschiedenen Gebäckfiguren, die man dabei benutzt.

Rosbock ist der Glückbock und wems gelingt, ihn zu fangen, der hat für sein ganzes Leben das Glück an sich gefesselt. Von dem Grundsatze ausgehend, dass die Dümmsten die Glücklichsten sind, wird denn auch ein solcher aus der Gesellschaft ausgesucht, womöglich ein Fremder, der den Brauch noch nicht kennt. Da der Rŏśbock nur zwischen 11—12 Uhr zu erwischen ist und dabei weder Licht noch sonstige Helligkeit gebraucht werden darf, so spielt sich im Dunkel das Ergreifen also ab: Der Fänger des Rŏśbock wird mit einem leeren Sack unten an die Treppe postirt, wo er den Sacke mit Händen und Zähnen festhält, während der Jäger mit einem Besenstiel oben auf dem Boden nach dem Rŏśbock umherjagt, sich aber durch Zurufe vergewissert, ob sein Freund unten auch noch gehörig auf der Lauer sei. Sind alle Berechnungen aber eingetroffen, so heisst es: Nun kommt er! Dann giesst er aber dem Untenstehenden einen Kübel voll eiskalten Wassers über den Kopf. Dass es hinterdrein oft zu Auseinandersetzungen kommt, ist klar. Hauswirt und Geschädigter sind auf den frechen Attentäter in gleichem Masse wütend und empört und hat sich dieser eine lange Zeit „dünne“ zu machen, bis die Geschichte vergessen ist.

Aehnlich ist dasselbe Spiel in und um Danzig, nur dass die Aufstellung auch an der Kellertreppe geschieht. Dort sagt man auch die Rosemasken, also pluralisch und als wenn mit Rose im Zusammenhange.

An Zweierlei möchte ich im Anschlusse daran noch erinnern. Zunächst, was den Ausschluss des Lichtes und das Jagen anbetrifft, entsinne ich mich einer ähnlichen Tatsache aus meiner Zeit als Quartaner oder hochlöblicher Tertianer in Neustettin, dass wir uns nach dem Abendbrot auf irgend einer Stube (Bude genannt) versammelten, uns von Rock und Stiefeln entledigten, das Licht löschten, und nun im Dunkeln einander zu treffen und zu bläuen suchten. War dieser Dunkelgreif auch nur ein namenloses Verdauungspiel, so geht doch daraus derselbe spassige Trieb hervor, wie beim Rŏśbock. Der aus dem Tertianer gewordene Student hatte alsdann hier in Westpreussen vor 25—30 Jahren Gelegenheit, in den ländlichen Spielen der Gesellschaft ein wiederum ähnliches Ding kennen zu lernen, wenn es sich um das Vexiren eines Dumm- oder Neulings handelte, nämlich dass man unter einem Sacke zu dem Himmel nach oben zu sehen gezwungen wurde und dann, da der Sack anderendig nicht geschlossen

war, ebenfalls ein Glas Wasser von oben her ins starrende Gesicht erhielt. Nicht weiss ich, ob diese Abart ihren Namen hatte. Jedenfalls beruhte dies Spiel im Grossen auf ganz ähnlichen Grundsätzen. Uebrigens, wegen der durchnässenden Wirkung des Wassergusses, stelle ich noch eine dritte Ableitung anheim, nämlich vom polnischen rozmoczić, aufweichen.

A. Treichel.

Trinken aus Heiligenschädeln.

Strack, Blutaberglaube S. 33 (vergl. auch Höfler, Am Ur-Quell III. S. 310) hat einige Stellen über das in Kirchen und Klöstern, besonders im Mittelalter, auftretende Trinken aus Heiligenschädeln zu frommen, bez. medizinischen Zwecken zusammengestellt. Eine Belegstelle für einen sehr alten derartigen christlichen Gebrauch in Palästina findet sich in der von einem der Teilnehmer verfassten Schilderung einer um 570—580 unternommenen Pilgerreise (Antonini Placentini Itinerarium cap. 22. Beste Ausgabe von Gildemeister. Berlin 1889). Nach der Schilderung der Kirche Sion zu Jerusalem bemerkt der Verfasser: „Dort ist ein Frauenkloster. Ich sah (dort) einen in einem goldenen Behälter eingeschlossenen mit Edelsteinen geschmückten Menschenschädel, von dem sie sagen, dass er von der heiligen Märthyrerin Theodota sei. Aus ihm tranken viele zu Segnung (pro benedictione) Wasser, und ich trank auch."

Bonn. A. Wiedemann.

Ueber die Bedeutung des Herdes.

Von C. Rademacher.

III. Es ist begreiflich, dass die uralte Sitte des Führens um das Herdfeuer mancherlei Abänderungen erleiden musste zu einer Zeit, als der eigentliche Sinn längst verloren gegangen war. Bei den weitern Wandlungen dieses Symbols finden wir teils das Herdfeuer, beziehungweise den Ofen, gänzlich verschwunden und ein dreimaliges Umgehen eines anderen Gegenstandes, teils die Erinnerung an die Feuerstätte lebendig, jedoch ohne das dreimalige Umwandeln. Aus dem Siegerlande zog der Vater eines mir bekannten Lehrers als Lehrer in die Umgegend der Regierungbezirke Köln und Koblenz. Dort kaufte der Mann sich ein Haus, und als er zum ersten Male mit seiner Familie in sein neues Besitztum eintrat, waren die Nachbaren zahlreich dort versammelt. Ein Greis führte den Lehrer dreimal um einen im Zimmer frei hingestellten Tisch. Als der neue Hausherr sich verwundert nach der ihm fremden Sitte erkundigte, wurde ihm geantwortet, dass er auf diese Weise erst wirklicher Besitzer des Hauses und Mitglied des Dorfes geworden sei. Von ihren Vätern hätten sie diesen Brauch gelernt und seit Menschengedenken habe man ihn im Dorfe auch ausgeführt. Jeder neue Hausbesitzer würde von ihnen also „ums Hel geleitet." Es ist wohl zu beachten, dass für das Umwandeln des Tisches die Bezeichnuug „ums Hel leiten"

sich erhalten hat, was uns aufs Klarste beweist, dass wir es mit einer Abänderung des dreimaligen Führens um das Herdfeuer zu tun haben. Und nicht vereinzelt steht dieses Beispiel da. Grimm hat bei der Zusammenstellung von altem „Aberglauben“ aufgezeichnet: „Gekauftes Geflügel führe man dreimal um den Tisch herum, schneide von jeder Tischecke ein Stückchen und gebe es dem Tiere zu fressen.“ (Speier.) „Ein gekauftes Huhn wird dreimal um den Tisch gejagt.“ (Pforzheim.)

Hat sich bei diesen Gebräuchen das dreimalige Umgehen erhalten, so finden wir den Umstand bei den folgenden verschwunden, und nur eine leise Erinnerung an die Feuerstelle ist lebendig geblieben. „Die neueinziehende Magd soll alsbald ins Ofenloch schauen, so gewohnt sie bald.“ „Beim Eintritte ins neue Haus, bevor man in die Stube geht, gucke man in das Ofenloch, um einzuwohnen.“ „Eine Dienstmagd soll gleich beim Eintritte ins Haus nachsehen, ob Feuer im Ofen ist und es schüren, so bleibt sie lange im Dienst.“ „Der neue Dienstbote kommt zu Mittag und verzehrt seine Klösse auf der Ofenbank.“ (Alle diese Bräuche hat Grimm in seiner Mythologie aufgezeichnet.) Zumeist war bei dem Eintreten eines neuen Dienstboten eine kleine Feierlichkeit verbunden, in der Weise, dass er „Wastieren“ musste, nachdem er um den Herd geführt oder der Helhaken um ihn geschwungen war. An vielen Orten hat sich der gemeinsame Trank allein von der ganzen Sitte erhalten.

Bei all den angeführten Bräuchen erkennen wir, dass durch das dreimalige Umgehen des Herdfeuers, mit all seinen Abänderungen eine Art Eigentumübertragung vor sich ging. So mag man in den frühesten Zeiten ein neuerbautes Haus auch wohl in Besitz genommen haben, indem man dreimal den Herd umwandelte. Da sich aber bald schon diese Feierlichkeiten selbständig entwickelten, änderte sich das Umwandeln des Herdes in ein Umwandeln des neuen Hauses um, was uns nicht befremden darf, da wir ja schon den Tisch als Stellvertreter des Herdes gefunden haben. Vor Jahren habe ich selbst einmal einer solchen Baufeierlichkeit beigewohnt, und da sie nach mancher Hinsicht bemerkenswert ist, möge sie hier ausführlicher Platz finden.

In einem am Fusse des Westerwaldes gelegenen Dörflein hatte sich ein für die dortigen Verhältnisse ziemlich begüterter Landmann ein neues Haus bauen lassen. Als es gezimmert dastand, lud der Bauer, nach altem Herkommen, nicht nur seine Verwandten, auch die weit entfernt Wohnenden, sondern fast das ganze Dorf ein. Die Gäste hatten sich auf dem Bauhofe versammelt, und nun gaben sich die Zimmerleute daran, die letzte Dachsparre einzusetzen. Da dieser Balken jedoch, trotz eifrigen Suchens, nicht zu finden war, unterhandelte ein Bursche mit dem Bauherrn, was dieser wohl auswürfe, wenn der Balken wieder zur Stelle gebracht würde. Endlich war man über eine gewisse Menge Bier einig geworden, und alsobald ordneten sich alle Anwesenden zu einem Zuge. Voran eine Laterne, dann die Zimmerleute mit vollständigem Handwerkzeug; diesen schlossen sich

die übrigen Festteilnehmer an. Eine Ziehharmonika sorgte für die nötige Belebung. Als man an einer ziemlich entfernt liegenden Scheune angelangt war, wurde Halt gemacht. Der Bauherr musste sein gegebenes Versprechen erneuern, und die Burschen führten ihn dann in die Scheune. Dort lag der Balken im Stroh versteckt und lauter Jubel brach los, als man ihn gefunden. Der Bauherr wurde rittlings auf den Balken gesetzt, so von den Burschen, begleitet von der Laterne, an die Baustelle zurückgebracht und dreimal, mit der Laterne wieder, um den Neubau getragen. Als der dritte Rundgang beendet war, erhoben sich Freudenrufe, die in ein Hoch auf den Bauern endigten. Schnell fügten die Zimmerleute nun den Balken ein, und nun ging alles in das Haus des Bauherrn, dort assen die Gäste, wie Homer gesagt haben würde, unsägliche Mengen süssen Reisbreies, das war als Festessen. Später wurde getrunken. Am Abende tanzte die Dorfjugend in dem schnell ausgeräumten Zimmer eines Nachbarhauses nach den Klängen der Harmonika.

Was dem Teilnehmer dieses Festes zuerst auffiel, war die nach keiner Seite hin ausschreitende Fröhlichkeit, die bald unter den Landleuten herrschte, und es war doch fast das ganze Dörflein versammelt. Bemerkenswert ist das Fehlen des letzten Balkens. Grimm führt in seiner Mythologie einen Brauch aus dem Lippeschen an: „Wer ein Haus baut, muss gekauftes, gestohlenes und geschenktes Holz dazu nehmen, sonst hat er kein Glück.“ „Im Lippeschen so gemeiner Aberglaube, dass die grössten Meier, die eigen Holz haben, sich einen Baum dazu stehlen und ihn bezahlen.“ Hier finden wir den ursprünglichen Gedanken, der dem Holen des Balkens aus der Scheune nach dem Versprechen einer gewissen Menge Bieres zu Grunde gelegen hat. Das dreimalige Tragen des Bauherrn um das Haus ist dasselbe, wie das Leiten um den Herd, und die Laterne, welche mit um den Neubau getragen wird, ist eine dunkle Erinnerung an die Feuerstätte. Die Laterne vertritt den Herd.

Der angeführte Brauch wird nur selten noch in der Weise veranstaltet, da den meisten die Mittel hierzu fehlen. Im Ravensbergischen herrscht dieselbe Sitte, nur fehlt die Laterne, und hier wird der Zimmermeister, auf dem Balken sitzend, dreimal um das Haus getragen. Im Bergischen hat sich die alte Sitte sogar in der Weise abgeändert, dass von den Mädchen des Dorfes der Tannenbaum, welcher auf einen Neubau gepflanzt werden sollte, dreimal um das Haus getragen wurde.

Geister in Katzengestalt.

Von K. Ed. Haase.

Der Teufel als Katze. In Wildberg lebte einmal ein sehr reicher Mann, der aber wenig Umgang mit Menschen hatte und in seinem Hause einen grossen schwarzen Kater hielt. Sein Nachbar, ein armer Bauer, wurde einst sehr von Mäusen geplagt, die ihm alles

Korn in der Scheune zernagten. Der ging also zu seinem reichen Nachbar und bat sich deren Katze für einige Tage aus. Als er den Kater erhalten, trug er ihn in seine Stube und legte sich bald darauf schlafen. Um Mitternacht aber kam das Tier vor das Bett des Bauern und rief: „Watt sall ik denn dohn?“ — Der Bauer fürchtete sich zuerst, als aber der Kater seine Frage wiederholte, sprach er: „Gåh hen un hål de Müs' weg.“ — Am nächsten Morgen ging der Bauer in seine Scheune, um zu sehen, ob sein Befehl auch ausgeführt sei, und richtig — er fand eine grosse Menge Mäuse tot auf dem Boden liegen. „Hm,“ dachte er, „vielleicht ist der Kater auch noch zu etwas Besserem zu gebrauchen,“ nahm einen Sack, schnitt ihn unten auf und hing ihn auf seinen Boden. In der folgenden Nacht befahl er alsdann dem Kater, den Sack voll Geld zu tragen. Dieser aber hatte lange zu schleppen, bis er ihn füllte, da alles Geld unten durchfiel. — Am andern Morgen trug der Bauer die schwarze Katze wieder zu seinem Nachbar herum. Der aber sagte ihm, dass er ihm dieselbe nicht wieder leihen könne, da sie den Schatz des Königs habe plündern müssen, um seinem Befehle nachzukommen.

Die schwarze Katze aber war niemand anders als der Teufel. Dies zeigte sich besonders daran, wie der reiche Mann ums Leben kam. Er hatte nämlich ein Haus in Ruppin, wohin er alle Jahre ging. Als er dies wieder einmal tat, traf er unterwegs einen Knecht, den er ersuchte, ihn auf seinem Wagen mitzunehmen. Dieser tat es. Als sie nun vor dem Hause des reichen Mannes angelangt waren, bat er den Knecht, so lange zu warten, bis ein Rabe aus dem Schornsteine fliege, und schenkte ihm hundert Taler. Kaum war der Mann in das Haus getreten, da hörte der Knecht ein gar grässliches Geschrei im Innern des Hauses und sahe auch bald den Raben zum Schornstein herausfliegen. Da teilte er sein Erlebnis einigen Ruppiner Bürgern mit. Man drang in das Haus ein und fand den reichen Mann mit ungedrehtem Halse tot am Boden liegen.

Aus Kraatz, mitgeteilt von Herrn V. Snethlage.

Die schwarze Katze. Einst fuhr ein Bauer von Badingen nach Klein-Mutz. Unterwegs, es war schon dämmerig, sah er eine Menge schwarzer Katzen. Da hörte er plötzlich eins von den Tieren rufen: „Kümmt denn dîne schwarte Katt nich, Bûr?“ — Als er zu Hause ankam, sprang ihm seine schwarze Katze schnurrend entgegen. Der Bauer nahm sie mit in die Stube und sagte lachend zu ihr: „De annern Katten hebben mi nå di frågt, wo du bliwst.“ — Da sah ihn die Katze mit einem bösen Blicke an und sprang aus dem Fenster — auf Nimmerwiedersehen. Aus Klein-Mutz mitget. durch ebendenselben.

Volkglauben der Wotjaken.

Von Dr. Bernhard Munkácsi.

II. 74. Von solchem Orte, wo ein Kranker ist, rufe Niemanden da nach: wenn du (Jemanden) rufst, so folgt dir jene Krankheit nach.

75. Wenn dein Vieh nicht gedeihen will: gib es in Kauf einen deiner Familienglieder; wenn es auch dann nicht gedeihen will: gib es einem dritten (d. h. verkaufe es scheinbar).

76. Wenn du auf dem Wege was für eine Speise immer findest: esse nicht davon; sie ist gut zur Arznei.

77. Trage an deiner Leibbinde Weihrauch angebunden: vom Weihrauch läuft der feindliche Geist von dannen.

78. Wenn die Augen des Gestorbenen offen bleiben, während du ihn ins Grab legst: wird in deinem Dorfe bald wieder Jemand sterben.

79. Wenn der Gestorbene aufersteht (d. h. wieder lebendig wird), nachdem der Pfarrer für ihn in der Kirche schon gebetet hat: (so) muss der Pfarrer ihn töten, sonst stirbt er selbst.

80. Wenn du den Sarg für den Toten bereitet hast: wirf die Späne, sobald du den Toten begraben willst, in eine Felsenkluft.

81. Des Toten Seele kommt (oft) aus dem Sarge hervor: deshalb vollziehe Totenopfer (Libationen); wenn du Opfer nicht verrichtest, wird es dir schlecht ergehen. (Zweimal, in manchen Gegenden nur einmal im Jahre legen die Wotjaken auf die Gräber Opferspeisen hin und beten daselbst, damit sie die Seelen der Verstorbenen nicht besuchen und sie von bösen Geistern, den tušmon-aman und dem Kĭldäj (s. Nr. 65) verschont bleiben. Diese Feste heisst man: kišton-karon-nunal, s. Max Buch, Die Wotjaken, S. 145).

82. Wenn in ein neues Haus einziehend, der Hausherr stirbt: wirst du und die übrig gebliebenen reich werden.

83. Wenn das Brot aus Deiner Hand fällt: (so) ziehen das die Toten (aus deiner Hand).

84. Wenn du weithin gehst: sitz vordem noch wenig auf der Bank (vor dem Hause), nachdem du aus deiner Stube hinausgetreten bist; tust du nicht also, misslingt dein Weg.

85. Wenn du irgend wohin gehend, einem Leeren (unbekannten Menschen) begegnest: kehr lieber um; du gehst vergeblich.

86. Wenn vor einem Manne ein Weib geht: wird des Mannes Gang erfolgreich sein.

87. Wenn du nach dem Essen den Tisch umkreisend, hinausgehst; wirst du dich im Walde verirren.

88. Wenn du über die Gebet-Grube hinwegreitest: verlässt dich das Glück. (Gebet-Grube heisst die Vertiefung im Hofe, in der Nähe des kwa [Zelt, wo die Fetische gehalten und die Opfer dargebracht werden]; in diese Grube giesst man den Hausgöttern das Blut der Oppfertiere und wirft auch Opferspeisen hinein.)

89. Wenn Kinder über eine Axt hinwegschreiten: wachsen sie nicht.

90. Wenn über deine Axt ein Weib hinwegschreitet: fürchten sich die feindlichen Geister vor deiner Axt nicht mehr.

91. Wenn du einen Bären siehst, wirf deine Flinte vor ihn hin und sprich: „Wenn du Verstand hast, so schreitest du über diese Flinte nicht hinweg!“ und er wird darüber nicht hinwegschreiten.

92. Wenn du über eine Angel hinwegschreitest: wird sie keine Fische fangen.

93. Wenn du am „Fest des Eisstehens“ und in der Butterwoche horchst (und): a) in deiner Scheune den Ton „šarr, šarr“ (Laut, den man beim Reutern hört) vernimmst, wirst du viel Getreide haben; b) hörst du den Ton „cas, cas“ (Laut, den man beim Kehren vernimmt): wirst du kein Getreide haben; der Hausgott kehrt es weg; c) hörst du auf dem Wege eine Schelle, gibt dir Jemand seine Tochter bezw. Sohn in die Ehe; d) hörst du Weinen oder Holzhacken: (so) wird in dem Jahre ein Toter in deinem Hause sein. (Dies „Eisstehfest“ wird zu Ehren des Vu-murt, Wassermannes, zur Zeit der hl. Dreikönige gefeiert. Die Bewohner des Dorfes gehen hinaus auf das Eis des Flusses, wo ein Loch in die Eisdecke geschlagen und bei Entenopfer gebetet wird. Blut und gewisse Teile der Enten werden mit anderen Opferspeisen ins Wasser geworfen. Am Vorabend geht die Jugend, wie am erwähnten jumšan-Sommerfest [Nr. 65], im Dorfe von Haus zu Haus.)

94. Hörst du etwas mit deinem rechten Ohr: wirst du das ganze Jahr hindurch gut leben; hörst du etwas mit deinem linken Ohr: wirst du bald taub werden.

95. Wenn du den Vu-murt (s. Nr. 93) oder Albasti (Wesen, das beim Alpdruck eine Rolle spielt) gesehen hast: trifft dein Haus ein Unglück.

96. Juckt dich dein Auge: (so) wirst du weinen.

97. Wenn du schluchzst: erwähnt dich Jemand. Wenn du wissen willst, wer dich erwähnt: denk dir Jemanden, befeuchte einen deiner Finger und mit dem Finger reibe deine Augenbrauen. Blick dann auf den Finger: wenn sich daran ein ausgerissenes Augenbrauenhaar befindet, so erwähnt dich die gedachte Person; wenn sich (kein Haar) daran befindet: erwähnt dich eine andere Person.

98. In der Stube nicht pfeife: Šajtan richtet sich zu dir (auf Besuch).

99. Wenn du dein Getreide lüftest, pfeife: durch dein Pfeifen rufst du den Wind herbei.

100. Wenn der Bauch eines schwangeren Weibes spitz ist: wird es einen Sohn gebären; ist er rund: wird es ein Mädchen gebären.

101. Wenn die Brüste eines gebärenden Weibes kalt sind: wird das Kind sterben.

102. Wenn du neben das Fenster speist: wird dein Schutzgeist sich von dir entfernen.

103. Wenn du neben den kwa (Zelt, wo die Fetische aufbewahrt werden) sch . . . ., pist: wirst du blind.

104. Wen ein kleines Kind bepisst hat: der Mensch wird trinken, wenn jenes Kind heiratet.

105. Wenn du der Sonne gegenüber sch . . . .: spalten sich deine Fingernägelwurzeln.

106. Wenn du in Wasser pisst: wird deine Frau viel Blut (d. i. starke menses) haben.

107. Wenn auf deinem Leibe Haare wachsen: wirst du glücklich werden.

108. Wenn dein Bart (überaus) gross wächst: wirst du glücklich werden.

109. Wenn das Kind im zarten Alter klug ist: wird es (früh) sterben.

110. Wenn du isst, lass kein Brodstückchen zurück, in das du gebissen hast: der Hund kann es essen, und dann verlierst du den Verstand.

111. Wenn du ein Brodstück zu essen begonnen hast und vergisst (es aufzuessen): kommt ein Gast zu dir.

112. Wenn deine Kinder Brot bröseln: wird in deinem Hause Jemand sterben.

113. Wenn du (auf dem Bauche) liegend aus dem Bache Wasser trinkest: packt der Vu-murt (Wassermann) dich am Bart und zieht dich auf des Wassers Grund.

114. Wenn du Honig essend, deinen Mund und deine Hände (damit) nicht beschmierst: wirst du sterben.

Alltaglauben und volktümliche Heilkunde galizischer Juden.

Von Benjamin Wolf Schiffer.

III. 62) Stösst du dich an den Fuss, so wisse, dass jemand begierig ist, dich zu sehen. 63) Morgens und „auf die volle Woche“ entleihe man keine Nadel, Messer u. s. w. 64) Samstag abends dürfen die Frauen nicht nähen, denn die Toten könnten kommen, damit man ihnen die „Tachrichin“ (Totengewänder) flicke. 65) Bei einem Ungewitter rücke man den Tisch in die Mitte des Zimmers, lege an alle vier Enden etwas Salz, und in die Mitte lege man eine Bibel, aufgeschlagen am Kapitel der Schöpfunggeschichte. 66) Meineid bringt noch in demselben Jahr den Tod. 67) Ein Synagogenschlüssel, unter das Kissen des Sterbenden gelegt, erleichtert die „G'sissah“ (Todesröcheln). 68) Ein durchlöchertes Gefäss darf im Hause nicht bleiben, denn kriecht eine Maus durchs Loch, so stirbt Jemand im Hause. 69) Wer angesichts des leuchtenden Mondes Wasser abschlägt, wird ein Nachtwandler. 70) „Zwillinge“ (zwei zusammengewachsene Nüsse) darf man nicht essen (talmudisch). 71) Wer ein Ei stiehlt, der hat sieben Jahre nacheinander das „Daluth“ (Armut). 72) Ein Stück vom „Aphikoman“ (Hälfte von einem der drei Pessachbrode, über welche in den beiden ersten Pessachnächten der Segen gesprochen wird; diese Hälfte wird aufbewahrt und vor dem Schlussgebet verzehrt) zwischen Münzen gelegt, bringt „Masal“ (Glück). 73) Dasselbe bewirkt auch eine zusammengewachsene Nuss (Zwillinge). 74) Frauen dürfen vom Havdalah-Becher nicht kosten, denn es wächst ihnen ein Bart. 75) Wer auf Federn von Hennen schläft, der hat eine schwere „G'sissah“ (Todesröcheln).

76) Kitzeln an der inneren Handfläche bedeutet, dass man Geld zählen werde. 77) Hat man eine Wohnung verlassen, so darf man dieselbe nicht vor sieben Jahren wieder beziehen, ausser wenn man darin wenigstens einen Nagel an der Wand zurückgelassen hat. 78) Geld, das von einem Erbe herrührt, solches, das von einem schlechten Menschen stammt, oder in der Lotterie gewonnen wurde, überhaupt leicht erworbenes Geld, hat keinen dauernden Bestand.

Volkmedizin: 79) Man darf hinter dem Rücken des Nächsten weder essen noch lachen, denn dadurch raubt man ihm die Gesundheit. 80) Herrscht eine Epidemie, so schreibe man an die Thüre seines Hauses: hier war schon Typhus, Cholera etc. und das Haus bleibt verschont. 81) Auch hänge man an die Thüre ein verschlossenes Schloss und werfe den Schlüssel weit fort. 82) Auch ziehe man um das Haus an den Wänden von aussen mit Kohle einen schwarzen Strich. 83) Man erzählt von einem Dorfjuden, der aus Anlass eines Ausbruches der Cholera, aus den Blätteru des „Lulav“ (Palmenzweig, der am Laubhüttenfeste zu rituellen Zwecken gebraucht wird) Ringe flocht, an die Finger der Dorfbewohner steckte, und so das ganze Dorf vor der Pest schützte. 84) Blätter einer „Hoschana“ (so werden die zierlichen Bündel von Weidenruten genannt, die man am 7. Tage des Laubhüttenfestes, beim Gebete bei sich hat, und während man die mit „Hosianna“ beginnenden synagogalen Lieder singt, an den „Ständer“ abschlägt) getaucht in das geweihte Oel der Jahrzeit-Lampen, sind ein probates Mittel gegen viele Uebel. 85) Einem Schwerkranken bringen ältere Frauen eine „R'phuale“ (Heilmittel) aus dem „Gan-Eden“ (Paradies), d. h. sie gehen auf den Friedhof, und legen dort auf den Grabstein eines Frommen ein Tuch, das sie dann unter das Kissen des Kranken tuen. 86) Junge Brennessel in Milch gekocht, trinke ein Lungenkranker. 87) Wem des „Blättel gefallen ist“ (spürt ein Drücken am Kehlkopf), der hauche dreimal in den Schornstein. 88) Schmerzen einen die Augen, so lege er dazu gekochtes Eiweiss. 89) Schluchzt man, so trinke man kaltes Wasser. 90) Spürt man ein Stechen an der Seite, so steche man die schmerzende Stelle leicht mit einem Messer. 91) Gegen Zahnschmerzen rauche man nach Art einer Cigarette eine mit Mohn gefüllte Papierrolle. 92) Oder man verzehrt einen Apfel, der an die Spitze einer „Hoschaua“ gesteckt, am Feuer gebraten wurde.

Judendeutsche Kinderlieder.

Von Akiba Nagelberg, Bolszowce (Galizien).

1. Auf dem hohen Barg,
Auf dem grünen Gras
Steh'n a Paar Deutschen
Mit die lange Beitschen;
Hoh, hoh senin sei,
Kurze Kleider trugen sei.
Uwine Meilech [1])
Das Harz is üns freilech,
Freilech wellen mir sein,
Trinken wellen mir Wein,
Bier in die Krügen, Branfen in die
Flaschen, Geld in die Taschen . . .

---

[1]) Vater König.

2. Sonne, Sonne geh auf[1])
Majscheh Rabeni ruft dich auf:
Dort esst du Brod mit Salz,
Du west essen Kojletsch mit Schmalz.

3. Sonntag Bulbes, Montag Bulbes,
Dienstag, Mittwoch Bulbes,
Donnerstag, Freitag, Schabys Kügel,
Sonntag wieder Bulbes.

4. A Sonne ün a Regen,[2])
Die Kalyh is gelegen;
Was hat sie gehat? a Mädaly!
Wie so hat es geheissen? Süssaly!
S' is arauf gegangen auf dem Bodem
Ün hat ausgebrochen a Füssaly.

5. Was ze bist dü brojges?[3])
Ich weiss doch nischt varwus?
Gehst arym a ganzen Tag
Arubgelost die Nas.

Jüdische Volkmedizin in Ostgalizien.

Von Benjamin Benczer. Stryj.

1. Gelbsüchtigen wird der nackte Leib mit Gold behangen, und zwar mit Ringen, Ohrgehängen, Ketten u. s. w. Dies Mittel soll die Krankheit schnell vertreiben.

2. Gegen Zahnschmerzen: man nehme Haselnussschale, fülle sie mit geriebenem Knoblauch und lege sie auf den schmerzenden Zahn.

3. Wenn ein Windelkind an Schlaflosigkeit leidet, nehme man ein Bockhorn und stelle es zu den Kopfkissen des Kindes. Das Kind darf es aber nicht bemerken. Der Schlaf kehrt dann ehestens zurück.

4. Gegen Unfruchtbarkeit des Weibes 1) wird ein Stück vom Bauchfell einer Wölfin mit Wolle umwickelt und auf den Bauch der Unfruchtbaren gelegt, nachdem sie sich drei Tage zuvor gewaschen und gereinigt. 2) nimmt man ein Stück vom Bauchfell einer Eselin und tut wie oben. 3) lässt der Mann einen Samentropfen auf Wolle fallen und wie oben, 4) oder man nimmt die Galle einer Hündin, oder 5) man nimmt hiezu Galle einer Wölfin oder 6) Honig, der vom Feuer nie geschmolzen ward und mischt ihn mit Bärenmilch, oder 7) eine Füchsin- und Eulen-Leber. Ueber diese Heilmittel folgende Sage: Dem weisen König Salomo gelang es, den ältesten aller Teufel mit Namen Aschmadaj in seiner Gewalt zu halten, und was er nur wünschte der Teufel führte es gehorsamst aus. Einst befragte er ihn über die Ursachen der Unfruchtbarkeit und die dagegen anzuwendenden Mittel. Die sieben Mittel soll nun der Teufel angegeben haben.

5. An allen vier Wänden des Zimmers der Wöchnerin hängt man als Schutzmittel für das Kind Tafeln, worauf etwa 150 Namen der Erzteufelin „Lilit" geschrieben sind. Darüber erzählt man: Einst begegnete Eliah der Prophet der ungeheueren Lilit. „Wohin des Weges?" „Es ist die siebente Nacht einer Wöchnerin, ich eile nun, das Blut des Kindes zu saugen und dessen Gehirn zu verzehren." Eliah erzürnte und fluchte ihr, dass sie zu Stein werde, und keine Macht über Kinder mehr habe. Sie heulte und jammerte, und bat Eliah, dass er seinen Fluch widerrufe, und versprach ihm, kein Leid

---

[1]) Dieses Liedchen wird gesungen zur Zeit wenn der Himmel mit Wolken bedeckt ist. [2]) Dieses Liedchen wird gesungen, wenn beim Regnen die Sonne scheint. [3]) Von Rogez = Zorn, zürnen.

den Kindern anzutun, wenn ihre Namen genannt werden. Sie entdeckte daher ihre (über hundert) Zaubernamen, die als Schutzmittel dienen.

Um vor der Lilit noch gesicherter zu sein, sprechen unter Anführung des Belfers mehrere Kinder bei der Wöchnerin am Abend der siebenten Nacht die Namen zum Schlafgebet.

Einer Wöchnerin verschwand in der siebenten Nacht das Kind, so geschah es beim zweiten und dritten Kinde. Als sie nun wieder niederkam, begab sich der Mann zu einem heiligen Kabalisten und Wunderrabbi, und klagte ihm das ihm angetane Leid und seine Befürchtung wegen des jetzigen Kindes. Der Rabbi verabschiedete ihn gut und übergab ihm zwei seiner Leute mit der Weisung, strenge Wache in der siebenten Nacht zu halten, beim stärksten Schlafbedürfnis kein Auge zu schliessen und einen Sack an die Schwelle zu legen; sollte was in den Sack fallen, ihn schnell zu verbinden und dem Rabbi übergeben. Man tat nun genau, wie der Rabbi anbefohlen, und als die zwölfte Stunde verstrichen, öffnete sich leise die Thür und ein schwarzer Kater sprang in den Sack hinein. Die Wächter banden schnell den Sack zu und überbrachten ihn am Morgen dem Rabbi — das Kind blieb wohlbehalten — der Rabbi hieb nun mit einem Riemen drauf und dran, so dass der Kater in ein wildes Geheul ausbrach und laut schrie, dass er die heilige Macht des Rabbi anerkenne und nie mehr Kinder fressen werde. Der Rabbi befahl ihm nun bei seiner Zaubermacht zu schwören und nachdem er geschworen, liess er ihn laufen. Das war ein grosser Zauberer und zugleich der Gutbesitzer des Dorfes, das der seiner Kinder Beraubte in Pacht hatte.

Die Furcht vor der Lilit kann trotz des sicheren Schutzengels Eliah nicht ganz aus dem Volkgemüte weichen, man glaubt noch an verschiedene böse Geister und Schreckgestalten, die gleich der Lilit Kinder verderben.

Der Mann im Monde.

Eine Umfrage von H. Volksmann.

29—31. Nach Felix und Therese Dahns Walhall. S. 20: „Die Vertiefungen und Schatten, welche man im Monde wahrnimmt, haben die Phantasie der Völker oft beschäftigt: man mühte sich, Gestalten darin zu erblicken: die Nordleute fanden darin die Gestalten von zwei Kindern, welche sammt dem Eimer, den sie an der Eimerstange vom Brunnen hinwegtrugen[1]), in den Mond versetzt wurden; in der späteren deutschen Sage erblickte man darin die Gestalt eines Waldfrevlers, der zur Strafe sammt seinem Reisholzbündel (mit seinem Hund) in den Mond versetzt ward (der sog. „Mann im Mond") oder ein Mädchen, das im heiligen Mondlicht oder am Feiertag gesponnen."

Anna Treichel.

In A. Treichel: Volkt. VII., S. 544 heisst es: „Im Monde sieht man Adam und Eva. Adam streut Mist, und Eva sitzt am Spinnrade. Kr. Berent.

Anna Treichel.

---

[1]) U.-Q. III., S. 291.

Die jüdische Volkphantasie sieht im Monde nur einen Gesichtausdruck. In meiner Kindheit wurde mir gesagt, dass man nicht zu tief in den Mond sehen dürfe, weil man darin die Physiognomie des Feldherrn Josua wahrnehme, und da eben solche Mitteilungen neugierig machen, wurde ich belehrt, dass tiefes in den Mond Blicken Gedächtnisschwäche zur Folge habe. Was haben mit den dunkeln Mondflecken Josuas Gesichtzüge zu schaffen? Ein Talmud-Weiser gibt seiner Meinung über den Unterschied zwischen der Bedeutung Mosis und Josuas Ausdruck, indem er die Aeltesten Israels sagen lässt: „Das Angesicht Mosis gleicht dem der Sonne und das Josuas gleicht dem des Mondes.“ Diese Bildersprache haben Unwissende buchstäblich genommen. Ueber Moses in der Sonne schweigt die Geschichte; weil die Sonnenstrahlen kein längeres Anblicken gestatten. Der misverstandene Ausspruch befindet sich im Traktat Baba Bathra Folio 75.

Uebrigens wurden auch die Sonnenflecken und zwar schon frühzeitig beachtet; man hielt sie für drei Buchstaben des Gottesnamens. — Pinke des Rabbi Elieser, Kapitel 6. Leopold Mandl.

Warum gehen Spukgeister kopflos um?

Eine Umfrage von H. F. Feilberg.

V. Im nördlichen Niederland erscheint besonders häufig das Pferd oder Füllen ohne Kopf. Wo blieb der Kopf? Sollte man hier nicht an das den Göttern zum Opfer aufgesteckte Rosshaupt erinnern dürfen? Auch in der Alhambra geht ein Pferd ohne Kopf um. S. W. Irvings Alh. Wanderung durch die Berge. (Wolf, niederländische Sagen, Anmerkung S. 687.)

VI. Bei den kopflosen Geistern denkt, wie ich nachträglich finde, auch schon Dr. Saubert im „Am Urdsbrunnen“ VII, S. 77, an den Wodan, und weist hin auf die chaldäische Sage, wonach Belus sich am 31. Tage der Woche, also Ende Oktober, nach der Ernte, das Haupt abschnitt und das herabtriefende Blut einem Erdenkloss beimengte, und so den Menschen schuf. Aber, wenn wirklich die kopflosen Menschen auf den Wodan deuten, worauf deuten dann die kopflosen Tiergestalten? H. Volksmann.

Spukgeister.

Von H. A. Carstensen.

Der Wiedergänger. Als man auf dem Lindholmer Kirchhofe einst einen Toten begrub, kam Einer, der sich etwas verspätet hatte, längs dem Kirchensteig, während der Leichenzug schon am Grabe war. Siehe, da begegnete ihm der Verstorbene in leibhaftiger Gestalt und darüber höchlichst verwundert, redete er diesen an: „Wat, kamst dü dir äl widder? Gung dü hâne en rou ön freethe!“

(Was, kommst du da schon wieder? Gehe du hin und ruhe in Frieden!) Der Tote antwortete nicht; aber mit der Hand gab er ein Zeichen, indem er zu wiederholten Malen auf den Arm schlug. Darauf verschwand er. Als man nachher die Kleider des Verstorbenen durchsuchte, fand man in dem einen Aermel des Kamisols zwischen Tuch und Unterfutter Wertpapiere, von welchen Niemand etwas gewusst hatte. Das hatte der Tote offenbaren wollen. — Wenn jemand auch nur vier Schillinge versteckt hat, ohne einem andern Menschen davon zu sagen, so muss er nach seinem Tode wiedergehen. Desgleichen, wer bei seinen Lebzeiten ein Unrecht begangen hat, das nicht gesühnt worden ist, muss wiedergehen. Zwischen der Ostermooringer und Westermooringer Feldmark befindet sich eine Wasserlösung, der Jordan genannt. Hier geht der Jordansmann, ein Landmesser, der mit klirrender Messkette in der Nacht übers Feld wandelt, weil er im Leben falsch gemessen hat.

Der Tadel des Zuvielredens in Sprichwort und Volkanschauung.

Eine Umfrage von Dr. Fränkel.

II. Mir sind zwei alte kölnische Sprichwörter und eine kölnische sprichwörtliche Redenart bekannt, die ich an dieser Stelle gern mitteile. Das eine Sprichwort heisst: „Wat vil schwätz, mäht (macht) vil Kaf“ (holl. Kaaf, Spreu), und will damit sagen, dass, wer zu viel redet, auch viel wertloses Zeug reden müsse; das andere heisst: „Wer vil bubbelt (schwätzt), bruch der Hexel (Häckerling) nit ze spare“, und ist ähnlich zu verstehen, indem hier der Häckerling für etwas sehr Billiges und Wertloses angesehen wird; und die Redenart lautet: „Hä hät en grosse Kaffemüll, ävver (aber) winnig (wenig) Bunne (Bohnen) dren“, wodurch jemand bezeichnet werden soll, der zwar viel hinter einander, aber wenig Gescheites, Gehaltvolles redet. Von einem, der immerfort plaudert, sagt der Kölner: „Hä (et) schwätz we en Kaffemüll“, oder: „Sing Muul geit we en Kaffemüll“, auch „we 'n Entefott.“ H. Merkens.

III. Aus dem Nordfriesischen kann ich folgende hierher gehörige Sprichwörter und Redenarten beibringen: Deder en fölen Müth het, mött ok wâthe, dat er en starken Regg het. (Wer einen bösen Mund hat, muss auch wissen, dass er einen starken Rücken hat.) Nissen: De freske Findling, dat sen freske Sprekwurde. Stedesand pr. Leck 1878, IV, 523. — Lethige Waine skrummle am masten. (Leere Wagen rasseln am meisten.) Westfriesisch: Leege Tunnen jowe 't grouste Lûd. Englisch: The emty vessels makes the greatest soud. (Nissen, V. 597.) — Hern Tung gungt as en Loumesteart. (Ihre Zunge geht wie ein Lämmerschwanz). Dithmarsisch: Ehr (em) geit de Tung as 'n Lammerstêrt; auch: Ehr (em) gait de Mund as 'n Lammerstêrt. Engl.: To talk like a apothe cary. (Nissen, IV. 760.)

H. Volksmann.

Katzensporn.

Eine Umfrage von Krauss.

29—30. Wenn wir als Kinder plötzlich einen geschwollenen Finger bekamen, oder wenn wir mit blossen Füssen an und auf Wällen herumgeklettert waren und geschwollene Füsse erhielten, so hiess es: „Jung', di het ja en Tuds (= Kröte) anpusst.“ (Aehnlich in Dithmarschen.) Kröten gelten im Volkmunde als giftig.

Drage i. Stapelholm. Mitgeteilt an H. Volksmann.

Fanden wir, als ich noch in Bergenhusen in Stapelholm als Knabe die dortige Schule besuchte, einen von jenen kleinen runden Steinchen, die man auch wol Milchkiesel zu nennen pflegt, so hiess es: „Jung', spie d'rop un smiet 'n gau åwer'n Kopp weg, süns krigs d' Blällern op 'n Tung'.“ — (Junge, spuke darauf und werfe ihn schnell über den Kopf fort; sonst bekommst du Blattern auf der Zunge), was wir auch dann stets taten. Diesen Stein nennt man deshalb „Blällersteen“ (Blatterstein) in Stapelholm, Dithmarschen, Wagrien und Stormarn. Anderswo heisst es — so z. B. in Dithmarschen, man müsse diesen Stein nicht in den Mund nehmen, wenn man keine Blattern auf der Zunge haben wolle. H. Volksmann.

Zu „Biblische Rätsel.“ IV.

Von A. Treichel, Hoch-Paleschken.

Hinsichtlich der biblischen Rätsel, wovon I. bis III. inzwischen zum allgemeinen Versandt kamen, bemerkt Herr Prof. Dr. v. Maurer in München, dass solche auch vielfach im Süden vorkommen, zuweilen lokal zugespitzt. Zu sehr geringem Teile fand er auch s. Z. Anklänge daran sogar auf Island, freilich aber mehr Gesangbuchrätsel, mit denen man es, wie es scheint, dort leichter nimmt. Uebrigens bemerke ich, dass ich nur von kulturhistorischem Standpunkte aus mich dieser Sammlung unterzogen habe, deren Einzelstücke bei Jung und Alt im Volke in Wahrheit umhergehen, also nicht etwa zelotische Vorwürfe verdienen mögen.

Wie hoch ist der Berg Sinai? Frage beim Kartenspiel, wenn man den Vordermann überzustechen denkt.

Und sie gingen nach Jericho! (nach Jerusalem!) beim Kartenspiel, wenn das Spiel verloren geht; denn sie wollten einen Toten begraben!

Das Zauberei.

Eine Umfrage von R. F. Kaindl.

Puĭŭ de dracŭ. (Das Küchlein des Teufels.) Im Anschlusse an meine Mitteilung „Die Teufelchen“ im „Ur-Quell I 107, teilte mir mein Schüler M. Marcussohn aus Husz in Rumänien folgendes mit:

1. Man nehme ein Ei ohne Dotter von einer jungen Henne (nach Anderen von einer alten), binde es sorgfältig mit einem Tuche unter den rechten Arm und trage es ohne Unterlass bei Tag und Nacht. Nach neun Monaten verlässt das Ei ein Teufelchen. Dasselbe erreicht die Höhe eines kleinen Hundes, trägt auf dem Kopfe einen runden Hut und ist ganz schwarz. Derjenige, der ein solches Teufelchen besitzt, ist ihm für immer verfallen, erhält von ihm aber alles, was sein Herz begehrt. Manche sagen auch, dass der Besitzer eines solchen Teufels nicht sterben könne. Um seiner loszuwerden, wendet man aber folgendes Mittel an. Man nimmt ein neues Tuch und legt das Teufelchen nebst anderen Gegenständen hinein, „damit es diesem nicht beifalle, was man beabsichtige." Mit diesem Bündel geht man an einem Sonntage in die Stadt, und zwar in die Nähe der Kirche, lässt dort das Tuch fallen und geht schnell davon. Das Teufelchen verlässt nicht das Tuch, weil es den Anblick der Kirche meidet; durch das Tuch angelockt, hebt aber ein Vorübergehender dasselbe auf und verfällt damit dem Teufel, während der ursprüngliche Besitzer dessen frei wird.

Den aus dem Ei gebrüteten Teufel pflegt man aber „puĭŭ du dracu [pu(i) de drak], d. h. Küchlein des Teufels zu nennen.

Czernowitz. Raimund Friedr. Kaindl.

2. Mittel Kinder zu gebären. Das letzte Ei, das eine Henne legt, hat zwei Eidotter. Es ist sehr klein, gleicht einem Taubenei. Wenn eine Frau, die keine Kinder hat, dies austrinkt, so wird sie Kinder haben. Auch gibt man dieses Mittel Tieren. Und so habe ich die Gelegenheit gehabt zu sehen, wie dies einer Kuh während meines Aufenthaltes in Domazez gegeben wurde. Hält man dieses Ei sechs Tage und sechs Nächte unter dem Arme, so kommt am siebenten Tage zum Vorschein ein Geist (duch).

Lemberg. J. Spinner.

Familiengeister.

Johann Chrysostomus Passek, ein polnischer Edelmann, der i. J. 1659 den Feldzug in Dänemark gegen die Schweden mitmachte, berichtet in seinen Denkwürdigkeiten (Deutsch von Stenzel, Breslau 1838) über die Familiengeister Folgendes: Man lässt im ganzen Königreiche Schweden, sowie in einigen Provinzen von Dänemark diese Teufel wie in der Türkei die Sklaven arbeiten. Was man befehlt, müssen sie tun. Sie heissen Familiengeister. Als der Gesandte Rej nach Schweden reiste, erkrankte sein Reitknecht auf dem Wege, weshalb er ihn bei einem Edelmanne zurückliess, um ihn bei der Rückkehr nach Polen mitzunehmen. Der Kranke lag in einem öden Zimmer, wo er einmal nach überstandener Fieberhitze eine herrliche Musik hörte. Er blieb ruhig in der Meinung, dass man in dem benachbarten Zimmer spiele. Da sprang aus einem Mäuseloche ein kleines Männchen in deutscher Tracht hervor, hinter ihm ein zweites

und drittes, zuletzt kamen auch kleine Weibchen. Die Musik wurde immer lauter, und es wurde im Zimmer getanzt. Dem Reitknecht wurde sehr angst. Darauf traten alle paarweise zur Thür heraus, die Musik entfernte sich, und es wurde eine Jungfrau, die wie zur Trauung geschmückt war, herausgeführt; zuletzt entfernten sich alle, ohne dem Reitknechte, welcher vor Angst halb tot war, das geringste Leid zuzufügen. Nur ein Zwerg blieb zurück und sagte zu ihm: „Lass dich nicht durch das stören, was du hier siehst; wir sind der Herrschaft Geister und halten eine Hochzeit unseres Bruders; darum gehen wir zur Trauung und werden bald zurückkehren, und dann laden wir dich als Gast zum Hochzeitschmause ein.“ Weil der Reitknecht jenen Aufzug nicht wieder sehen wollte, stand er auf und verriegelte die Thür, damit die Hochzeitgäste nicht durch das Zimmer zurückkehren könnten. Als die Trauung beendigt war, kehrten sie zurück und fanden die Thür verschlossen; auch die Musik wurde wieder gehört. Es wurde an die Thür gepocht, aber sie ging nicht auf. Da kroch ein Zwerglein durch einen Ritz unter der Thür herein, ward vor den Augen des Kranken zum grossen Mann, drohte ihm mit dem Finger, schob den Riegel zurück und öffnete die Thür; nun kehrten alle auf dieselbe Art zurück und krochen zuletzt in das Mäuseloch hinein. Nach einer Stunde stieg aus demselben Loch ein Zwerg wieder heraus und brachte dem Reitknecht einen mit Zuckerwerk und Rosinen durchwirkten Kuchen, mit den Worten: „Nimm und koste von den Hochzeitspeisen.“ Der Reitknecht nahm den Kuchen mit grosser Seelenangst, dankte und legte ihn neben sich. Darauf besuchten ihn die Leute, welche ihn pflegten, auch der Arzt kam und frug: „Woher hast du das?“ Er erzählte das ganze Abenteuer, worauf man ihn frug: „Warum kostest du nicht davon?“ Er erwiderte: „Ich fürchte mich.“ „Sei kein Narr,“ sagten die Umstehenden, „koste, es sind gute Sachen; jene sind unsere Hausfreunde und wohnen mit uns.“ Als der Kranke sich dazu nicht verstehen wollte, nahmen sie den Kuchen und assen ihn vor seinen Augen auf. Man braucht diese Zwerge zur Arbeit und zu verschiedenen Dingen.

Rogasen. Knoop.

Kleine Mitteilungen.

Hufeisen. (Ur-Quell III, 174, 232; IV. 30.) Seit Jahren führt mich mein Weg die „russische Gasse“ in Czernowitz auf und ab. Da bemerkte ich oft an den Schwellen der Kaufläden Hufeisen angenagelt, zumeist nur einzeln, hier und da aber auch mehrere. Es sollen dies gefundene Eisen sein, und ihrem Anbringen in der Thüre des Ladens schreiben die Kaufleute einen beglückenden Einfluss auf ihr Geschäft zu. Die Hufeisen sind übrigens bald mit dem Bug, bald wieder mit den beiden Enden nach Aussen gekehrt. R. F. Kaindl.

Eine madagassische Tierfabel. „Das Krokodil war König der Tiere und hatte schon Angehörige aller Arten seiner zahlreichen Untertanen — Fische, Vögel, Säugetiere — verzehrt, nur ein Geschlecht war seiner Gefrässigkeit bisher entgangen: noch nie war ihm ein Perlhuhn zur Beute geworden. Dieser überaus arg-

wöhnische Vogel hatte sich stets geweigert, bei Hofe zu erscheinen. Wie konnte er dazu veranlasst werden?! — darüber zerbrachen sich die Höflinge die Köpfe. Endlich war eine List ersonnen: Es sollte der Tod des Herrschers der Tiere ausgesprochen werden, und der Hof die Königin der Perlhühner mit ihren sämtlichen Namenhäuptern zu den Trauerfeierlichkeiten einladen. Im Verlaufe dieser Ceremonien und Festlichkeiten, welche anlässlich des Ablebens stattfinden müssten, würde sich Sr. Majestät wohl Gelegenheit bieten, einen der zufällig vorübergehenden Vögel zu erfassen. Dem Rate folgte alsbald die Ausführung! Um nicht gegen die gute Sitte zu verstossen, mussten die Perlhühner schon der an sie ergangenen Einladung Folge leisten und erschienen an dem fetgesetzten Tage, hielten sich jedoch in respektvoller Entfernung. Auf einer Sandbank lag das königliche Krokodil regunglos mit geschlossenen Augen da, umstanden von allen Höflingen, welche Trauer und Niedergeschlagenheit zur Schau trugen. Als die Königin der Perlhühner des scheinbaren Leichnams ansichtig wurde, brach sie in die Worte aus: „O König der Tiere, bist du wirklich tot?“ Das Krokodil rührte sich natürlich nicht und verharrte in seiner geheuchelten Leblosigkeit auch dann, als die Königin ihre Worte wiederholte. Da aber sprach letztere: „Wenn du wirklich tot bist, o Herrscher, so öffne zum Beweise dafür die Augen!“ — und das einfältige Krokodil schlug die Augen auf. Hinwegflogen die Perlhühner, freuten sich ihres Erfolges und verlachten die Dummheit des Krokodils.“ (Von Savoureux in The Scottish Geographical Magazine 1893 mitgeteilt.)

Berlin. Dr. F. Kausshowen.

Eigenartige Missionbestrebungen. Welch sonderbare Früchte zuweilen die religiösen Reformideen der Neuzeit reifen lassen, beleuchtet ein interessanter Aufsatz von Hermann Vambéry in Nummer 4 der „Gegenwart“. Der berühmte Kenner des Orients charakterisiert hier die Bestrebungen vereinzelter Abendländer, der Lehre Mohammeds auch bei uns Jünger zuzuführen. Vambéry bezeichnet als ersten für diese Zwecke begeisterten Europäer den Franzosen Charles Mismer, der in den 1869 erschienenen „Soirées de Constantinople“ das seltsame Ziel verfolgte, den Islam als exclusiven Träger der Humanität und Moral zu erweisen. Während sich in Deutschland nur ein ähnlicher Schwärmer fand, zeigte sich England und Amerika anbaufähiger für diese Extravaganzen. In Liverpool hat sich bereits eine aus mehreren Hundert Personen bestehende moslimische Gemeinde gebildet, und A. R. Webb, der frühere Generalkonsul der Vereinigten Staaten von Manila, wirkt als Missionär des Korans bei den Yankees; er preist den Islam als die reinste, heiligste Philosophie und Religion, welche das einzige Heilmittel abgäbe für die in der christlichen Welt um sich greifende Verderbtheit, und hat für Verbreitung dieser „Arznei“ bereits über 100000 Mark gesammelt.

Natürlich ist Vambérys Urteil über jene Phantasien des 19. Jahrhunderts „die theologischen Spekulationen mehr zugetan als die verstocktesten Gläubigen in Mohammed, Buddha und Vischnu“ durchaus abweisend, obwohl oder gerade weil er in religiösen Dingen sehr, sehr frei denkt. Der Verfasser erachtet es für das wichtigste, dass auch in den moslimischen Ländern Asiens bezüglich des Korans eine unserer Ueberzeugung analoge Ansicht durchdringe, dass Bibel und Wissenschaft zwei ganz getrennte Fächer repräsentieren, und Vambéry freut sich, dass dort eine derartige fortschrittliche Richtung bereits angebahnt ist, deren Bemühungen nur zu wünschen seien, dass sie durch die Lobhudeleien der abendländischen Bewunderer des mohammedanischen Glaubens nicht gedämpft würde. (Vgl. auch Signs of the Times 1893, 143.)

München. L. S.

Sterbebeschwörung. Der Leidende wird vor Sonnenaufgang ins Freie geführt und ihm bei den ersten Strahlen der aufgehende Sonne ein scharfes Messer unter Murmeln eines Gebetes vor den erkrankten Augen hin und her bewegt. Während dieser Beschwörung müssen zwei Kannen mit Wasser, die vor Sonnenaufgang geschöpft wurden, neben dem Kranken stehn. Mit diesem Wasser muss der Leidende, um völlig zu genesen, täglich die Augen waschen.

Czernowitz. Olga Kaindl.

Demantberg. Bei Zahnow, einem kleinen Ort bei Coeslin in Pommern liegt ein Demantberg. Zu diesem Demantberg kommt alle hundert Jahr ein Vögelein und wetzt sein Schnäbelein. Wenn nun der ganze Berg abgewetzt ist, so ist die erste Minute der Ewigkeit vorbei. Paula Bendit, Berlin.

Vom Büchertische.

Pineau, Léon: Le Folklore du Poitou. Avec notes et index. Paris 1892. **E. Leroux.** XI, 547. 12°. Eine ebenso nützliche als erfreuliche Materialiensammlung, die zu den besten Büchern der Lerouxischen „Collection de contes et chansons populaires" gehört. Das meiste hat der Herausgeber wohl schon in Zeitschriften veröffentlicht, hier jedoch in erwünschter Vollständigkeit vereinigt. Er bringt Sagen, Märchen, Legenden, kleinere Volklieder verschiedener Art, Reime, Sprüche, Spielverse, Rätsel, Beschreibungen von Gebräuchen, Beschwörungen, Wetterregeln usw. Alles von unbezweifelbarer Echtheit und Zuverlässigkeit. Viele Stücke sind mit kurzen Literaturnachweisen und Verweisungen auf Parallelen versehen. Im Ganzen ist das Buch eine recht verdienstliche Leistung und zur Anschaffung warm zu empfehlen. K.

Hundert ostpreussische Volklieder in hochdeutscher Sprache. Gesammelt und mit Anmerkungen versehen von **Hermann Frischbier** und aus dessen Nachlass herausgegeben von **J. Sembrzycki.** Leipzig 1893. **C. Reissner** VII, 151. Was immer unser verewigte Altmeister gesammelt hat, vermehrte den bleibenden Bestand unserer Wissenschaft. Seine Bücher kann man nicht entbehren. Es würde nicht leicht gehalten haben, einen berufeneren Ordner und Herausgeber des Nachlasses zu finden, als Herrn Sembrzycki, der mit Glück und Geschick die Arbeiten Frischbiers weiterführt. Für diese gewissenhafte und sorgfältige Ausgabe wird ihm jeder Folklorist Dank wissen. Das Werkchen enthält Romanzen, Balladen, Liebe- und Handwerkerlieder. Die Literaturnachweise sind reichhaltig und wertvoll. K.

Niedersächsische Sprachdenkmäler in übersichtlicher Darstellung mit genauen Quellenangaben. Ein bibliographisches Repertorium für Germanisten, niederdeutsche Sprachforscher und Freunde der niederdeutschen Sprache. Bearb. von **Rudolf Eckart.** Selbstv. Nörten in Hann. Preis 3 Mk. Volkkunde ist von Dialektforschung unzertrennlich. Diese zwei Disziplinen arbeiten einander in die Hand zum gegenseitigen Vorteil. Herr Eckart ist ebenso tüchtig als Folklorist (Specialität Sprichwörter) wie auch als Dialektolog, zumal als Literaturkenner, wofür er uns mit vorliegendem, zwar schmächtigen, doch dabei ungemein anziehenden, weil inhaltlich wichtigen Werkchen einen Beweis beibringt. Es enthält Urteile über Ursprung, Wesen und Bedeutung der niederdeutschen Sprache (von ungleichem Werte, subjektiv und allgemein gehalten); Spezialliteratur niedersächsischer Sprachdenkmäler: Inschriften, Urkunden, verschiedene Schriften bis 1530 und von Luther bis auf die Gegenwart. Die Uebersetzungliteratur für den Folkloristen von Bedeutung. K.

The intern. Folklore congress 1891. Papers and Transactions. Ed. by **J. Jacobs** and **A. Nutt.** London 1892. D. Nutt, Strand 270. XXIX, 472. 8°. Enthält vier Abteilungen: Folklore section, mythological s., institution and custom s., general theory and classification s. mit Beiträgen von Hartland, Newell, Cosquin, Jacobs, Mac Ritschie, Nutt, Krohn, Rhys, Ploix, Leland, Paton, Stuart-Glennie, Owen, Crombie, Pollock, Winternitz, Groome, Tupper, Jevons, Moore, Tylor, Welby, Nevill, Kirby, Schoultz-Adaiewsky. Die dargebotenen Studien sind durchgehends instructiv und die meisten hoch über dem Mittelmass gewöhnlicher Beiträge für Zeitschriften. Ob wir nicht, ehe das Jahrhundert abläuft, eine Akademie für Folklore bekommen? An Ansätzen hiezu fehlt es nicht. K.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen."

IV. B. VI. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1893.

Sagen vom Ursprung der Fliegen und Moskiten.

Ein Beitrag zur vergleichenden Volkkunde.

Von Dr. A. J. Chamberlain (Clark University, Worcester, Mass.).

Die alten Philister hatten einen „Gott der Fliegen," Beelzebub genannt, der dem Zeus Apomyios der Griechen ähnlich war, und in den heiligen Schriften der Hebräer lesen wir etwas über die egyptische Fliegenpest. In den Mythologien der Naturvölker wird von diesen kleinen Insekten vieles gesagt.

Nach Forde[1]) haben einige kurdische Stämme Kleinasiens folgende Mythe:

Während der grossen Sintflut strandete die Arche Noahs auf einen Felsen und bekam ein Leck. Da nun der Patriarch und seine Beute Gefahr liefen, den Fischen zum Futter zu werden, redete die Schlange Noah an und versprach ihm, dass sie dem Patriarchen Hilfe leisten würde, wenn er nur sie nach der Abnahme der Flut mit menschlichem Fleische speisen würde. In seiner Verlegenheit willigte Noah ein und die Schlange liess, in das Loch schleichend und sich zusammenrollend, kein Wasser mehr ins Schiff fliessen. Als die Sintflut abgenommen, forderte die Schlange die gelobte Belohnung. Noah aber befolgte, zur Verzweiflung gebracht, den Rat des Engels Gabriel und warf die Schlange ins Feuer, wo sie gleich ganz verbrannte. Die Asche warf er in die Höhe, dass die Winde sie wegbliesen. Leider aber verwandelte sie sich in kleine Insekten und aus der Asche der

[1]) Forde. Corsica, Vol. II., p. 174—175.

verbrannten Schlange wurden aller Art Wanzen, Flöhe und dergl. ins Leben gerufen, die den armen Menschen bis zum jüngsten Tage plagen werden. Auf diese Weise geniesst die alte Schlange ihre versprochene Speise.

Bei den Indianern Nordamerikas finden wir mehrere Sagen, die die Moskiten aus der Asche verbrannter Hexen oder Zauberinnen herleiten. Nach einer Mythe der Passamaquoddy von Maine und New Brunswick — eines östlichen Algonkinstammes — quälte die Hexe Pookjinskwess die jungen Menschen bis zu ihrem Tode und verwandelte sich dann in eine Moskite, um ihre Lieblingarbeit fortzusetzen.[1]) Aus einer anderen Version derselben Legende erfahren wir, dass die Hütte der alten Hexe niedergebrannt wurde und aus der von den Winden hin- und hergewehten Asche die Moskiten entstanden.[2])

Die Mikmak-Indianer vom östlichen Kanada erzählen folgende Geschichte: Einst war im Lande ein Felsengeist, der die Menschenrasse hasste und fürchterlich plagte. Am Ende aber wurde der Felsen (damit auch der Geist) von einem Brüderpaar (Zwillinge) zerschlagen und zu Staub gemacht. Der Geist aber rächte sich an seinen Feinden, indem er sich sogleich in schwarze Fliegen und in alle stechende und böse Insekten verwandlte, die Menschen und Tiere plagen und rasend machen. Auf diese Weise wird der Hass und Verdruss des Geistes immerwährend fortgesetzt.[3]) Rev. E. F. Wilson[4]) teilt uns folgende Sage der Kootenay von Britisch-Kolumbien mit: Einmal lebte am Ufer der Fraserflusses ein böses Weib, dass kleine Kinder fing und auffrass. Eines Tages kriegte sie mehrere Kinder, die sie in ihrem aus Wasserschlangen geflochtenen Korbe in den Wald wegtrug. Die Kinder, die aus dem Korbe guckten, sahen das alte Weib eine Grube ausgraben und Steine im Feuer heiss machen, und nun wussten sie, dass die Unholde im Begriffe war, sie auf dieselbe Weise zu kochen, wie die Indianer ihre Speisen. Sie besannen sich über ihre Lage und sannen einen Plan aus, sich zu retten. Bald hob die alte Hexe die Kinder aus dem Korbe, setzte sie auf den Boden und hiess sie um sie herum auf dem Grase tanzen, indem sie ihnen die Augen mit Pech beschmierte, dass sie sie nicht öffnen konnten. Die älteren Kinder aber hatten die Gelegenheit benutzt, und als das alte Weib die heissen Steine in die Grube setzte, stürzten sie plötzlich vorwärts auf sie und warfen sie in die Grube hinein. Dann häuften sie Feuer darüber, bis sie zu Asche verbrannte. Aus der Asche aber, die die Winde herumstreuten, nahm die ganze Moskitenrasse ihren Ursprung.

Von dieser Mythe sammelte ich im Sommer 1891 vier Versionen, die von einander ein wenig abweichen. Die erste ist der Wilsonischen Uebersetzung ganz ähnlich. In der zweiten ist es S k i n k ū t s, der Prairiewolf, welcher die alte Hexe tötet, indem er sich in ein Kind

[1]) Leland. Algonquin Legends of New England, p. 49. [2]) Fewkes in Journ. Amer. Folk-Lore, III, 257 ff. [3]) Leland. Op. cit., p. 160. [4]) Wilson. Our Forest Children, Vol. III, p. 166.

verwandelt. Die dritte ist der zweiten ähnlich. Die vierte aber ist den andern unähnlich und lautet wie folgt: Reist der Moskito (gāts' tsātlā), sieht viele Hütten in naher Entfernung. Er hört Stimmen: „Komm, iss Kirschen (āgkētlmāk', Prunus demissa)!" Sagt der Moskito: „Ich esse gern keine Kirschen." Der Moskito geht ab und reist fort, sieht viele Hütten in naher Entfernung. Er hört Stimmen: „Komm, du kannst Beeren (skōmō, Amelanchier canadensis, anglicè Service-berry) essen!" Sagt der Moskito: „Ich esse gern keine Beeren." Der Moskito geht ab und reist fort, sieht viele Hütten in naher Entfernung. Er hört Stimmen: „Komm, du kannst Blut (wānmō) essen!" Der Moskito naht sich dem Dorfe, isst Blut, isst viel Blut, isst Blut, bis ihm der Bauch schwillt und nach einiger Zeit birst. Der Moskito stirbt und aus seinem Inneren fliegt eine grosse Schar von kleinen geflügelten Wesen (tōkatskäm'nā) aus. Auf diese Weise entstand die Rasse der Moskitos, die den Menschen entsetzlich plagen.

Die Mythe der Kootenay erinnert an eine von David Cusick [1]) erzählte Sage der Onondaga-Indianer von New-York: Vor langer Zeit besuchte ein ungeheurer Moskito das Fort Onondaga und plagte sehr viel die dort wohnenden Leute. Er hatte einen langen Stachel und flog hin und her, den armen Leuten das Blut aus ihrem Körper aussaugend. Die Krieger bemühten sich vergebens, das Ungeheuer fortzutreiben. Am Ende besuchte Taronyawago — der „Himmelstützende" — den Indianerkönig zu Fort Onondaga. Der grosse Moskito erschien wie gewöhnlich, worauf Taronyawago ihn angriff. Das Ungeheuer flog so geschwind weg, dass Taronyawago es beinahe aus dem Gesichte verlor. Nach einer Jagd, die mehrere Tage dauerte, fingen die Kräfte des Moskitos zu sinken an. Taronyawago jagte ihn bis an die Ufer der grossen Seen (Superior u. a.) Gegen Sonnenuntergang jagte er ihn fort und endlich erreichte er ihn und tötete ihn unweit des Salzsees Onondaga. Aus dem Blute des getöteten Moskitos wurde eine Myriade kleiner Moskitos.

Bei den Tscheroki-Indianern finden wir eine Sage, die der Pandora-Legende der alten Griechen gleicht: Im Anfang wurden alle lebendige Tiere in einer Höhle versperrt. Eines Tages aber drang ein ungehorsamer Jüngling in die Höhle ein und liess die Tiere los. Da wurde sein Vater sehr böse auf ihn und stiess mit dem Fusse die Decke eines Topfes weg, woraus alle Art Wanzen, Mücken, Läuse und dergl. herauskrochen und flogen. Auf diese Weise entstand alles Ungeziefer. [2])

Der Tadel des Zuvielredens in Sprichwort und Volkanschauung.

Eine Umfrage von Dr. Fränkel.

VI. Uebermass im Reden war nicht nur den Spartanern, sondern auch den alten Israeliten aufs Tiefste verhasst. Was bei

---

[1]) Emerson, Indian Myths, p. 103. [2]) Mooney in Journ. Amer. Folk-Lore I, 97 ff.

den Lakedämoniern, wie Plutarch erzählt, die Lykurgische Erziehung bewirkt, welche die Jugend an vieles Stillschweigen gewöhnte, hatte bei den Hebräern die Lehre Mosis zur Folge.

Nachdem das Mosaische Gesetz Lügen, Leugnen, Verläumdung und Zwischenträgerei strenge verboten, und befohlen, sich von allem was zur Lüge führt fern und den Ausspruch der Lippen heilig zu halten, mussten die Einsichtvollen bald darauf kommen, dass Plauderhaftigkeit der Moral sehr gefährlich ist.

Diese Erkenntnis wird schon in den Sprüchen Salomos mehrfach geäussert. Dort heisst es: Bei vielem Reden sind Fehler unvermeidlich, und der Verständige versteht seine Lippen zurückzuhalten. Gewähltem Silber gleicht die Sprache des Gerechten.[1]) Ferner: Jedes Mühsal bringt Vorteil. Schwatzhaftigkeit nur Nachteil.[2])

Der Kenntnisreiche ist sparsam mit Worten. Der Vernünftige äussert selten sein Gefühl. Auch der schweigende Tor wird für klug gehalten; wenn er seine Lippen geschlossen hält, gilt er für verständig.[3])

Aus dem in jener Spruchsammlung enthaltenen Satze: Wer da antwortet, bevor er den andern angehört, dem wird dies als Torheit und Schande angerechnet,[4]) ist ersichtlich, dass man der Plauderhaftigkeit schon damals auch im Volke nicht hold war.

In dem vor dem Auftreten der Makkabäer von Josua Sohn Siras verfassten Buche der Weisheitsprüche heisst es ausdrücklich: Wer zuviel spricht, wird gehasst.[5]) — In diesem dem Salomonischen Werke sind neben verschiedenen Variationen der angeführten Sprüche auch folgende das Voreilig- und Zuvielreden betreffende Aeusserungen enthalten: Der Vernünftige beobachtet für Reden die gelegene Zeit, der Tor kann sie nicht erwarten und eilt ihr voraus. Wer viel redet, wird unerträglich. Viele Worte, viele Lügen häufen.[6]) Der Tor hat das Herz im Munde und der Verständige die Sprache im Herzen.[7]) Wer die Worte ordnet, bevor er spricht, verhütet unnützes Geschwätz.[8])

In den späteren Zeiten war man auch dem Zuvielreden nicht freundlicher gesinnt.

Der im zweiten Jahrhundert lebende Rabbi Simon Sohn Gamliels lehrte: Wer viel spricht, bringt es zur Versündigung.[9]) Rabbi Josua Sohn Levi hatte zum Wahlspruch: Reden gilt nur ein Silberstück, Schweigen gilt zwei.[10]) Nach der Ansicht Rabbi Akibas ist Schweigsamkeit ein schützender Zaun der Weisheit.[11])

Den Besuch bei Verstorbenen hielt man für besonders lohnend, weil man sich dort schweigsam verhalten muss und dadurch nachdenklich wird[12]), und ein Sprichwort aus jenen Zeiten lautet: Schweigen geziemt schon den Weisen, um wie viel mehr den Toren.[13])

---

[1]) Sprüche Cap. 10—19, 20. [2]) Cap. 14, 23. [3]) Sprüche Cap. 17—27, 28, [4]) Cap. 18—13. [5]) Sirach Cap. 20—6. [6]) Cap. 20—8, 9, 10. [7]) Sirach Cap. 21—27. [8]) Cap. 32, 21. Uebersetzt nach dem Chaldäischen. [9]) Sprüche der Väter Cap. 1. [10]) Midrasch Raba zum 3. Buch Mosis. [11]) Spr. der Väter Cap. 3. [12]) Talmud Berachath Folio 6. [13]) Jerusalemi Pesachim Folio 86.

Man hielt die Schweigsamkeit sogar allgemein für eine ererbte israelitische Stammtugend. Die babylonischen Juden galten als von echt israelitischer Abstammung, weil sie schweigsame Leute waren, und in Palästina war man im Volke der Ansicht, dass von zwei Streitenden, derjenige der sich früher beherrscht und schweigt, weniger vermischten Blutes unreinerer Abstammung sei als der andere. [1])

Da man befürchtete, dass manche bei ihrer Wortkargheit ins Extreme geraten, wurde die gegen das Zuvielreden gerichtete Aeusserung Salomos mit folgendem beleuchtet: Zwei Sophisten standen einst vor Kaiser Hadrian. Einer rühmte das Reden als das Beste in der Welt, während der andere die Schweigsamkeit hochpries. Der Lobredner des Sprechens begründete seine Ansicht, indem er sagte: Ohne die Sprache könnten die Könige nicht regieren und auch die Verstorbenen nicht würdig bestattet werden. Darauf begann der Anwalt des Schweigens; doch kaum hatte er ein Wort gesagt, bekam er von seinem Gegner einen Schlag über den Mund. Da fragte der Herrscher: Warum hast du ihn geschlagen und am Reden gehindert? Darauf erhielt er zur Antwort: Ich habe meinen Gegenstand durch diesen selbst begründet, — jener will aber seinen Gegenstand durch den meinigen, den Wert des Schweigens durch Reden beweisen. — Salomo hat das Reden nicht getadelt, damit du dasitzest und den Mund zuhaltest, sondern nur gelehrt: Beherrsche deine Lippen, auf dass du deinen Nächsten nicht übel beredest. [2])

So finden wir bei zwei Völkern, die sonst in ihren Anschauungen sehr weit auseinander gingen und entgegengesetzten Charakters waren, dieselbe Eigentümlichkeit. Spartaner und Hebräer waren Freunde einer knappen gedankenreichen Sprache und Gegner der Geschwätzigkeit; doch während dies bei den einen blos infolge einer Dressur und praktischen Motiven entsprungen war, [3]) lagen bei den anderen nur ethische Gründe vor. Darum sehen wir aus der Mitte der im allgemeinen schweigsamen Israeliten in bewegten Zeiten ausgezeichnete, kaum erreichbare Volkredner hervortreten, [4]) während die Lakedämonier überhaupt keine gehabt zu haben scheinen.

Eines Zuvielredens des weiblichen Geschlechtes geschieht erst in späten Schriften Erwähnung. Die biedere Hebräerin, wie sie das Spruchbuch Salomos schildert, [5]) welche auch noch zu Zeiten Jesus Sirachs nichts Seltenes war, hatte dazu keine Zeit (?); die Plaudereien waren bei den früheren Geschlechtern nur Ausnahmen.

Von den späten Generationen der Juden lässt sich nicht sagen, dass das Zuvielreden bei ihnen seltener wäre als bei andern Menschen. Die Verfolgungen haben die Leute nervös gemacht. Der Handel hat sie zum Vielreden gezwungen und beim Aufenthalt im Ghetto konnte der Unwissende die Langweile nur durch Reden bekämpfen.

Leopold Mandl.

---

[1]) Talmud Keduschin Folio 71. [2]) Sprüche 10—19. [3]) Midrasch Jalkut zum 4. Buch Mosis. [4]) Hierüber Plutarch-Lykurgus. [5]) Es gab solche, wie aus vielen Stellen ersichtlich auch in talmudischer Zeit. Siehe Berachath 17. [6]) Sprüche Cap. 31.

Seemannglaube.

Der fliegende Holländer. Von einem Deutsch-Amerikaner hörte ich auf dem Dampfer „Anchises“ von der „Ocean Steam-Ship Comp.,“ Liverpool, folgende, selbst den ältesten Matrosen unbekannte Erzählung:

Vor mehr denn hundert Jahren ging in einem ostindischen Hafen am Tage vor dem Christfeste ein niederländischer Schiffkapitän gar traurig den Quai entlang, der fernen Lieben gedenkend. Da trat plötzlich ein feingekleideter Mann auf ihn zu und machte sich anheischig, die Barke noch am folgenden Tage nach der nordischen Heimat zu bringen, falls der Capitän sich mit seiner Mannschaft während der Reise einschliessen liesse und sich dazu verstände, das erste an Land springende lebende Wesen dem Fremden zu geben. Jener verstand sich zu beiden Forderungen, ordnete die Papiere und liess alles klar zur Abreise machen. Bei Einbruch der Nacht hörte der in seiner Kajüte eingeschlossene Schiffer hastig die Ketten aufwinden und bemerkte gar rasch, dass sein alter plumper Kasten mit rasender Schnelligkeit die Fluten durchschnitt. Auf seine gewohnheitmässige Frage: „Wieviel läuft er?“ folgte die Antwort: „375 Miles!“ So ging das auch den ganzen Tag über fort, bis gegen Abend die Ankerketten niederrasselten und der Capitän seine Vaterstadt Amsterdam vor sich liegen sah. Rasch liess er das Grossboot klar machen, bemannen, während er seine Schiffkatze einfing, dann ruderte er dem Ufer zu, wo der Teufel ungeduldig hin- und herlief, seine Beute erwartend. Drei Schritte vor dem Lande hielt die alte Teerjacke das Boot an und warf jenem den Kater zu. Der geprellte Satan erhob darob ein furchtbares Gebrüll, zerriss das Tier in tausend Stücke und verschwand unter Donner und Blitz.

Aus der nämlichen Quelle schöpfte ich auch nachstehenden kleinen Beitrag zur Umfrage über den Blutzauber, welcher namentlich drüben in der Union unter den Yanke Sailors gar tüchtig cursieren soll:

Auf einer neuschottischen Bark hatte vor knapp 20 Jahren die bekanntlich aus den verrufensten Seeleuten der Erde sich rekrutierende Besatzung den Kapitän nebst Familie, die Steuerleute, den Koch und Zimmermann im Atlantic ermordet, die Leichen über Bord geworfen und das Schiff verlassen. Durch einen Yankee Steamer wurde der Kasten nach Newyork gebracht. Dort versuchte man die vielen Blutflecken auf dem Hinterdeck und in den Kajüten zunächst durch gründliches Abhobeln der Planken zu entfernen, jedoch vergeblich; selbst als die alten, besudelten Bretter herausgenommen und durch neue schneeweise ersetzt worden waren, erschienen auf letzteren die Blutflecken doch sofort klar und deutlich. Ebensowenig fruchtete die Veränderung des Namens „Aurora“ in „Orestes“; am folgenden Morgen prangten die alten Lettern wieder überall am Borde.

In Holland hörte ich eine Variante dazu: es sollte auf einem

griechischen Schooner der Steuermann, während die Mannschaft oben Segel festmachte, vorn auf der Back vom Koche ermordet worden sein. Die Blutflecke wären durch keine Mittel zu beseitigen gewesen.

Aehnliches berichteten mir ferner deutsche Matrosen vor Jahren auf der Bark „Hannover," Hamburg, doch kann ich mich leider auf ihre „Garne" nicht mehr recht erinnern.

Jetzt nach meiner Rückkehr aus Indien höre ich hier in Mittelschlesien, dass die Blutspuren des Mordes zu Manze bei Strehlen sich nicht vertilgen gelassen hätten.

Schlaupitz b. Reichenbach, Schl. Karl Knauthe.

Zaubergeld.

Von Wasyl Ščurat.

II. Kleinere und minder wichtige Erwähnungen des Zaubergeldes finden sich auch bei Grimm (Mythologie, S. 572), Haupt (Sagen der Lausitz I. B., S. 73), Musäus (Volkmärchen 1788, S. 193) und bei vielen anderen, die im deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm angeführt werden. Dort kommt das Zaubergeld unter den Namen „Hecketaler, Heckegroschen und Heckepfennig" vor. „Sie hecken anderes Geld — daher auch ihre Namen."

Der Glaube kommt auch in der skandinavischen Mythologie vor. Nach Simrock (op. cit., S. 179) ist der Brutpfennig oder Hecketaler als von Wuotan verliehen anzusehen.

Die dänische Variante gebe ich hier nicht an, weil sie von Feilberg in unserer Monatschrift schon veröffentlicht war.

In einem dänischen Märchen, welches in der Sammlung Grundtwigs, „Die schwarze Schule" betitelt ist, wird erzählt, auf welche Weise man von einem Teufel Geld erhandeln kann. Man muss nämlich um Mitternacht dreimal um die Kirche laufen und jedesmal, wenn man zur Tür kommt, in das Schlüsselloch pfeifen, dann erscheint der Teufel und gibt Geld, so viel man sich nur wünscht. (Grundtwig: Dänische Märchen in deutscher Uebersetzung von Strodtmann.)

Die Erzählung stimmt ganz überein mit denen, die in Deutschland mit dem Zaubergeld im Zusammenhang stehen. Es kann vielleicht geschehen sein, dass diese Erzählung sich ursprünglich auch auf das Zaubergeld bezog, welches nur in diesem Märchen durch das gewöhnliche Geld verdrängt wurde.

In der spanischen Provinz Valentia existirt der Glaube an verwünschte Pfennige oder Denare, die mit einer sonderbaren Kraft begabt sein sollen und deshalb von den Bauern als Hüter ihres Geldes aufbewahrt werden. Sie kommen dort unter dem Namen „Diners de Bruixas" vor. (Miniaturgemälde aus der Länder- und Völkerkunde. Leipzig 1830. II. B., S. 105.)

Die Zauberkraft eines Hecketalers wird auch dem Groschen des ewigen Juden zugeschrieben. (F. Liebrecht: Zur Volkkunde, Heilbronn 1879, S. 89.)

Das bisher Angeführte ist, wie wir wissen, ein Ausdruck des noch jetzt lebendigen und in ganz Europa verbreiteten Volkglaubens an die Existenz des Zaubergeldes.

Doch, wirft man einen Blick auf die alte Vergangenheit, auf das Mittelalter, so findet man dort denselbèn Glauben. In Italien wurde das Zaubergeld dem berühmten Arzt, Philosophen und Professor Pietro d' Albano (geb. 1246, gestorb. 1312) zugeschrieben. Wegen Zauberei beschuldigt, sollte er in Padua sogar verbrannt werden. Nur der grossen Verdienste um die Wissenschaft wegen wurde er freigesprochen. (Fel. Liebrecht: Zur Volkkunde. Heilbronn 1879, S. 89.) Liebrecht citiert „Historische Vergleichung der Sitten“ von Meiners. Ich fand in diesem Werke nichts davon vor.

Sehr bekannt und sogar sprichwörtlich war bei den alten Griechen der Halbobol des Zauberers Pases. Bei dem griechischen Lexikographen Suidas, der sein Lexikon um die Mitte des 10. Jahrhunderts verfasst hatte, wird von diesem Pases und seinem Halbobol folgendes erzählt:

„Πάσης. ὄνομα κύριον. Καὶ παροιμία. τὸ Πάσητος ἡμιωβόλιον. 'ο δὲ Πάσης οὗτος μαλακὸς ἦν τὴν φύσιν, πάντας δὲ ἀνθρώπους ἐν μαγείᾳ διενήνοχεν, ὥστε ἐκ τῶν ἐπαοιδῶν αὐτοῦ καὶ δεῖπνα πολυτελῆ ὁρᾶσθαι, και διακονουμένους τινάς, και πάλιν ἀφανῆ πάντα γίνεσθαι. εἶχε δὲ καὶ ἡμιωβόλιον, ἐκ μιᾶς αὐτῷ πεποιημένον, 'ο διαδόμενον ὑπ' αὐτοῦ τοῖς πιπράσκουσι, παρ' ὧν ἤθελεν ὠνεῖσαι εἶ ἐβούλετο, πάλιν παρ' αὐτῷ ηὑρισκετο. Καὶ 'Απίων δὲ ο' γραμματικός μνημοονεύει αὐτοῦ ἐν τῷ περὶ μάγου.“ (Suidae Lexicon graece et latine. Ad fidem optimorum librorum exactum post Thomam Gaisfordum recensuit et annotatione critica instruxit God. Bernhardy. Halis et Brunsvigae 1853. s. v. πάσης und ἡμιωβόλιον dasselbe.)

Das von Suidas citierte Werk des alexandrinischen Grammatikers Apion „περὶ μάγου“ ist wie dessen alle Schriften verloren gegangen. Er lebte zur Zeit der römischen Kaiser Tiberius und Caligula, also in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts, woraus zu schliessen ist, dass er Zauberer Pases und sein ἡμιωβόλιον schon bei weitem früher in Griechenland allgemein bekannt waren.

In einem arabischen Compendium der ältesten Geschichte Aegyptens, betitelt: „Die Edelsteine der Meere, Ereignisse der Dinge und Wunder der Zeiten in der Geschichte der Aegyptischen Lande“, wird vom König Hûgîb berichtet, das er ausser anderen wunderbaren Dingen einen Dirhem machte, der beim Kaufen und Wiegen immer zum Vorteil seines Besitzers ausschlug; er kam von einer Generation auf die andere und befand sich endlich im Schatz der Omajjaden. Eine besondere Eigenschaft dieses Dirhems war, dass wenn jemand etwas gekauft und damit bezahlt hatte und dann die Worte sprach: „O Dirhem, erinnere dich des alten Bundes, den du geschlossen hast“, so fand er ihn, wenn er nach Hause kam, schon dort wieder an seinem Platze, und der Verkäufer fand an seiner Stelle ein weisses Blatt oder ein Myrthenblatt.“ (Die älteste egyptische Geschichte nach den Zauber- und Wundererzählungen der Araber — von Ferdinand

Wüstenfeld in der von Th. Benfey herausgegebenen Vierteljahrschrift „Orient und Occident.“ Göttingen 1862. I. B., S. 332.)

Das arabische Compendium wurde im zehnten Jahrhundert verfasst und nach der Meinung Wüstenfelds ist es nur als ein Auszug aus dem grossen Geschichtwerke des Ibrâhim ben Wacîf Schâh, der gegen Ende des 7. Jahrhunderts gestorben ist, anzusehen. Wenn man aber diesen Umstand in Rücksicht nimmt, dass alle solche arabischen Geschichtwerke, welche die älteste Geschichte Aegyptens behandeln, ausschliesslich auf den Volktraditionen und Wundererzählungen der Araber basieren, und dass einige arabische Historiker, welche den einzelnen Königen dieselben Wundertaten zuschreiben, sich dabei auf koptische Annalen berufen, so wird man vermuten müssen, das neben anderen Traditionen auch der Glaube an das Zaubergeld in ein verhältnismässig hohes Alter hinaufreicht.

Noch eine Spur der Existenz dieses Glaubens im Oriente zeigt ein Märchen, welches sich in dem jüdischen „Maase-Buche“ (Geschichtenbuche) befindet. Das Maase-Buch selbst wurde im 7. Jahrhundert verfasst, aber das Material, die Märchen und Erzählungen, welche darin gesammelt sind, wurden den alten jüdischen Schriften (wie Talmud, Midrasch, Sohar und kabbalistischen Schriften) entlehnt, deren Entstehung auf die ersten Jahrhunderte fällt. In diesem Maasse-Buch findet sich ein Märchen, wo erzählt wird, wie drei Brüder ihren gemeinsamen „Würzgarten“ Nacht um Nacht abwechselnd vor den Dieben schützen und wie ihnen dabei der Prophet Elias erschien und ihre Wünsche erfüllte. Der eine von ihnen wünschte sich Kenntnis der Thora, der andere ein schönes Weib und der letzte viel Geld. Diesem gab der Prophet eine Münze (wahrscheinlich einen Hecketaler) und da hatte er viel Geld. (Dr. Max Grünbaum: Jüdisch-deutsche Chrestomathie. Leipzig 1882, S. 418.) Weiter sagt das Märchen von dieser Münze nichts, aber jedenfalls ist es interessant, dass sie keiner bösen Macht und keiner Zauberkunst, sondern dem Propheten Elias zugeschrieben wird.

Vom Glauben an Zaubergeld bei den Čechen und Lausitzer Serben fand ich keine Spuren oder nur solche, die nicht stichhaltig sind und darum lieber ausser Acht gelassen, als citiert zu werden verdienen.

In Deutschland ist der Glaube am stärksten verbreitet. Er kommt dort unter verschiedenen Namen vor. Man nennt das Geld entweder einen Hecketaler, Heckegroschen, Heckepfennig, oder einen Brutpfennig, oder endlich einen Wechselgulden. Deutsche Varianten unterscheiden sich, obwohl ihre Zahl bedeutend ist, nur in Kleinigkeiten von einander; im Ganzen stimmen sie mit der russischen Variante überein. Von polnischen ist ihnen nur die von Emma Puttke aufgezeichnete ähnlich.

Eine der interessantesten deutschen Varianten ist die, die Kuhn in seiner Sammlung „Norddeutscher Sagen“, S. 470, geliefert. Dar-

nach soll derjenige, der einen Hecketaler haben will, in der längsten Nacht einen schwarzen Kater in den Sack stecken und ihn fest und zwar mit 99 Knoten zubinden. Darauf geht man zur Kirche und dreimal um sie, jedesmal, wenn man zur Türe kommt, den Küster durchs Schlüsselloch rufend. Beim dritten Male kommt er selber (und das ist der Teufel); darauf fragt man ihn, ob er einen Hasen kaufen wolle und erhält für den Kater im Sack den Taler.

Dann muss man aber eilen, um unter Dach und Fach zu kommen; denn wenn er die Knoten löst und den Verkäufer einholt, so ist dieser verloren. Der so erhaltene Taler ist der Hecketaler, und man kann ihn nur dann wieder los werden, wenn man ihn in Salz steckt, was — bemerkt dazu Simrock — auf dessen Heiligkeit deutet.[1])

Aehnliches erzählt man auch in der Mark Brandenburg (K. Weinhold: Zeitschrift des Vereins für Volkkunde, I. Bd., S. 180).

„Man soll einen schwarzen Kater, an dem kein weisses Haar ist, in einen Sack stecken, den fest zubinden und hundertfach verknoten. Damit soll man dreimal um die Kirche laufen und jedes Mal in die Kirche schreien. Dann erscheint der Teufel und fragt, was man zu verkaufen habe. Die Antwort lautet: „Einen Dachhasen.“ Der Teufel nimmt den Sack und gibt dafür einen Taler. Nun aber muss man sich beeilen, um unter Dach und Fach zu kommen; denn gelingt es dem Teufel vorher den Sack zu öffnen, so erwürgt er den Betreffenden. Der erhaltene Taler ist ein Hecketaler; so oft man ihn auch ausgeben mag, er kommt immer wieder zurück.“

Es ist merkwürdig, dass in deutschen Varianten von einem inklus, welche ich bisher angeführt, der Teufel auf dem heiligen Ort, in der Kirche erscheint und nach der Kuhnischen Variante sogar den Dienst eines Küsters erfüllt. Nach dem deutschen Volkglauben soll die Kirche in der längsten Nacht dem Teufel allein angehören. (Simrock op. cit. S. 443.) Aehnlicher Glaube kommt auch bei dem polnischen Volke vor und in der Nähe von Krakau wird gesagt, dass alle Teufel an einem jeden Sonntag und besonders an dem Palmsonntag dem Lesen des Evangeliums beiwohnen müssen. (O. Kolberg: „Lud“ VII. Bd., S. 40.)

Das ist schon alles, was ich nur von dem Zaubergeld finden konnte, obwohl ich weit entfernt davon bin zu sagen, dass das Material auch ganz erschöpft ist.

Daraus, was hier zusammengestellt wurde, sehen wir aber, dass der Glaube an das Zaubergeld in Europa allgemein bekannt ist und dass er sich hier ganze Jahrhunderte lang verbreitete. Die älteste unserer Varianten ist jedenfalls die griechische von dem Halbobol des Pases. Sie ist auch logisch die älteste, die einfachste und gleichsam der Kern aller späteren Versionen. Trotzdem aber

---

[1]) K. Simrock: Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluss der norddeutschen III. Aufl. Bonn 1869, S. 443.) Dasselbe wird auch in Vernalekens Alpensagen, S. 99, erzählt.

ist die Quelle dieses Glaubens nicht in Griechenland zu suchen. Nach den Worten des Suidas war Pases ein berühmter Magier, und der Magie werden auch seine Wundertaten zugeschrieben. Die Magie aber, die jetzt allgemein bekannt ist, ist im Orient, besonders in Persien, entstanden. (Ennemoser: Geschichte der Magie, S. 336—37.) Davon erwähnt schon Suidas unter dem Worte „μαγική“, wo er sagt: „ταύτην ἐφεῦρον Μῆδοι καὶ Πέρσαι.“

„Persien also — sagt Ennemoser — war eigentlich das Land der Devs-Dämonenwelt und des Zauberglaubens, wo die Theurgie als eine eigene Wissenschaft ihre Wurzeln hatte und woher der Idealismus (?) weiter nach Westen geflossen ist und sich dann später. namentlich in der christlichen Welt ausgebreitet und festgesetzt hatte.“

In Persien aber wurde die Magie ursprünglich als eine tiefere Einsicht in die Natur und ihre geheimen Wirkungen im besseren Sinne verstanden und gepflegt. Die schwarze Magie in ihrer abenteuerlichen Gestalt ist als Produkt späterer Zeiten anzusehen. Sie hat ihre Blüte in Babylon und dann auch bei den Juden und in Alexandrien erreicht. Die Magie wurde zur Zauberkunst und verbreitete sich nach Arabien, Aegypten und schliesslich nach Griechenland, wo als die tätigsten Pfleger der Magie und der von ihr abgeleiteten Zauberkunst nach den Einfällen der Perser die Thessalier erschienen. (Ennemoser op. cit. 495.) Dieselbe Magie und Zauberkunst fasste später feste Wurzeln auch im alten Rom, von wo sie sich allmählich auch nach Deutschland verpflanzte. (Darüber spricht ausführlich Meiners in seinem Werke unter dem langen Titel: Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen, der Gesetze und Gewerbe, des Handels und der Religion, der Wissenschaften und Lehranstalten des Mittelalters mit denen unseres Jahrhundertes in Rücksicht auf die Vorteile und Nachteile der Aufklärung. Hannover 1794. III. B., 182—464.)

Das höchste Interesse hegte man an der Magie in Deutschland im 11., 12. und 13. Jahrhundert und dazu trugen besonders die Kreuzzüge nach dem Orient und noch früher im 8. Jahrhundert die Austreibung der arabischen Gelehrsamkeit aus Spanien bei. (Ennemoser op. cit. S. 716.) Während dieser Zeit interessirten sich um die Magie nicht nur Fürsten und weltliche Gelehrten, sondern auch Geistliche und dann wurde die ganze umfangreiche Literatur der Magie und geheimen Wissenschaften verfasst. Mit der Zeit wurde von dieser heftigen Strömung auch das Volk fortgerissen. Der Misbrauch, welcher schon unter den intelligenten Kreisen zu keimen begann, wuchs hier riesengross und seine Folge waren die im Mittelalter und später so zahlreichen Hexenprozesse. (Meiners ibid.)

Auf dieselbe Weise und gleichzeitig verbreitete sich auch der Glaube an das Zaubergeld von Osten nach Westen, bis er endlich zum Volke herabkam, welches ihn in seiner Phantasie mannigfaltig umgestaltet und bis auf heutigen Tag aufbewahrt hat.

Dass zur Verbreitung dieses Glaubens grösstenteils die Bücher

beigetragen hatten, dafür spricht schon der lateinische Name inclus, unter welchem das Zaubergeld in Polen, Russland und Kleinrussland vorkommt. In lateinischen Schriften des Mittelalters wurde das Wort includere (inclusus) bei der Bezeichnung ähnlicher Sachen gebraucht. Den Beweis findet man in dem grossen Werke Vincentii episcopi Bellovacensis: Speculum Quadruplex, welches seit dem 13. Jahrhundert durch lange Zeiten als die einzige und vielgelesene Encyklopädie galt. Dort wird an einer Stelle die Meinung verworfen, dass die bösen Geister in irgend ein Gerät oder einen Gegenstand versprochen werden können, und gesagt: „Potest quidem daemon intrare simulacrum lapideum et inde responsa dare, sed non ei adhaerere ita, et illud vi inficet et sensificet ut unam potentiam cum eo faciat sicut anima cum corpore. Et hace expositio Prophetalis bene consonat textui, qui dicit: Omnis spiritus non est in visceribus eius. Posset etiam daemon includi in aliquo vase, sicut includebantur per incantationes Salomonis. Sed nihilo minus posset videre ea, quae exstut extra vas etc.“ (Speculum Naturale, Lib. II., Gap. CXXIII.)

Obwohl Geistliche sich seit vielen Jahrhunderten bestrebten, alle Ueberbleibsel aus der heidnischen Zeit zu vernichten, so ist es ihnen trotzdem bisher nicht gänzlich gelungen. Ihre Bestrebungen blieben ohne Erfolg. Endlich liessen sie alles in Ruhe und waren schon damit zufrieden, wenn es ihnen gelang, dem „verfluchten Aberglauben“ wenigstens einen christlichen Anstrich zu geben. Sie selbst aber führten einen neuen, modernen Aberglauben ins Leben ein, wie wir es schon aus der angeführten Stelle des „Speculum Quadruplex“ sehen können. Als dieser neue Glaube unter dem Volke seine Wurzeln fasste, so war er für die späteren Geistlichen ebenso schwer zu vernichten, wie der aus der heidnischen Zeit. Der heilige Thomas von Aquino untersagte zwar den Gebrauch von anstrologischen und nekromantischen Bildern, weil die ersteren mit magischen Charakteren beschrieben und die anderen unter Anruf böser Geister verfertigt würden; allein er erlaubt das Tragen von Amuleten, welche Sprüche aus der heiligen Schrift, oder das Zeichen des heiligen Kreuzes enthalten; nicht weniger das Tragen von geweihten Kräutern und von Reliquien, wenn nur kein Aberglaube damit getrieben worden oder werde.“ (Summa Theologiae in T. XXII, p. 491).

Es geschah leider das, was der heilige Thomas befürchtete. Der geheiligte Aberglaube wurde nur mehr compliziert, aber zwischen ihm und dem früheren bestand kein Unterschied.

Ebenso ist es auch mit dem Zaubergeld geschehen. Die es vermutlich verbreitet hatten, konnten es später selbst nicht mehr verdrängen. Es wurde nur getauft, so dass wir jetzt neben dem alten unter verschiedenen Namen vorkommenden Zaubergeld auch einen Marientaler oder Segentaler unter dem Volke finden. Das ist als neueste Art des Zaubergeldes anzusehen.

Endlich muss ich noch bemerken, dass das Zaubergeld unter dem Volke keine einzige, von allem anderen gänzlich verschiedene

Erscheinung ist. Es gehört zu demselben Kreise des Volkglaubens, zu welchem der Glaube zu allerlei Kobolden, Wünschelruten, Zaubergeldbeutel u. and. gehört. (Simrock op. cit., S. 443.) Ja, es werden den Kobolden so bei den Slaven wie auch bei den Deutschen selbst die Eigenschaften des Zaubergeldes zugeschrieben, und die Weise, auf welche sie zu erwerben oder los zu werden sind, stimmt manchmal mit den Erzählungen vom Zaubergeld überein. Im Göttingischen z. B. existirt der Glaube an ein Heckemännchen (Alrune), die gerade auf ein Geldstück übertragen wird. (J. u. W. Grimm: D. Wört., Heckemännchen; und Schambach, S. 78.) Infolgedessen findet auch die Vermengung dieser zwei Sachen statt, was ich schon bei Linde und Bohomolec bemerkte.

Afanasiev, der noch an der Methode der älteren mythologischen Schule festhält, sieht wie in allem anderen auch in dem Volkglauben an das Zaubergeld die Ueberreste der uralten Sonnenverehrung. Solche Ansichten aber können heutzutage nicht mehr als richtig gelten. Die Träumereien über altslavische Sonnenverehruug hat unser Dr. Krauss ernst in seinem 'Volkglauben und religiösen Brauch der Südslaven' und satirisch-humoristisch wieder neulich in den 'Böhmischen Korallen aus der Götterwelt' behandelt. Diese Frage ist damit für den Folklore erledigt.

Wien. Wasyl Ščurat.

Alltaglauben und volktümliche Heilkunde galizischer Juden.

Von Benjamin Wolf Schiffer.

IV. 93) Spürt man ein Brechen am Rückgrat, so lege man auf den Tisch einen Holzcilinder und wälze sich darüber dreimal auf und ab mit dem Gesichte nach oben. 94) Gegen Ohrenklingen halte man das Ohr über den Dampf des Wassers, worin man „Trynes“ (dicke Heusträuge) gekocht hat. 95) Oder man lasse in einer Oelflasche Wasser heiss werden und den Dampf ins Ohr steigen. 96) Gegen Verhaltung des Urins, trinke man das Wasser, worin Hafer, Eierschale und Petersilie gekocht wurde. 97) Spürt eine Frau beim Urinieren ein Brennen an der Vagina, so uriniere sie auf einen alten Kehrbesen und werfe ihn fort. 98) Gegen „Seides“ (Blattern an Mundwinkeln). Man schmiere die Blattern mit Speichel, den man zwischen den Bäuchen zweier fetter Kochtöpfe zerrieben. 99) Man wische die Blattern mit dem Zopf eines Mädchens. 100) Man wische den Mund sieben mal mit dem Saum des Unterhemdes. 101) Dem Abschälen der Fingerhaut unter den Nägeln beugt man vor, indem man die Kleie, die man auf die Backschaufel unter das Brot streut, mit dem Fingerrücken glättet. 102) Rotlauf („Rojs“ = Rose)

kurierte eine alte Frau aus meiner Bekanntschaft, indem sie zur schmerzenden Stelle ein Papier zulegte, worauf in heb. Lettern die Worte: „Rojse Leah“ (Rosa Leah, jüd. Frauenname) 81 mal und zwar in 9 Zeilen zu je 9 mal in der Zeile geschrieben stand. 103) Man kann eine Rose abbrennen“ d. h. man windet um das betroffene Glied einen Fetzen und verbrennt über der schmerzenden Stelle etwas Flachs. 104) Um Nasenbluten zu hemmen, lege man an den Nacken einen Schlüssel. 105) Gegen Herzweh lege man an den Nabel ein Halbkreuzerstück. 106) Der Kropf verschwindet, sobald ein „Bechôr“ (Erstgeborener) ihn mit dem dicken und kleinen Finger betastet. 107) Bleichsucht bekommt man, wenn man mit dem Fuss eine Laus zertritt. 108) Einem Gelbsüchtigen reiche man in einem Trank oder in einer Speise eine Laus. 109) Oder man gebe ihm aus einem kleinen, aus Wachs gefertigten Gefäss zu trinken, dessen Boden ein Dukaten bildet. 110) Auch hänge man ihm um den Hals rote Gegenstände, z. B. Korallen und dergl. 111) Gegen Fieber: man nähe an die 4 Ecken eines Beutels 7 Erbsen, und zwar je 2 an 3 Ecken und an der vierten Ecke blos eine; diesen Beutel trage man um den Hals umgehängt neun Tage: am neunten Tage schneide man den Beutel ab über ein fliessendes Wasser, und mit dem Beutel wird auch das Fieber fortgeschwemmt. 112) Auch trinke der Fieberkranke Urin in Sauermilch gemengt. 113) Vor Sonnenaufgang lege der Fieberkranke einen Kreuzer an das Ufer eines Flusses; wer die Münze findet, erbt die Krankheit. 114) Oder er speie auf ein fremdes Türschloss; damit überträgt sich die Krankheit auf das fremde Haus. 115) Gegen Fieber ist Schnupftaback und Schnaps genossen, auch ein wirksames Mittel. 116) Auch ein saurer Apfel, gebraten und mit Salz bestreut, hilft gegen Fieber. 117) Der Fiebernde gehe vom Hause und schreibe auf die Tür: N. N. ist nicht zu Hause. 118) Oder er pfeife am Kreuzwege stehend dreimal, und das Fieber verlässt ihn. Schweiss tritt hervor bei einem Typhus-Kranken, wenn man ihn mit einem schmutzigen Tischtuch bedeckt. 120) Liebezauber: Man verbrenne einen Reifen und streue die Asche um die geliebte Person, wo diese sitzt oder steht, und man gewinnt unfehlbar deren Gegenliebe. 121) Oder man trägt neun Tage lang unter dem linken Arm ein Stück Zucker, das man darauf der geliebten Person in einem Trank reiche. 122) Gegen Epilepsie: Man gehe hinter ein fremdes Dach, oder in eine fremde Kammer und stehle daselbst 3 Strohhalme, koche sie in „stillschweigendem“ Wasser (bei dessen Schöpfen man kein Wort gesprochen hat) und wasche damit den Kranken.

Volkglauben der Wotjaken.

Von Dr. Bernhard Munkácsi.

III. 115. Damit man das kleine Kind vom Brusttrinken abgewöhne: werden die Brüste mit Russ eingeschmiert, mit Harz bestrichen, mit Paprika eingerieben.

116. Wenn du mit einer Hexe schläfst: wird sie dich nicht mehr behexen können.

117. Zapfst du der Hexe auch nur ein wenig Blut ab: wird sie dich nicht mehr behexen können.

118. Wenn deine nabelschneidende Mutter (d. i. Hebamme) hurerisch ist: wird dein Kind nicht lange leben.

119. Auf den Wechselfurchen (Rain) des Acker geht Inmar (der oberste Gott) herum: deshalb ist es eine Sünde, sie aufzuackern oder zu verunreinigen.

120. Wenn eine Stelle des Ackers unbesät geblieben ist: stirbt der Sämann in dem Jahre.

121. Wenn du wissen willst, ob heuer dein Getreide gedeihen wird oder nicht: leg in der Neujahrnacht auf ein weisses Tischtuch ein Brodlaib (und) lass es dort; wenn du in der Frühe, sei es ein Haferkorn, sei es ein Roggenkorn, unter dem Tische erblickst: wirst du viel Getreide haben. (Um dies zu bewerkstelligen, pflegt man beim Hereinbringen des Brotes aus der Vorratkammer, absichtlich so herumzutrampeln, damit solche Fruchtkörner an der Fussbedeckung haften bleiben und in der Stube unter den Tisch fallen.)

122. Gedeiht wohl mein Getreide oder nicht?“ sprichst du, (und) kannst dies (also) erfahren: nimm drei Hühnereier; wenn von diesen drei Hühnereiern das erste an Gewicht das schwerste ist: wird das früh gesäte Getreide gedeihen; wenn das zweite das schwerste ist: wird das zu mittlerer Zeit (weder früh noch spät) gesäte Getreide gedeihen; wenn das letzte (Ei das schwerste ist): wird das spät gesäte Getreide gedeihen.

123. Wenn du zur Zeit des Fehmenlegens mit Graspfeifen (Pipen) spielst: tritt Reif ein.

124. Wenn du eines anderen Dorfes Roggen-, Haferähren mitbringst, während du von einer Hochzeit heimkehrst: wird in deinem ganzen Dorfe das Getreide gedeihen.

125. Wenn du aus der Furche, während du erntest, heraustrittst: wirst du deine Hand zerschneiden.

126. Wenn deine Sichel, während du erntest, an die Sichel eines anderen Menschen anschlägt: wird jenes Menschen Hand oder deine Hand zerschnitten werden. Sprich: „Werde nicht geschnitten!“ berühre mit deiner Sichel die jenes Menschen.

127. Wenn du doppelährigen Roggen findest, während du auf dem Felde erntest: wirst du viel Getreide haben.

128. Wenn du zu dreschen beginnst, soll die erste Garbe ein leichthändiger Mensch schlagen (dreschen); schlägt sie ein schwerhändiger Mensch, (so) werden deine Dreschflegelriemen (oft) zerreissen.

129. Wenn du dein Vieh aufs Feld treibst, fluche nicht: „Der Waldgeist soll es holen!“; sprich auch kein böses Wort: dann schädigt der feindliche Geist dein Vieh nicht.

130. Wenn du deine Entlein und Gänslein zum ersten Mal zum Bache treibst: leg sie in deinen Hemdbusen, lass sie unter dem Vor-

teil deines Gewandes heraus; dies tuend, wird sie die Elster und Krähe nicht schädigen.

131. Zankst du wegen Bienen, werden die Bienen zu Grunde gehen.

132. Zur Zeit deines „Bienenkriechens“, (d. h. Honigsammelns) wer immer zu dem Orte kommt, bewirte; wenn du diesen Menschen nicht bewirtest, wird er sehnsüchtig zusehen und deine Bienen werden zu Grunde gehen. (Die Wotjaken befestigen nämlich ihre Bienenkörbe auf hohe Tannenbäume, wohin man also hinaufkriechen muss.)

133. Wenn du ein Vieh zum Halten kaufst, feilsch nicht lange; — wenn du lange feilschst, wird dein Vieh nicht (lange) leben.

134. Wenn du ein Vieh verkaufst oder eintauschst, sprich: „Mein Vieherziehungglück soll dir nicht nachfolgen“, behalte dir (von dem, welchem du das Vieh gegeben hast) ein Geldstück oder seine Leibbinde.

135. Wenn du im Walde den Namen eines Menschen aussprichst, (so) nicht schreie, der Paläs-murt (Walgeist) wird dir antworten.

136. Auf einen Weg baue kein Haus: es bringt Unglück.

137. In die Badekammer trag dein Heilkreuz nicht mit; das in die Badekammer mitgenommene Kreuz verliert seine (Fetisch-) Kraft und ist daher von keinem Nutzen mehr.

138. Wenn du ein dem stallschützenden Geiste der Haarfarbe nach nicht gefälliges Ross kaufst: wird dies Ross nicht (lange) leben.

139. Nachdem du dreimal in die einmal geheizte Badekammer hineingegangen bist, tritt zum vierten Mal nicht hinein; dann geht der Albasti hinein (s. Nr. 95).

140. Gieb deinen Schleifstein nicht unmittelbar in die Hand eines Fremden; wirf ihn auf die Erde, von dort mag er ihn aufheben.

Volklieder aus dem Spessart.

Von Wilhelm Müller, Rechtanwalt in Aschaffenburg.

(Varianten zu den Texten im „Ur-Quell“ B. IV, Nr. 3.)

I.

In des Gartens dunkler Laube
Sassen beide Hand in Hand,
Edler Ritter und die Ida
Schlossen ihren Liebesbund.

Fort zum Kampfe must er ziehen
Fürs geliebte Vaterland,
Da gedacht er an die Ida,
So oft der Mond am Himmel stand.

„Liebe Ida,“ sprach er traurig,
„Liebe, lass das Weinen sein,
Eh die Rosen wieder blühen,
Werd ich wieder bei Dir sein.“

Und nach einem halben Jahre,
Eh die erste Rose blüht,
Schlich sich Oswald in den Garten,
Wo er ihr die Treu versprach.

Und was fand er in dem Garten?
Idas Gruft und Grabensstein,
Und auf Marmor stand geschrieben:
Ida ruht in Frieden drein.

Hierauf ging er in ein Kloster,
Legte Schwert und Panzer ab,
Und nach einem halben Jahre
Grub ein Mönch ihm selbst sein Grab.

Wiesen.

II.

Ein Mädchen, jung an Jahren,
Mit Namen Isabell,
Die schoss durch Pfeil und Bogen
So gut wie Wilhelm Tell.

Ein Jüngling, jung an Jahren,
Mit Namen Eduard,
Der sich im Spiel und Tanzen
In sie verliebet hat,

Er schenkt ihr Papageien,
Den schönsten Ritterstrauss,
Allein das kühne Weibchen,
Sie schlug ihm Alles aus.

Einst ritte Isabella
Im Wald, ins grüne Holz,
Da sah sie an den Hecken
Einen Bären kühn und stolz.

Sie sprang sogleich vom Pferde,
Den Hahn auf ihn gericht't,
Sie schoss sogleich den Bären,
Den Bären durch den Leib.

Das Pferd muss sie erwarten,
Sie ging zum Bären hin,
Da sah sie Eduarden
In Bärenhaut verhüllt.

Sie raufte sich und jagte,
Sie rauft sich die Haare aus,
Sie sprengt sogleich mit 'm Pferde
Bleich, totenbleich nach Haus.

Es waren kaum vier Wochen,
Die Rosen blühten all,
Da trug man ihre Knochen
In Eduardens Grab.

Weibersbrunn (Mädchenlied).

III.

In des Gartens grüner Laube
In der Nacht bei Mondenschein,
Da sass Edmund bei seiner Ida
In der Laube ganz allein.

Und er sprach der Ida tröstend:
„Ida, weine nicht so sehr;
Denn übers Jahr, wenn die Rosen blühen,
Werd ich wiedrum bei Dir sein."

Und das Jahr, das war verflossen,
Und die Rosenknospen blühten schon,
Da dacht der Edmund an seine Ida,
Dass er wiedrum müsse heimwärts zieh'n.

Und er eilt heimwärts, sah in der Ferne
Einen Grabstein von Spalier,
Und auf dem Grabstein stand geschrieben:
Ida ruht in Frieden hier.

Er ging hinweg und ging ins Kloster.
Legte Schwert und Panzer ab,
Und in dem schönen grünen Kloster
Fand der Edmund bald sein Grab.

Weibersbrunn (Mädchenlied).

Zu Nr. I. der von Glöde mitgeteilten Volklieder aus Mecklenburg kann ich Ihnen berichten, dass im Allgäu diese Verse sehr bekannt sind und zwar mit kleinen Textabweichungen, die aber den Inhalt nicht berühren; statt Minna heisst es da Lina etc. etc. — Doch wird Ihnen dies wohl nicht neu sein.

München. L Schermann.

Kopflose Spukgeister.

Eine Umfrage von H. F. Feilberg.

VI. Zu „Am Ur-Quell" IV, 73. In der Tat ist der Glaube an kopflose Spukgeister in Süd-Hannover noch nicht erloschen. In hiesiger Gegend findet sich zwischen dem Dorfe Marke und der Wüstung Altenhagen an einem Kreuzwege die „Soupeike" (d. i. Seufzereiche), bei der einst ein junger Mann seine Braut erstochen

haben soll. Auf dem Wege zwischen dieser Eiche und dem Cichorienbusch am Berkaer Felde soll ein kopfloser Reiter auf weissem Pferde sich häufig sehen lassen. Vgl. Heimatklänge. Ein heiteres Volkbüchlein von L. Rien von der Marke. Northeim. Druck von W. A. Röhrs. 1887. S. 13.

Bei demselben Dorfe befindet sich ein nie versiegender Brunnen, „der starke Hans“ genannt. Von diesem erzählt man, dass nachts um 11 Uhr sein Wasser zu brodeln und zischen beginne. Dann steigt ein kopfloser Mann mit einer feurigen Stange daraus hervor und beginnt die Felder und Wiesen zu messen, während ein weisses Pferd scharrend neben einer Eiche steht. Vgl. a. a. O., S. 17.

Northeim. R. Sprenger.

VII. Zwischen Feddringen und Wiemerstedt in Norderditmarschen geht genau auf der Grenze ein Kerl ohne Kopf um. Siehe „Am Urdsbrunnen“ V, S. 133. H. Volksmann.

Zu „Klapperkes“.

(cf. „Am Ur-Quell“ Bd. III, Heft 4, S. 126 und Heft 5, S. 173.)

Hier am Zobten verwendet das Volk die Früchte des Pappel- oder Käskrautes, die „Kaasenappla“: 1) gegen Geschwüre. Das Kraut wird gestampft und aufgelegt, dann soll es alle „Geschwere“ reifmachen, genesen. Frische Blätter gesotten, heilen Wunden. Die Wurzel gekocht treibt das Gift vom Herzen. 2) Gegen geschwollene Füsse wird ein Fussbad von Malven empfohlen.

Die „Klappertaschla“ (Capsella bursa pastoris) sind in die Hand genommen gut Wunden zu stillen; der Saft dieser Pflanze lässt sofort jede Blutung stocken; genest in Ohren gegossen Stechen aus oder Geschwulst in ihnen. Endlich ist ein Decoct von Capsella bursa pastoris das gebräuchlichste Remedium bei Blasenleiden. Es treibt, wie ein altes Buch sagt, Urin und Stein, ist auch gut für das Blutpissen und allerlei Blutlauf. Das Kraut in den Kuchen gebacken verstopft die Monatstunden.

Schlaupitz. Karl Knauthe.

Hungernot in Gross-Russland.

In dem Artikel des H. Kornilov über die Unterstützung der Dürftigen im Gouvernement Tambow, im April-Hefte des Viestnik Evropy 1893, finden wir folgende Umständlichkeiten, die direkt den „Folk-Lore“ betreffen:

Gelegentlich der Unterstützung der englischen Gesellschaft „Freunde“ sagten die Bauern: „Die Unterstützung ist von der Engländerin (wahrscheinlich der Königin von England) geschickt worden mit der Absicht, die Leute zu ihrem Glauben zu bekehren“ und sie fragten: „ob man uns ihr nicht verpfänden werde?“

Einige „wissende“ Frauen befürchteten sogar, „dass die Hilfe vom Antichrist komme.“

Andere setzen ihre Hoffnung auf den Kaiser und sagen, dass die Hungernot bald ihr Ende nehmen wird, da „in St. Petersburg eine kaiserliche Niederlage sich befindet, zwei Werst lang, bis oben mit Getreide gefüllt.“

Endlich setzen einige voraus, dass „die Herren, welche die Hülfe dem dürftigen Volke herbeibringen, wahrscheinlich vom Kaiser eine grosse Belohnung erhalten werden.“

Paris. Th. Volkov.

Geheime Sprachweisen.

Eine Umfrage von Krauss.

154—155. In der masurischen Kolonie Ludwikówka bei Bursztyn trifft man folgende zwei geheime Sprachweisen: 1) die fi-de-fi-Sprache; sie besteht darin, dass man zu Anfang jeder Silbe das Wörtchen „fi“ anheftet.

So lautet z. B. das polnische Guten Abend = dobry wieczór in dieser Sprache fidofibry fiwieficzór. Einsilbigen Wörtern wie „mi“, „on“ wird das „fi“ vor und nach dem Worte angehängt, so lautet „mi“ (mir) fimifi. Einsilbige Wörter mit dem Vocale in der Mitte zweier Konsonanten werden in zwei Hälften geteilt und als zweisilbige Wörter behandelt.

So lautet z. B. kon (Pferd) fi-ko-fin. 2) Die ko-co-ko-Sprache; die Regeln sind dieselben, wie bei der fi-de-fi-Sprache, nur setzt man statt des Wörtchens fi hier das Wörtchen ko.

So lautet z. B. chleb (Brod) kochlekob.

Akiwa Nagelberg.

Volkrätsel in Pommern.

Von Dr. A. Brunk.

Abends im Winter versammeln sich Knechte und Mädchen vom Guthofe in der Leutestube, um sich nach des Tages Last und Mühe bei leichterer Arbeit die Stunden, bis sie ihr Bett aufsuchen, mit allerhand „Jux“ zu erheitern. Besonders beliebt ist neben dem Singen das Rätselaufgeben. Vielfach sind die Rätsel improvisiert und gar mancher, nur für die Eingeweihten verständliche Stichelei, verbirgt sich in ihnen. Und wer im Sticheln der Geschickteste ist, der hat die Lacher auf seiner Seite und ist der Löwe des Abends. Ick seih, ick seih, wat du ni sühst oder: ick wêt, ick wêt, wat du ni wettst! Mit diesen Worten wird vielfach eine solche Reihe von Rätselfragen eingeleitet, und auf die Gegenfrage: Na, wat sühst du denn? Na, wat wettst du denn? jagt dann ein Rätsel das andere, oft begrüsst von jubelndem Gelächter und Gekreisch, wenn einer der Anwesenden besonders „ausgewischt gekriegt“ hat. Wehe ihm, wenn er sich nicht

sofort „revanchieren" kann! Er bekommt den Spott noch tagelang zu hören. — Oft sind die Rätsel derb, noch öfter gesucht zweideutig, selten aber ist ihr Gegenstand selbst anstössig. Eine Probe solcher „Spässe" aus Pommern möge hier Platz finden:

1. Wo verdarwt dem Bûrn dei Hawer?

Im Pîrdârsch. Aus Plathe.

2. Twischen twei Bergen brüllt ein Båer.

Der Arsch. Aus Plathe. Aehnlich Gillhoff, das mecklenburgische Volkrätsel Nr. 242 von der Biene.

3. Wat is noch lütter as ne Müggenkutt?

Wat drin gehört. Aus Plathe.

4. Krickelkrumm, wo wist du hin? Kort afgeschor'n, wat fröggst du danâ?

Bach und Wiese. Aus Regenwalde. im Kreise Dramburg lässt man die Wiese antworten: Ich bin noch nicht so oft abgeschoren, Als dir der Arsch ist zugefroren.

5. Innen rûh un bûten rûh[1]) Un nägen Ellen in'n Moas rûh.

Der Heuhaufen. Aus der Pyritzer Gegend und ähnlich in Rügen: Binnen rûg un buten rûg, Nägen Mîl in'n Lîw rûg.

6. Flaug a Vågel wît von hie, Herr e Klêd va Russpapie, Herr e Klêd va Russmalauke. We dat utræt, scha bî mi schlaupa.

Der Rosskäfer. Aus Zwilipp.

7. Hann Dickback Schêt in'n Emmer Kack; Mutter was flink, Schlaug em vör't Ding, Dat em Pissen un Kacken verging.

Der Bierbrauer füllt das Fass; als das Bier aufgährt und übergehen will, schlägt der Brauknecht den Spund vor. Aus Geiglitz bei Regenwalde.

8. Vauta schlaug Muttra mit'm Knurra int Flurre, dat't Waute so sprützt.

Der Eimer, der an der Brunnenstange in den Brunnen fällt. Aus Zwillipp. Vgl. unter Nr. 22.

9. Oes Knecht Knust Het a Ding as an Fust. Wêgt de Wind, Bammelt 't Ding.

Der Apfel am Baum. Aus Zwilipp. Aehnlich in Sinzlow: Os Knecht Knust Is so dick as 'n Fust. Wenn 'd Wind wêgt, bammelt 'r.

10. Rund rum Haare. Gott bewahre, Dass kein böses Ding rein fahre.

Das Auge. Aus Kammin.

11. Ick satt up'm Klötzke O lûst mi mîe Vötzke. Dest dulle dat ick't lûst, Dest dulle dat't brûst.

Der Spinnrocken und das Spinnrad. Aus Zwilipp.

12. Eine Rauhe hab' ich, Vor dem Bauche trag' ich. Junggesellen, fürcht't euch nicht, Meine Rauhe beisst euch nicht![2])

Dame mit Muff. Aus Bussin.

13. Es ging eine Dame wohl über den Hof, Sie zeigte dem Herrn ihr blankes Loch. Der Herr gedachte in seinem Sinn: Hätt' ich meinen Dicken, Fetten darin!

Der Trauring, den der Herr am Finger haben möchte. Aus Bussin.

14. Mîn leiw Nåwersch, kann ick mîna Pinobel nich in dîn rûh Rutsch jåga?

---

[1]) Vgl. „Ur-Quell" III, S. 33. [2]) Auch in Dithmarschen bekannt.

Pinobel ist das Kalb, rûh Rutsch der Garten. Aus Zwilipp. Aehnlich heisst es in Kallies von dem Kalb und der Wiese: Kann ick wo mîna Pusnåga In jug rûg Rutsch jåga? Gilow „De Diere“ erwähnt unter Burrhån ein Gesellschaftspiel, in dem folgendes Gespräch vorkommt: Gôden Dag, Nåwesching! — Schönen Dank, Nåwesching! — Kann mîn Burrhån nich up dîn Ruritsch gån? Wenn mîn Ruritsch gräun is, kann dîn Burrhån werre up mîn Ruritsch gån!

15. Buta rûh o binna rûh. Böär em up o stäk em rin.

Der Fuss und der Strumpf. Aus Zwilipp.

16. Loch up Loch, Hoar um't Loch, Un wenn't los geht, wackelt Knecht und Dirn dat Arschloch.

Die Trompete am Munde. Aus Vorpommern.

17. Legg dînen Buk up mînen Buk Und hål dîn langet Ding herut.

Der Wasserholer am Brunnen mit der Brunnenstange. Aus Treptow a. T.

18. Ich beuge meine Knie Und lege sie auf sie Und hol mein spitzes Ding heraus Und stech sie in das Haarloch, Dann wimpelt ihr das Arschloch.

Der Schlächter, der eine Sau schlachtet. Aus Schivelbein.

19. Ick laut mîna Langa I dia Loch hanga.

Die Brunnenrute und der Brunnen. Aus Kallies.

20. Daue bauwen lag dei Bachtebacht, Dane unnen lag dei Schachteschacht; Dei unne lag, dei wull noch mêhe, Dei bauwen lag, dei künn nich mêhe.

Der Teig im Trog. Aus Zwilipp.

21. Steif steckt man's rein, Weich zieht man's raus, Und hängt noch'n Tropfen dran.

Der Zwieback. Aus Kammin.

22. Wenn't rin geit, denn wippelt er, Wenn 'r rut kümmt, denn drüppelt er.[1]

Der Eimer im Brunnen. Aus Demmin.

Kleine Mitteilungen.

Schnecke. (Vgl. „Ur-Quell“ I, S. 18, 92.) In Dithmarschen singen die Kinder die Schnecke auch mit folgenden Worten an: Snaierlûs, krûp ût dîn Hûs mit all dîn vêr fîf Kinner. In Süderstapel in Stapelholm singt man: Sneierlûs, krûp ût dîn Hûs, dîn Hûs dat brennt, dîn Kinner de schrîgt. Oh, oh. oh!

H. Volksmann.

Geburtgebräuche. Eine alte Frau aus Mundorf a. d. Sieg rät, bei der Geburt solle die Frau ein gebrauchtes Hemde des Mannes anziehen, dann habe sie Manneskraft zum Ertragen der Wehen.

Eine Kinderfrau aus der Gegend von Honnef am Rhein erklärt, bei männlichen Neugeborenen müsse man die milchhaltenden Brustdrüsen ausdrücken, bei weiblichen dürfe man des jedoch nicht, sonst hätten sie später keine Milch.

A. Wiedemann.

Zu IV, 69. Den Glauben, dass man Tote im Besitze ihres Eigentumes nicht stören dürfe, haben die Siebenbürger Sachsen unzweifelhaft aus ihrer alten Heimat mitgebracht. Man vergleiche A. Wuttke, Der deutsche Volkaberglaube der Gegenwart, 2. Bearbeitung. § 743. Goethes Gedicht „Der Totentanz,“ dessen Quelle Fr. Strehlke in Hermanni Corneri Chronicon (s Bd. 1 der Hempelschen Goetheausgabe, S. 261) gefunden hat, geht darauf zurück. Bei uns in Niedersachsen

[1] Vgl. „Ur-Quell“ II, S. 15.

hüten sich besonders Frauen, selbst gebildeter Stände, Blumen, die auf einem Grabe gewachsen sind, mit nach Hause zu nehmen. Auch heisst es, dass man vom Beriechen Kopfschmerzen bekomme.

Zu IV, 59. Von einem geistkranken älteren Herren, der früher protest. Theologie studiert hat, hörte ich erzählen, dass er noch täglich auf zahlreichen Schüsselchen und Tellerchen in seiner Wohnung Speisen für die „Unsichtbaren“ aufstellt.

Ebd. Das Anvertrauen von Geheimnissen an den Ofen (aber auch der Erde, einem Stein, einer Pflanze wird geklagt und gebeichtet) bespricht Grimm, Mythologie, 2. Aufl., S. 595 f. Vgl. auch Koppmann im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung II, S. 68.

Früher pflegte man in Quedlinburg a. Harz, wenn jemand etwas reden wollte, das ein im Zimmer befindliches Kind nicht hören sollte, zu mahnen: „Still, es ist ein Ofen im Zimmer!“ Auch diese sonst völlig unverständliche Redeart scheint auf jenen alten Gebrauch zurückzugehen.

Northeim. R. Sprenger.

Lüneburgisches. Bohnenpflanzen. Im Lüneburgischen drückt man aus Scherz den Kindern die Ohrmuschel nach vorn über und mit dem Daumen fest nieder, was man Bohnenpflanzen nennt. (Grosse Bohnen, in Ditmarschen wallsche Bohn genannt, werden nämlich mit dem Daumen in die Erde hineingedrückt. V.)

Fingerknacken. So viel Finger beim Ziehen in den Gelenken knacken, so viel Bräute oder Bräutigame hat jemand. (Auch in Schleswig-Holstein bekannt. V.)

Hamburg. P. Ch. Martens.

Zwei Vexirverse aus der Bukowina. A.: Was hört man Neues. B.: Man backt aus Kukuruzmehl Malajes (d. i. eine Art von Kuchen, die nur aus diesem Mehl gefertigt werden). — A.: Es lässt dich jemand grüssen. B.: Wer? A.: Der alte Bär. Ludmilla Kisslinger.

Zur Anfrage des Herrn A. H. Carstensen, IV. Bd., 2. Heft. Es giebt in polnischer Sprache folgendes A-B-C-Spiel: Adam Babi Cucker daje Ewa figi grizi Hala idzie kupić lala mama nie pozwala. Die übrigen Buchstaben haben keine Worte.

Stryj. B. Benczer.

Berichtigungen. Man lese
Seite 112 Zeile 12 v. u. Grenzgegend statt Umgegend.
Seite 113 Zeile 21 v. o. Tractieren statt Wastieren.
Seite 127 Zeile 7 v. u. Starbeschwörung statt Sterbebeschwörung.

Vom Büchertische.

Geschichte der menschlichen Ehe. Von **Eduard Westermarck**, Doz. an der finnischen Universität zu Helsingfors. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von **Leopold Katscher** und **Romulus Grazer.** Bevorwortet von **Alfred Russel Wallace.** Jena 1893. **H. Costenoble.** ILIV (davon 38 S. bloss Literaturverzeichnis) und 589 S. (von 551 Schlagworte). **Wallace** im Vorworte und eine grosse Anzahl bedeutender Forscher haben über die Vortrefflichkeit und Gediegenheit des englischen Originals so vieles geschrieben, dass mir nichts übrig bleibt, als meiner Genugtuung über die ausgezeichnete Verdeutschung Ausdruck zu geben, da ich im Uebrigen mit meinen kritischen Vorgängern übereinstimme. In der Einleitung spricht sich Westermarck ausführlich über seine Forschungmethode aus: „es gäbe nur Ein richtiges Verfahren: Man muss zunächst die Ursachen der sozialen Erscheinungen ausfindig machen; gelangt man nachher zu der zwingenden Annahme, dass diese Ursachen ohne Störung durch andere Ursachen tätig gewesen sind, so ist man berechtigt, von ihrem Vorhandensein auf das Vorherrschen der Erscheinungen selbst zu schliessen (S. ILI). Das ist vollkommen zutreffend; denn diese Untersuchungmethode ist die der Volkforscher überhaupt. So machen es auch unsere Bastian, Andree, Post, Bartels, Gaidoz, Pitré, Lubbock u. A., kurz

alle, die folkloristisch zu arbeiten verstehen. Ein des Buches würdiger Bericht müsste mindestens mehrere Druckbogen umfassen; denn soviel wichtige und ernste Fragen behandelt W. in den 24 Abschnitten über: Ursprung der Ehe; die menschliche Paarungsaison in der Urzeit; das Alter der Eheeinrichtungen; Kritik der Promiskuitätlehre; Ehe und Ehelosigkeit; Werbung und Verwandtes; Anziehungmittel; die Freiheit der Wahl; die geschlechtliche Zuchtwahl bei den Tieren; die bei den Menschen. Schönheittypen; das Aehnlichkeitgesetz; Verbote der Ehen zwischen Verwandten; Beeinflussung der geschlechtlichen Zuchtwahl durch Zuneigung, Sympathie und Berechnung; Raubehe und Kaufehe; Niedergang der Kaufehe und das Heiratgut; Hochzeitzeremonien und Vermählunggebräuche; Formen und Dauer der Ehe. — Manche Ausführung W.'s fordert Widerspruch heraus, doch möchte ich durch Ausstellungen, die gegenüber der Gesamtleistung wie Nörgelei erscheinen müssten, niemand ermüden; nur eines will ich hervorheben, dass mich seine Erklärung der Blutschandeverbote nicht befriedigt. Er führt sie nämlich auf die instinktive Scheu vor den üblen Folgen der Ehen zwischen Blutverwandten zurück. Es entging ihm hiebei, dass er einen sehr jungen Erklärungversuch als die Ursache eines Brauches hinstellt. Die von W. gemutmasste 'instinktive Scheu' ist nichts anderes, denn ein unter Zwangmassregeln gewonnenes Erziehungergebnis. Würden Eltern den geschlechtlichen Umgang unter ihren Kindern nicht mit allen Mitteln hintanhalten, so ginge die neue Generation noch vor erlangter Geschlechtreife an der Ausschweifung zu Grunde. Des Prinzipes wegen ist das Verbot zum gewohnheitrechtlichen Brauch geworden. In der Kaufehezeit haben Eltern vollends allen Grund, ihre Töchter nicht verbofeln zu lassen. Auch sind Verschwägerungen mit fremden Sippen zu allen Zeiten ein beliebtes Mittel zur Stärkung des Familieneinflusses gewesen. Die Annahme, dass Ehen unter den nächsten Blutverwandten Degenerirung zur Folge haben müssen, ist schon anderweitig ausreichend widerlegt worden. — Der Schlusssatz des Buches lautet: „Die Geschichte der menschlichen Ehe ist die Geschichte einer Verbindung, in welcher die Frauen allmählich den Sieg davongetragen haben über die Leidenschaften, die Vorurteile und die Selbstsucht der Männer." Auf Grund der von W. beigebrachten reichen Materialien sind wir ebenso berechtigt anstatt 'Frauen' — Männer und anstatt 'Männer' — Frauen zu sagen; denn die „Leidenschaften, Vorurteile und die Selbstsucht' der Frauen stammen aus einer und derselben Offizin, wie jene der Männer. Die beiden Geschlechter haben einander nichts vorzuwerfen.

Krauss.

Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. Zeitschrift für die Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder. Unter dem Protectorate **und der Mitwirkung Seiner Kais. und Königl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Josef** redigiert und herausgegeben von Prof. **Anton Herrmann.** Budapest 1893. III. B. 1—2 H. 60 S. gr. 8°. Geben wir uns keiner Selbsttäuschung hin, sondern gestehen wir es offen und unumwunden ein, dass Volkkunde noch gegenwärtig in Europa eine der unpopulärsten und am wenigsten beachteten Wissenschaften ist. Die Ursache ist leicht herauszufinden. Die Volkkunde hat bisher weder Würden, noch Auszeichnungen und Pfründen schon gar nicht zu verteilen. Sie ist trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Stoffe, die unmittelbar dem Leben entnommen sind, eine gar trockene Disziplin, zumal da ihr Vorwurf immer und immer nur das „Volk" ist, das noch vor wenigen Jahrzehnten den privilegirten Klassen gegenüber nur für eine Nulle angesehen wurde. Die Volkforscher sind sozusagen die Sozialdemokraten in der Wissenschaft. Sie sind die Neuerer, die Umstürzler, die Zweifler, die „dilettantischen" Vielwisser, die Verächter der schulmässigen „historischen Kritik", sie sind Naturwissenschaftler, die sich nicht entblöden, den Herrn der Schöpfung, den Menschen, so zu betrachten, wie man sonst nur die Tierwelt in ihrem Leben und Treiben beobachtet und beschreibt. Es klingt daher gleich einer wunderbaren Mähr, dass ein Mitglied unseres höchsten Herrscherhauses an unseren Bestrebungen innigsten Anteil nimmt, der mit landüblichem Protektorate nicht verwechselt werden darf. Seine K. und K. Hoheit, der Herr Erzherzog Josef ist, wenn einer sonst, ein echter Volkforscher und Spezialist auf dem Gebiete der Sprache und des Volktums der Zigeuner, die er nicht bloss zu erforschen, sondern auch sozial zu heben bemüht ist. Für die Pflege der Volkkunde im Ungarlande

ist Seiner Hoheit wissenschaftliche Richtung ein Glück zu nennen. Dass die Ethnolog. Mitteilungen unseres Freundes Prof. Herrmanns neu aufleben, ist auch nur der Huld Seiner Hoheit zu verdanken. Und diese Zeitschrift verdiente eine Weiterführung. Zu ihrer Empfehlung verfasste Se. Hoheit 'Mitteilungen über die in Alcsúth angesiedelten Zeltzigeuner', die in einfacher Zwanglosigkeit eine Reihe vortrefflicher Beobachtungen darbieten. An zweiter Stelle bespricht von Török, ein gewiegter Anthropolog, den palaeolithischen Fund aus Miskolcz und die Frage des diluvischen Menschen in Ungarn (eine bedeutsame Kritik bisheriger Methode); darauf folgen vom Mitredakteur Dr. von Wlislocki Beiträge zur Volkkunde der Siebenbürger Sachsen (recht reichhaltig und belehrend) und vom Referenten ein seltsames bulgarisches Guslarenlied aus Bosnien, das die Schlacht am Rabfluss behandelt. Zum Schluss vom Herausgeber ein lat. Dokument zur Geschichte der Zigeuner und Besprechungen von Wlislocki, Katona und Herrmann. Der Anfang ist vielverheissend. Jetzt, wo wir ungarische Folkloristen einen Führer haben, werden wir auf der betretenen Bahn beharrlich vorwärts schreiten. Krauss.

Nachruf.

Wie ich aus den Familiennachrichten des „Berliner Tageblatts“ ersehe, ist in der dritten Juni-Woche der Privatgelehrte **Robert Hein** im rüstigsten Mannesalter gestorben. Er hat für die Bibliographie und Textkritik der volkmässigen deutschen Kunstlyrik, der älteren Modelieder, der zeitweilig beliebten Gassenhauer viel getan, wenn auch nicht alle seine einschlägigen Nachforschungen in den Druck gelangten. Ich hatte für den gediegenen Fleiss dieses Mannes, der, ohne eigenen Herd, sein wohl entsagungvolles Dasein bloss jenen Lieblingstudien widmete, stets lebhafte Teilnahme empfunden, zumal ich seine Abhandlungen öfters mit Nutzen und Dank befragt habe. Eine persönliche Verbindung mit ihm anzuknüpfen, gelang mir nicht, weil ich trotz wiederholter Erkundigung nichts über ihn in Erfahrung bringen konnte, und da seine litterarischen Aeusserungen verstummt zu sein schienen — wenigstens kam mir seit Jahren nichts wieder zu Gesicht — so hielt ich den wackern Arbeiter schon längst für eine Beute von „Freund Hain“. Doch hat er also erst jetzt diese Welt verlassen, die ihm so wenig Anerkennung und Beachtung geschenkt hat, dass in keinem Schriftsteller-Kalender seine Adresse oder auch nur sein Name zu finden war. Gern würde ich einen würdigen Nekrolog unternehmen, aber es fehlt eben an allen Daten. Kann vielleicht Jemand über ihn Auskunft erteilen? Bald wird er ganz vergessen sein und nach seinem etwaigen wissenschaftlichen Nachlass wird dann kein Hahn krähen. Er war durchaus gediegen, auch im Kleinsten; man vergleiche z. B. Notizen, wie im neunten Bande des Schnorrischen „Archivs für Litteraturgeschichte“. In letzterer Zeitschrift stehen manche treffliche Mitteilungen von ihm, so auch XII (1884), 371—403 wertvolle Nachträge zu Hoffmanns von Fallersleben „Unsere volkstümlichen Lieder“, welches wichtige Verzeichnis Hein am besten hätte erneuern können; auch schon im „Archiv f. Litteraturgeschichte“ VI. (1877) 512—521 stehen Beiträge von ihm. L. Fränkel.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen."

IV. B. VII. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1893.

Zur Volkmedizin im Bergischen.

Von O. Schell.

Im Folgenden soll versucht werden, einen knappen Umriss der in hiesiger Gegend (namentlich in der Umgebung von Elberfeld) vom Volk geübten und meist althergebrachten Anwendungen von Heilmitteln zu geben. Wenn einzelne Wiederholungen, namentlich im ersten Abschnitt, vorkommen (man vergl. Ur-Quell III, S. 209 ff.), so war dies der Vollständigkeit wegen nicht zu umgehen.

Kleine Leiden heilt der Speichel nüchterner Personen. Menschliche Excremente ziehen Geschwüre auf und werden mit Erfolg gegen Brandwunden angewandt. Der warme Strumpf, eine Nacht um den Hals gelegt, hebt Erkältungen. Der eigene Urin heilt rauhe, gerissene Haut, wird aber auch als letztes, fast nie versagendes Mittel gegen Heiserkeit in Anwendung gebracht. Gegen Schlucksen hilft folgendes: Man biegt einen Daumen so stark als möglich und spannt den Mund möglichst weit über das Mittelglied. Butter und Brot kaut man und legt diese Masse auf Geschwüre, die schwärende Brust der Frauen etc., um deren Entwicklung zu beschleunigen. Geschwüre, Warzen, Ausschlag, Auswüchse, knorpelartige Verhärtungen (Ueberbein) verschwinden, wenn man sie über den Körper eines Toten streicht oder wenn man die Warzen insonderheit bei Grabgeläute an fliessendem Wasser wäscht (Ur-Quell II, 176). Ist das Zäpfchen geschwollen, so drückt mans mit einem Löffelstiel in die Höhe (vergl. Frischbier-Zauberspruch und Hexenbann, S. 64). Zieht man an drei bestimmten Haaren, welche gewissen Leuten bekannt sind, so wird ebenfalls dieses Uebel gehoben. Aber auch das Zapfenstreichen ist vom Erfolg (Ur-Quell III, 209 ff.). Gegen die Wutkrankheit wandte man sich ehemals

an Erbschmiede, die durch das ganze Land ein unbedingtes Vertrauen genossen. Sie reichen Mittel, über die ich noch keinen Aufschluss geben kann. Auch die St. Benedikt-Medaille wirkt heilkräftig durch den Segen des Papstes Benedikt und wird im Oberbergischen vielfach gebraucht zur Zerstörung des Giftes, zur Vertreibung der Pest, zur Wiederherstellung der Gesundheit für solche, die am Stein, am Seitenstechen, an der fallenden Sucht, am Blutfluss, an der Blutschwindsucht leiden, oder um gesegneten Frauen den göttlichen Beistand für die Stunde der Geburt zu vermitteln. Der fromme Gebrauch besagter Medaille bewirkt alle diese Wunder.

Speck, auf Geschwüre gelegt, bringt sie zum Aufziehen. Das bei der Käsebereitung ausgeschiedene Wasser (Kêstrôn) ist vorzüglich gegen Sommersprossen. Die Lunge des Fuchses wird getrocknet, pulverisiert und dann zur Bereitung von Thee verwandt, der als beste Hilfe gegen Schwindsucht betrachtet wird. Der bindfadenartig zusammengedrehte Darm einer Katze wird mehrmals um den Hals geschlungen und längere Zeit getragen, um Zahnschmerzen zu lindern. Eine rote Wegschnecke (Limax empiricorum) bindet man auf die Stelle eines Bruchs (namentlich des Leistenbruchs). Das wiederholt man täglich, bis die Schnecke sich nicht mehr auflöst; dann ist der Bruch geheilt. Auch füllt man eine Flasche mit lebendigen Regenwürmern, verschliesst sie gut und hängt sie mehrere Tage hinter den Ofen. Die Würmer lösen sich in eine schleimige Masse auf, welche als Salbe gegen Bruchschäden Anwendung findet. Einen leinenen Beutel füllt man mit roten Wegschnecken, streut Zucker auf sie und lässt den sich ausscheidenden Saft in ein untergestelltes Gefäss tröpfeln. Diesen wendet man ohne Zusatz gegen Husten und Heiserkeit an. Fuchs- und Dachsfett sind wirksam gegen das Wundsein der Kinder, gegen spröde Haut u. s. w. Kann eine Blutung gar nicht gestillt werden, so legt man mit bestem Erfolge Spinnwebe auf. Um die Gesichtrose zu beseitigen, fängt man einen Maulwurf, tötet ihn durch einen Schlag auf den Rüssel und fängt das entströmende Blut (angeblich nur drei Tropfen) auf einem weissleinenen Bande auf, welches dann von dem Leidenden um den Hals getragen wird, worauf die Rose weicht.

Birkensaft wird getrunken als Mittel gegen Rheumatismus. Reibt man dagegen damit die Kopfhaut ein, so wird dadurch der Haarschwund gehindert. Die ersten blühenden Kornähren nimmt man in den Mund und verschluckt den abgestreiften Blütenstaub als bestes Mittel gegen Fieber. Hat jemand das „Sodbrennen“, so nehme er eine ungrade Anzahl von Kaffeebohnen, welche er zwischen den Zähnen zerkleinert und schluckt, so wird das Uebel aufhören. Um den „Wurm im Finger“ zu vertreiben, nehme man eine ungrade Anzahl dicker Bohnen (Vicia faba L.), zerschneide und koche sie, bähe alsdann den leidenden Finger in der warmen Lösung. Macht man das Experiment mehrmals, ziemlich schnell hintereinander, so ist dem Uebel gewehrt. Die grünen Rüben von Spartium scoparium kocht man. In dieser

Flüssigkeit badet man, tunlichst heiss, die mit Frostbeulen bedeckten Körperteile. Eine Flechte (Parmelia parietina) sammelt man im Januar und Februar von der Nordseite alter Buchenstämme, um sie gegen Wassersucht zu verwenden. Der Tabaksaft aus dem Pfeifenabguss, an einen schmerzenden Zahn gebracht, macht sofort seine Wirkungen geltend. Um Zahnschmerzen zu vertreiben greifen namentlich die Frauen zur Pfeife. Aus neun verschiedenen Kräutern (wahrscheinlich dem alten Weihbund) bereitet man noch heute Thee, der von vorzüglicher Wirkung bei beginnender Schwindsucht und Erkältungen sein soll. Gegen Schlucksen isst man eine Kaffeebohne. Die Blätter von Tussilaga farfara bindet man so auf die Körperstellen, die mit Gicht behaftet sind, dass die hitzige Unterseite der Blätter nach aussen liegt. Die Früchte der Rosskastanie, stetig in der Tasche getragen, nehmen die Gichtschmerzen fort. Einzelne Teile des Sadebaumes (Juniferus sabina) wendet man an, um die Leibfrucht abzutreiben. Der Saft aus den Blättern des Hausbruchs (Sempervivum tectorum) ist bei Kindern das beste fieberstillende Mittel und darum fehlt diese Pflanze selten im Garten oder auf dem Stalle resp. Hause unsers Landmannes. Schabt man die Rinde eines Stockes vom Faulbaum (Rhamnus frangula) nach oben und benutzt das Geschabsel zur Bereitung von Thee, so wirkt er als Brechmittel. Schabt man dagegen nach unten, so erfolgt beim Gebrauch Durchfall und beiderseitiges Schaben bewirkt beides. Warme Bäder von Thymian (Thymus serpyllum) vermögen die aus einem Gliede des Körpers entwichene Kraft zurückzuführen. Namentlich wird dieses Mittel in Anwendung gebracht, wenn ein Knochenbruch erfolgte und die frühere Kraft und Geschmeidigkeit nicht zurückkehren will. Der aus Schafgarbenblättern (Achillea millefolium) gepresste Saft wird gegen langwierige Erkältungen der Atmungorgane, selbst gegen beginnende Schwindsucht, gebraucht. Der weisse Milchsaft der Wolfmilch ätzt den Magen fort. Um Ohrenschmerzen zu vertreiben, nimmt man eine Wurzel vom Wegerich (Plantago major), schabt sie von Schmutz und Fasern rein, spitzt sie zu und steckt sie ins Ohr. Um etwaigen Schäden beim sogen. Anwachsen der Kinder zu begegnen, streicht man ihnen abends vor dem Zubettgehen mit warmem Rüböl an der Brust.

Wasser, das man aus Märzenschnee gewinnt, ist ein vorzügliches Heilmittel gegen Augenübel und wird von der bergischen Landbevölkerung jahraus, jahrein sorgfältig aufbewahrt. Um Sommersprossen zu vertreiben wäscht man das Gesicht mit frischem Tau. Erfrorne Füsse kuriert man dadurch, dass man barfuss durch den Schnee läuft, bis die Füsse warm geworden sind. Um Nasenblutungen zu stillen, drückt man ein Geldstück fest auf die Stirne oder zieht mit Essig vermischtes Wasser in die Nasenhöhle auf. Auf Beulen drückt man ein breites Messer, um ihr Abschwellen herbeizuführen. Ein Löffel Essig mit einer guten Dosis Salz versetzt, stillt, einige Zeit im Munde gehalten, den Zahnschmerz. Einer Kur gegen die Gesichtrose muss auch hier noch gedacht werden. Man nimmt eine halbe Flasche Rot-

wein, vermischt ihn mit einer Quantität (für 10 Pf.) gemahlenen Rotstein, vergräbt die Flasche 24 Stunden und nimmt den Trank als Medizin.

Um die Gesichtrose zu vertreiben, nimmt man einen kleinen Strang roter Shapseide, schneidet sie in kleine Stückchen und wirft sie in eine Tasse sehr starken Kaffee. Hat man diesen Trank zu sich genommen, so schwindet die Rose in kurzer Zeit. Verschiedene glaubwürdige Leute versicherten aufs teuerste, dass das Mittel probat sei. Eine Art und Weise, Zahnschmerzen zu beseitigen, wurde im Urquell II, 27 angegeben. Der bösartige Grindkopf (hier zu Lande „de büase Plack“ genannt) wird beseitigt, indem man ein Pechpflaster über den ganzen Kopf legt, den Betreffenden auf einen Stuhl treten lässt, das Pflaster mittels einer starken Schnur an der Decke befestigt und der Kranke vom Stuhl herabspringt (vergl. Ur-Quell I, 136). Um die Leibfrucht abzutreiben, nehmen Frauen und Mädchen ein Brötchen, bestreichen es mit einer Portion Schmierseife (schwarze oder grüne Seife) und essen es. Die Anwendung dieses Mittels gilt aber dem Volk als eine der entehrendsten Handlungen.

Besprechungformeln: 1. Gegen Blutungen: Blut, du sollst nicht grillen, Blut, du sollst nicht schwillen, Blut, du sollst nicht beissen, Auch nicht herausreissen. Im Namen Gottes etc. (Handschriftlich auf einem alten Zettel in m. Besitz). 2. Gegen den Brand: Ich blase den Brand Tief in den Sand, Den Brand, der sticht, Wie Jesus am Kreuz gestochen ist. Dann wurde ein Kreuz über die Brandstelle gemacht und der übliche Schluss gesprochen: Im Namen G. etc. (Mündliche Mitteilung.) 3. Gegen den Brand: Weich aus dem Brand und ja nicht ein, Sei's kalt oder warm, so lass das Brennen sein. Alle Gliederlein Sollen vor kaltem und warmem Brande unverletzet sein. Dann wurde ein Kreuz geschlagen und der gewöhnliche Schluss gesprochen. (Mündl. Mitteilung.) 4. Gegen den Brand: Weich aus, Brand, und gar nicht ein, So lass das Brennen sein. Gott behüte dir dein Fleisch und Bein, Alle Aederlein; sie sollen vor kalt' und warmem Brande unverletzlich sein. Im Namen etc. (Mündl. Mitteil.)

Entfernte Verwandtschaft.

Von A. Treichel.

Statt aller Vorrede erinnere ich für diese sprachliche Parallele an die homöopathischen Dosen.

1. Die Verwandschaft ist mit Erbsen durchzuzählen, — auszuzählen (weil zu schwierig und weitläufig).
2. Verwandt durch drei (zehn) Scheffel (Erbsen-) Aussaat (weil diese weit von einander kullern).
3. Verwandt, wie Knoblauch und Zwiebel.
4. Verwandt, wie Pastinak und Petersilie.
5. Die zehnte Suppe vom Pastinak. (Samland. Fr. R. A. I., 3684.)

6. Das zehnte Wasser vom Kisseel. (Littauen. Fr. R. A. II. 3980.) Kisseel ist ein säuerlicher, gallertartiger Hafermehlbrei, der mehrmals abgewässert wird. Vgl. Bock, Wirthsch. Naturgesch. I. 263. und Lepner, Preuscher Littauer 82. — Schleicher, Lit. Märchen S. 185. hat: das neunte Wasser. Nach Aug. Kuntze (Bilder aus dem Preuss. Litt. Rostock, 1884. S. 24.) wird der Kissêl (us) auf folgende Art bereitet. Man nimmt Hafermehl, giesst warmes Wasser darauf und mengt etwas Sauerteig hinein. Ist die Masse gegohren, so wird sie durch ein Sieb gegossen und zu einem Brei gekocht. Dieser wird von den Littauern warm und kalt, mit und ohne Milch gegessen. Auf die Masse, woraus der Kissêl bereitet, wird nochmals Wasser gegossen und durchgeseiht, und in diesem Wasser wird nochmals Grütze gekocht. Daher entstand das Sprichwort: Dewint's Wandů nů Kissêlus, das neunte Wasser vom Kissêl, für eine weithergesuchte Freundschaft.

7. Die neunte Kachel vom Ofen. (Fr. R. A. II. 1361.)

8. Aus der hundertsten Tasche. (Fr. R. A. II. 2813.)

9. Wie aus sieben Schüsseln der zusammengekratzte Rest von Adam und Eva.

10. Verwandt von Adam's Zeiten her.

11. Sie sind verwandt, wie der Wahlendorfer Berg mit dem Mehlkower. Also gar nicht. Beide Berge können sich sehen. Wahlendorf und Mehlkow sind Dörfer im westpr. Kreise Carthaus.

12. Po łysym byku po pstry krowie. Nach dem blissenen Bullen von der bunten Kuh.

13. Po pstrym wole i łysej kobyle. Vom bunten Ochsen und der blässenen Stute. Strasburg i. Wpr. Zu beachten ist die Zusammenstellung des entmannten Bullen (Ochs) mit der Stute, als einer ganz anderen Tiergattung.

14. Die siebente Auskratze und die neunte Bäcke. (Tuchel.) Wenn der Bäcker nach dem ersten Backen den in der Mulde verbliebenen Teig immer von neuem auskratzt und davon wieder ein Gebäck herstellt, so werden die vom Volke oben gewählten Verhältniszahlen wohl richtig und der Güte des gewonnenen Gebäcks gleichartig sein.

15. Er will mit mir verwandt werden (will anpumpen).

Der Tadel des Zuvielredens in Sprichwort und Volkanschauung.

Eine Umfrage von Dr. Fränkel.

VII. 1) Aus Wilhelm Körtes umfänglicher, aber eben nicht kritischer Sammlung „Die Sprichwörter und die sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen (2. Aufl.) gehören folgende, S. 371 f. verzeichnete Nummern hierher: Kurze Rede, gute Rede. — Rede wenig, höre viel. (Der Italiener: Odi, vedi e tace, Se voi vivre in pace; der

Franzose: Une bouche et deux oreilles). — Wenig Reden und mit Bedacht hat manchem Nutz und Ehr gebracht. — Wer viel redet, lügt viel (Ebenso italienisch und französisch). — Rede wenig, rede wahr, Zehre wenig, zahle bar. — Wer wenig redet, hat nicht viel zu verantworten. — Es ist schlimm bei denen reden, die einen können zu Tode reden. — Een kann snaken un söven könnt singen (Holstein). — Wenig reden altert die Frauen. — Reden kommt von Natur, schweigen vom Verstande (Der Neugrieche [?]: Reden ist Silber, schweigen ist Gold). Reden, dass die Schöffen den Galgen regen. Seine Rede hängt aneinander, wie 'ne Kette von Kuhdreck.

Stuttgart. Ludwig Fränkel.

VIII. 2) In dem bekannten 65. Kapitel des ältesten (1587) sogenannten Spiesischen „Volksbuch vom Doktor Faust", 'wie der böse Geist dem betrübten Fausto mit seltzamen spöttischen Schertzreden und Sprichwörtern zusetzt', findet sich unter den 'Reimen' am Eingange auch 'Drumb schweig, leyd, meyd vnd vertrag, Dein Vnglück keinem Mensch klag'. In meiner ausführlichen Untersuchung der Quellen dieses Sprichwörterhaufens, Vrtljhrschr. f. Literaturgesch. IV, habe ich S. 379 f. nachgewiesen, dass diese Anmahnung zum Wenigreden im 16. und 17. Jahrhundert volktümlich war, und es auch belegt (vgl. besonders J. W. Zinkgraf, Apophthegmata [1628], S. 249 f.).

Stuttgart. Ludwig Fränkel.

IX. 3) In dem Büchlein „So spricht das Volk. Volkstümliche Redensarten. Gesammelt von Franz Sandvoss (schreibt meist als 'Xanthippus'). Berlin 1860" finde ich als einschlägig nur S. 46 Nr. 914 und 915: „Du kannst reden bis du schwarz wirst" und „reden wie ein Uhrwerk", ausserdem etwa noch als Parallele zum ersteren S. 40 Nr. 770: „Du kannst reden bis dir der Mund hinten steht."

Stuttgart. Ludwig Fränkel.

X. 4) Als eine Art Illustration zum Lobe des Wenigredens, gekrönt durch ein „Facta demonstrant", wird gewöhnlich Ludwig Uhlands volkmässige Rhapsodie „König Karls Meerfahrt" angesehen. Bekanntlich wird daselbst, nachdem alle mitfahrenden Helden angesichts des gewaltigen Sturms ihre letzten Wünsche vorgetragen haben, in der letzten Strophe gesagt:

Der König Karl am Steuer sass,
Der hat kein Wort gesprochen:
Er lenkt das Schiff mit festem Mass,
Bis sich der Sturm gebrochen.

Vgl. meine Bemerkungen dazu im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen" 80, 61, sowie meine eben erschienene Ausgabe von Uhlands Werken (Leipzig, Bibliographisches Institut) I S. 235 u. 508.

Stuttgart. Ludwig Fränkel.

Volkglauben der Wotjaken.

Von Dr. Bernhard Munkácsi.

141. Ueber dein Thor die Sense hängend, können feindliche Geister zu dir nicht kommen.

142. Auf deinen Kopf leg kein Reutersieb: du wächst nicht.

143. Wenn du schläfst, leg unter deinen Kopf eine Sense: feindliche Mächte können dann nicht zu dir kommen.

144. Hundejungen gib von einer Axt zu fressen (d. h. leg das Essen ihnen auf eine Axt); sie werden wild wie die Axt.

145. Wenn dir dein Bier (Verfertigen) misslingt, (trifft dich) Unheil.

146. Wenn du Jemanden mit einem dürren Span schlägst: vertrocknet jener Mensch wie der Span.

147. Die von der Spitze der Holzfackel herabgefallene Kohle zertritt nicht: dein Roggen bekommt (sonst) den Brand.

148. Nach dem Ausfliegen der Starjungen verstopf dein Starbrutkästchen mit irgend etwas; tust du nicht also, (so) zieht Šajtan hinein (und) Inmar zerschlägt (mit Blitz) dein Starhäuschen.

149. Die Schale des von dir verzehrten Eies zerschlag; — zerschlägst du sie nicht, zieht Šajtan ein, dann legt deine Henne bald nicht mehr.

150. Wenn du Jemanden zu dir wartest: frag (unverhofft, plötzlich, damit es sich überrascht) ein kleines Kind: „In deinem Auge? in deinem Ohre?“ Antwortet er: „In meinem Auge!“ so wird der erwartete Mensch zu dir kommen; sagt er aber: „In meinem Ohre!“ so kommt er nicht.

151. Wenn dir ein Mensch einen Becher Getränk überreicht: lass ihn es zuerst kosten; dann den Tisch berührend (mit dem Becher), trinke.

152. Wenn du Jemanden von irgend etwas überzeugen willst (und) Inmar erwähnst, (schwörend); du mögest von scharfer Messerspitze Brot essen: so sei die Sache wahr; wenn sie nicht wahr ist, erschlägt dich (mit Blitz) Inmar.

153. Wenn die Kohle knistert, während du den Ofen heizest, (so) kommt Jemand zu dir (auf Besuch).

154. Wenn Pferdehaare oder Weiberhaare lange im Wasser liegen, werden daraus fussanhaftende Blutegel,

155. In der mittleren Talschlucht der Bewohner von Saberdi lebt ein wundertätiger Geist. Zwischen Kučo und Vuž-žumja ist ein Hain, in dem Tale wohnen furchtbare Geister. (Nr. 1—155 stammt aus dem Gebiete oes Otsch-Flusses.)

156. Wenn du (fliessendes) Wasser klein nennend, unrein nennend, seicht nennend, es (dadurch) beschimpfst: packt dich der Vukuzo (Wasserherr), (und) dein Leib bekommt Grinde und Geschwüre, oder dein Auge erblindet.

157. Wenn du den **Lud** (Erdgott) beschimpfst oder seinen (heiligen) Baum fällst: lähmt er die Hände, Füsse, oder blendet deine Augen.

158. Wenn du aufs Flussufer pisst oder sch...., packt dich **Vukuzo** (Wasserherr), (und) du bekommst am Hinteren den Grind oder Geschwüre.

159. Wenn du auf die Schlafstätte der Hühner pissest, sch...., bekommst die Abendblindheit (eine Augenkrankheit, infolge der Betreffende abends für längere Zeit die Sehkraft verliert; ungarisch heisst sie: farkas-sötétség = Wolfdunkel).

160. Wenn du Dienstag säest, pflügst, (so) wird das Jahr ohne Regen sein, wenn am Freitag (du dies tust), wird das Getreide nicht gedeihen.

161. Wenn auf deinem Leibe Haare wachsen: wirst du glücklich werden.

162. Wenn dem Weibe im Antlitz eine haarige Warze wächst, wird es glücklich werden.

163. Wenn du wohin immer gehend, einem zornigen Menschen begegnest, wird dein Weg erfolglos sein.

164. In der Nacht des Kušuy-Tages (in der Woche vor Ostern) gehen Hexen herum; dann soll man auf die Thürschwelle eine Axt legen, aufs Fensterbrett ein Messer oder ein Eisenstück; „über das Eisen können Hexen nicht hinüber," sagt man dabei.

165. Am Tag der Totenopfer (s. Nr. 81) kehren die Seelen der Verstorbenen heim.

166. Wenn von oben ein Stern herabfällt, sagt man: „Jemand ist gestorben."

167. Wenn am Himmel ein Komet erscheint, sagt man: „Krieg oder Weltuntergang wird sein!"

168. Wenn in die Stube ein Schmetterling hereinfliegt, (sagt man) dies ist die Seele eines verstorbenen Menschen.

169. Des Menschen Seele geht nach dem Tode, ohne dass sie ins Grab hinabsteige, vierzig Tage lang auf Erden an den im Leben begangenen Orten herum.

170. Nach dem Tode entsteht über dem Grabe einer Hexe auf der Kopfseite eine Vertiefung.

171. Wenn du Wildgänse bei ihrer Ankunft aus warmen Gegenden seitwärts erblickst, wird die Seite dir schmerzen; wenn du sie von rückwärts erblickst, wird der Rücken dir weh tun; wenn du sie von vorne erblickst, wird der Bauch dir schmerzen.

172. Hörst du im Frühjahr den ersten Donner von Westen her, (so) wird das Jahr gut sein; hörst du ihn von anderer Seite her, wird es nicht gut sein.

173. Wenn du im Traume weinst, wirst du dich freuen.

174. Wenn du im Traume Silbergeld siehst: wird Weinen, wenn Kupfergeld, wird Freude (dir bevorstehen).

175. Wenn du im Traume eines Menschen Geburt siehst: wird in deiner Stube ein Toter sein; hast du einen Toten gesehen: (so) ist dies gut. (Nr. 156—157 stammt aus dem mamadiš-er Gebiet der Wotjaken her.) —

Vergrabene Schätze.

Eine Umfrage von K. E. Haase. Beiträge von Popp und Fränkel.

XIV. Etwa eine starke Meile von dem Städtchen Horn südwestlich liegt am Kampflusse die Burgruine Schauenstein. Einige Gewölbe, obwohl ganz dachlos, sind noch ziemlich erhalten, die anderen Teile dieser einstigen Burg aber mit Ausnahme des dachlosen massiven Turmes verfallen. Vor Zeiten fielen dem Besucher beim Eintritt in die Gewölbe aufgewühlter Schutt und oft tief aufgegrabene Erdlöcher auf.

Ueber dieses Vorkommniss waren zweierlei Ursachen vorhanden. Einesteils wurde in diesen Räumen gegraben, weil der Sage nach unterirdisch ein riesig grosser Weinkeller sich befinden sollte, dessen Eingang verschüttet und verfallen ist, und die Dunstlöcher wurden der Sage nach öfter zufällig von Besuchenden am Abhang des Berges aufgefunden. Als sie jedoch sich behufs Herbeiholung von Werkzeugen zur Ausgrabung fortbegaben, fanden sie bei der Rückkehr mit Werkzeugen keine Spur einer Oeffnung mehr. Andernteils grub man nach Schätzen, die sich angeblich in der Ruine finden müssten. Letztere Meinung wurde durch folgendes Vorkommniss unterstützt: Zwei Knaben des in unmittelbarer Nähe liegenden Maierhofes weideten neben der Ruine die Schafe ihres Vaters. Wie nun die Herde ruhig auf der Haide und im Laubgebüsche weidete, dachten die Knaben daran, sich auf ihre Weise zu unterhalten und kamen auf den Einfall, in der alten Ruine Versteckens zu spielen. Gesagt, getan. Der erste der Knaben, der sich in der Ruine versteckte, kam im Umherlaufen in ein Gewölbe, das ihm ganz unbekannt erschien. Wie er sich genauer umsah, erblickte er in einem Winkel einen Greis mit langem, weissen Bart; der Greis sass ruhig auf einer grossen Bottich voll Goldmünzen und schien zu schlafen. Der Knabe erschrak gewaltig und floh eilends aus dem Gewölbe. Nach einigem Hin- und Herlaufen kam er zu seinem Bruder, der ihn suchte. Der erstere teilte ihm sein Begebnis mit und die zwei Knaben wollten vereinigt nun das benannte Gewölbe aufsuchen, jedoch vergebens, sie fanden weder das Gemach noch den Greis, soviel sie auch die Ruine durchsuchten.

Als später diese Knaben Männer geworden und der eine dann Gastwirt in Horn war, erzählte er oft von diesem Erlebnisse.

Die Sage war verbreitet, dass der Teufel in der Ruine Schauenstein hause und dort Geld in Gold- und Silbermünzen an der Sonne bleiche. Anlass zu diesem Gerücht gab folgendes Ereignis:

Im Dorfe Grünberg, unweit des Wildberger Waldes, klopfte bei einem Bauern, Namens Lösch, nachts 12 Uhr Jemand an das Fenster, um es zu öffnen. Der Bauer erwachte und öffnete das Fenster. Da stand draussen ein schwarzer Mann, der fragte, ob er ihm nicht vorspannen möchte, und wies mit der Hand auf die Strasse, wo ein schwarzer Wagen mit zwei Pferden bespannt sich zeigte. Der schwarze Mann bot dem Bauern ein Vorspanngeld von zwei Silbertalern an, wenn er ihm über den Berg nach Neukirchen zu forthelfen wollte. Der Bauer einverstanden, holte seine Pferde aus dem Stall und spannte sie vor den schwarzen Wagen. Der Fremde stieg auf den Wagen, schrie ein näselndes „Hüh" und fort gings, dass die Funken stoben. Dem Bauer wurde allmählig ziemlich umheimlich zu Mute, bis der bestimmte Berg erreicht war, allwo er seine Pferde ausspannte, seinen Fuhrlohn in Empfang nahm und noch überdies ein Trinkgeld, eine ziemlich grosse Kohle von dem unheimlichen Manne erhielt, der wie mit Sturmwindflügeln mit seinem Gespann davonraste.

Wie der Bauer mit seinen Pferden eine Weile dahinging, dachte er sich, zu was soll denn dies Stück Kohle dienen, brach ein Stückchen ab, steckte es in die Westentasche, und das übrige Stück warf er in ein nebenstehendes Gebüsch. Des andern Tages fand er zu seiner Ueberraschung in der Westentasche ein Goldstück. Wie das erste Erstaunen vorüber war, hatte er nichts eiligeres zu thun, als zu dem Gebüsch zu eilen, wo er die Kohle hingeworfen hatte; doch weder Kohle noch Gold konnte er finden.

Einige Zeit darauf ging die Sage, der Teufel habe in der Ruine Schauenstein Gold- und Silbermünzen an den Mauern und auf der Haide ausgelegt, dass es weithin von dessen Glanz an der Sonne zu besonderen Zeiten schimmerte.

Da ging eines schönen Morgens die Schäferin des nächstliegenden Hofes an der Ruine vorbei, um sich in dessen Nähe ein Futter für ihre Ziegen zu grasen. Da, wo sie so auf der Haide geht, erglänzt mit einemmal die Haide und die Schlossmauern von eitel Silber. Das Weib, zwar höchst erstaunt, wird von der Habsucht erfasst nach dem schimmernden Golde, jedoch wagt sie es nicht, mit der Hand zu greifen, sondern erfasst die Sichel und wirft sie in die glänzende Haide hinein. Auf diese Tat entstand ein augenblickliches Getöse und Geräusch, und die silberne Haide war verschwunden. Doch wie die Schäferin darauf ihre Sichel holen wollte, sieht sie auf dem Erdboden mehrere Silberstücke liegen, welche die Sichel beim Wurf auf den Boden berührte und dann liegen bleiben mussten. Das Weib sammelt die Geldstücke, eine ganze Handvoll. Als sie jedoch nach der weiter entfernt liegenden Sichel greifen wollte, kam ihr der Böse in Gestalt eines grossen schwarzen Mannes mit der Sichel in der Hand entgegen. Wie sie dieses ersieht, dreht sie sich geschwind um, um zu entfliehen. Da hörte sie rufen: „Schafbraut, nimm dein Rankerl, da hast dir dein Rankerl, geh, hol dirs!" Doch das Weib floh entsetzt mit ihrem gefundenen Silbergelde nach Hause, die Sichel zurücklassend, welche man später an dem Gipfel eines hohen Baumes

schweben sah, wohin sie der Böse im Zorn wahrscheinlich schleuderte. Auf das Gerede dieser Begebenheit hin mit der Schäferin, welche einen Fund von einigen zwanzig Thalerstücken machte, wurde bei vielen Leuten der Wunsch rege, auch zu ähnlichem Glück zu gelangen; daher ging es wieder an, in der Ruine Schauenstein nach Schätzen zu forschen und zu graben, wozu auch mitunter die nächtliche Weile benutzt wurde. Der Schutt des alten Schlosses wurde wieder vielfach durchwühlt. Ein dem Verfasser noch persönlich bekannter Mann ging sogar in der Christnacht während der Mette in die Burgruine, weil der Glaube verbreitet war, dass sich während der Mette alle Schätze der Erde öffnen und auftun sollen; natürlich ohne jeden Erfolg kehrte er wieder ziemlich scheu nach Hause zurück. Mehrere Personen wollten die Luftlöcher der verborgenen Kellerräume gesehen haben, liessen kleine Steine durch die Oeffnung in den Keller fallen und hörten den hohlen Ton der unten liegenden Fässer deutlich erklingen. Ein Mann wollte sich die Oeffnung genau merken, steckte einen Ast in sie und ging eilends um Werkzeuge zur Erweiterung des Loches nach dem nahen Maierhofe, wo er ganz scheu und bebend ankam. Mit Werkzeugen versehen, gingen mehrere Personen hin, um den lang verschlossenen Keller zu öffnen, doch keine Spur einer Oeffnung war trotz langen Suchens zu finden.

Nach mehreren solchen Vorfällen war es kein Wunder, wenn es dem Bösen an diesem Orte nicht mehr behagte, in dem Tag und Nacht keine Ruhe war und den Schätzen so arg nachgestellt wurde, dass er alldort nicht länger bleiben konnte, sondern sich aufmachte, für seine Schätze eine andere Unterkunft zu suchen. Es war am Christabend des Jahres 1802, als von dem in der Nähe der Ruine Schauenstein liegenden Dorfe Krug mehrere Männer, darunter auch mein Grossvater mütterlicherseits, sich in die Pfarrkirche nach Altpölla begeben wollten, und es mochte ungefähr 9 Uhr abends sein; indem sich die Leute etwas früher auf den Weg machten, um noch eher in dem dort befindlichen Wirtshause sich zu stärken.

Als die Männer nun ausserhalb des Dorfes waren, wo der Fusssteig in den nahen Wald einmündet, hörten sie von der Richtung der alten Burgruine her ein Fuhrwerk über den von dort ziemlich schlechten Weg herankommen. Die Männer waren erstaunt und neugierig, wer denn doch in einer solchen Nacht hier daher komme. Sie warteten neben dem Fahrweg mit einer Laterne, bis das Fuhrwerk herankam, und sahen einen mit vier schwarzen Pferden bespannten und ganz bedeckten Wagen. Der Fuhrmann, ganz schwarz aussehend, sass auf dem Wagen vorn und war bemüht, mit dem schwerbeladenen Wagen vorwärts zu kommen. Da fasste sich einer der Beherzteren einen Mut und rief den vorbeifahrenden unheimlichen Fuhrmann an: „He! wie weit denn noch heut?“ „In Nixenhof!“ erwiderte der schwarze Fuhrmann durch die Nase (der Nixenhof ist eine Abdeckerei, von dort etwa eine Viertelstunde entfernt), und die Pferde antreibend mit dem Rufe: Hott, Hott! ging es in schweren Trab davon.

Das, was diesen Männern besonders auffiel, war, dass sie beim

Vorüberfahren des Fuhrwerkes beim Laternenschein sahen, dass der Fuhrmann einen Pferdefuss hatte.

Diese Männer erzählten nun diese Mähr allenthalben und der Erfolg war, dass man seither wenig mehr von Schätzegraben u. s. w. in der Ruine Schauenstein hörte, denn es hiess allgemein, der Teufel ist mit dem Gelde fort!

All dies wurde mir von meinem gottseligen Vater Johann Popp, der im Jahre 1792 geboren war, nebst noch vielen anderen Sagen öfter erzählt.

Röhrenbach, Niederösterreich. Karl Popp.

XV. Es sei nur im Vorbeigehen daran erinnert, dass dieser seltsame Volkglauben ebenso, wie er bei den meisten Völkern tief in die Gemeinanschauung sich einwurzelte, auch überall von den Rationalisten, namentlich denen in der Litteratur Spottes halber aufgegriffen ward. Eignet er sich doch in der Tat zur Anknüpfung wirksamer komischer Effekte, wie eine ganze Reihe von Lustspielen und Schwänken von des alten Römers Plautus „Aulularia“ bis zu Molières genialer Komödie „L'Avare“ belegen. Gerade hierdurch wird ein starker Beweis für das Internationale dieses Glaubens erbracht; noch stichhaltiger freilich ist in dieser Hinsicht das gemeinsame Vorkommen in den verschiedenartigsten Volkmärchen und Volksagen, namentlich bei den germanischen Stämmen. Eine solche Ueberlieferung lebt auch im Ahrthal in der preussischen Rheinprovinz fort, und der jüngst am 1. Mai verstorbene treffliche Sagenkenner und Poet Alexander Kaufmann hat sie als „Der Pflug von Neuenahr“ gar artig in Verse gebracht. Das Gedicht, 24 Zeilen umfassend, steht in Kaufmanns „Gedichten“ (Düsseldorf 1853) S. 52 als zweite Nummer der „Lieder und Sagen aus dem Ahrthal“ und beginnt:

Zu Neuenahr am Brunnen kennt ihr den goldnen Pflug?
Wer den zu heben wüsste, dem glänzte Gold genug,
Viel mehr, als er bedürfte! — Einst stieg ein Bauersmann,
Zum Schaufeln ausgerüstet, den Neuenahr hinan.

Stuttgart. Ludwig Fränkel.

Fischerlieder aus Gothmund bei Lübeck.

Von Colmar Schumann.

1.

Es reist ein jung Fischer aus Ungarland heraus.
Er kam wohl vor des Edelmanns Haus;
Wohl vor das Haus, wohl vor die Tür,
Da stand eine schöne, schöne Dame dafür.

Er sprach sie wohl an um eine kleine Gab'.
Sie sagt: Es ist verschlossen ja alles was ich hab';
Ist dir gedient mit meinem Leib,
Ich bin ein zartes junges Edelmannsweib.

Dem jungen Fischer gefiel die Rede gar wohl,
Er warf sein Ränzel wohl auf den Stuhl,
Wohl auf den Stuhl, wohl auf die Bank,
Dem jung Fischer dem wurde die Zeit so lang.

Sie zog ihm wohl an ein Hemdlein schneeweiss,
Er sollte bei ihr schlafen mit allem allem Fleiss,
Er sollte bei ihr schlafen die liebe lange Nacht,
Bis dass der helle Morgen anbrach.

Steh auf, du junger Fischer, steh auf, es ist schon Zeit,
Die Vögelein die singen auf der grünen, grünen Haid.
Lass sie singen hin und lass sie singen her,
Bei so einer schönen Dame da schlaf ich nimmermehr.

„Ach Frau, was hast du denn dem jungen Fischer gegeben?
Er wünschte mir ja das ewige Leben."
Ich habe ihm gegeben von diesem und von das,
Denn meine Jungfernschaft die liegt im Gras.

2.

Es wollt ein jung Fischer zum Wandern gehn,
Zum Wandern wollt' er gehn.
Was begegnet ihm auf der Haide?
Ein Mädchen im weissen Kleide,
Von Jahren, von Jahren,
Von Jahren war sie noch so jung.

Er sprach sie wohl um die Freite an,
Wohl um die Freite an.
Sie sprach: Ja von Herzen so gerne
Sollst Du mein Feinsliebchen ja werden.
Komm des Abends, komm des Abends,
Komm des Abends, wenn es dunkel ist.

Der jung Fischer der war ja so dumme nicht,
Verstand die Rede gar wohl.
Auf den Abend kam er gegangen
Mit seinem blauen Mantel umhangen.
Er klopfet, er klopfet,
Er klopfet wohl an die Tür.

„Wer ist es, der da klopfen tut?
Der lasse sein Klopfen wohl sein?"
„Es ist der jung Fischersohne
Mit seiner vergüldeten Krone.
Steh auf, Lieb, steh auf, Lieb,
Steh auf, Lieb, und lass mich ein!"

Sie liess ihn wohl in ihr Schlafkämmerlein.
Wohl in ihr Schlafkämmerlein ein.

Sie spielten alle Beide so schöne.
Unterdessen erwachte die Mutter:
„Ach Tochter, ach Tochter,
Ach Tochter, warum weckest Du mich?"

„Ach Mutter, dass ich Dich aufwecken tu,
Das tat ja mein Unverstand.
Die Decke ist mir ja entfallen,
Ich kann sie nicht wieder erlangen.
Ach Mutter, ach Mutter,
Ach Mutter, schlaf sie doch nur ein."

„Es ist ja allein die Decke nicht,
Die Dir entfallen ist.
Du hast ihn wohl eingelassen,
Den jungen Fischer von der Landstrasse;
Dein Liebster, Dein Liebster,
Dein Liebster soll er wohl sein?"

Dass ich ihn wohl eingelassen hab',
Das wäre der Wille ja mein.
Ich muss es ja öfter entgelten
Mit Fluchen und mit Schelten.
Ich armes, ich armes,
Ich armes junges Mägdelein.

Wenn die andern Dirnen tanzen,
Mit ihrem Violenkranze,
So schlaf ich, so schlaf ich,
So schlaf ich beim jungen Fischersohn."

3.

Wenn wir es recht betrachten
Mit Lust und mit Freud,
Wir jungen Fischergesellen
Wohl auf der grünen Heid,
Mit Kummer und mit Sorgen
Ist alles vorbei,
Wir haben keine Weiber,
Wir sind ja noch frei.

Ein jung Fischergesell
Muss früh aufstehn,
Um zweie oder dreie
An die Arbeit zu gehn.
Dann stehn wir in unserm Kahn
Und rudern so geschwind,
Dass unser Kahn muss laufen
Durch Sturm und durch Wind.

Und gehen die Wellen
So sehr daher
Dann fahren wir vergnügt
Auf dem Wasser daher.
Dann sein wir ganz vergnügt
Und machen uns nichts daraus
Und werfen unsere Netze
Aufs neue wieder aus.

Und halten unsere Netze
Gleich etwas schwer,
So tanzen doch die Fische
Mit Freuden daher.
Da sein wir ganz vergnügt
Und machen uns nichts daraus
Und ziehen sie am Ufer
Gleich wieder heraus.

Und wenn unsere Zeit
Dann gekommen ist,
Dass wir nun haben
Die ganze Nacht gefischt,
Dann sind wir ganz vergnügt
Und machen uns nichts daraus,
Wir spannen unsere Segel
Und fahren nach Haus.

Und wenn wir einen Tag
Zu Hause sind,
Dass wir nicht können arbeiten
Bei Sturm und bei Wind.

Dann stehen wir und stricken
Unsere Netze ganz fein
Und spielen mit einem
Schwarzbraunen Mägdelein.

Nun Vivat, nun Vivat!
Es bleibet dabei,
Wir haben keine Weiber,
Wir sind ja noch frei.
Ein jung Fischergesell
Kann reisen in der Welt
— — — — — — — — — — — —
Er braucht gar kein Geld.

4.

Ein armer Fischer bin ich zwar,
Verdiene mein Brot stets in Gefahr,
Doch leb' ich frei, von Sorgen frei
Und liebe mein Weiblein süss und treu.
Juchhe, juchhe,
Und liebe mein Weiblein süss und treu.

Sie hat ein schönes Augenpaar,
Und einen Busen schneeweiss und klar,
Und einen rosigen Purpurmund
Und einen Busen schneeweiss und rund.
Juchhe, juchhe u. s. w.

Und wenn mein Weiblein im Kahne ruht,
Dann fischt es sich noch mal so gut.
Da drängts ins Netze gross und klein,
Die wollen alle gefangen sein.
Juchhe, juchhe u. s. w.

Juchhe, wie fischt sichs da so schön,
Ich möchte vor Freuden wohl untergehn!
Ein kleiner Zug aus meinem Weiblein ihrm See
Ist Netz und Angel wert, juchhe!
Juchhe, juchhe u. s. w.

Juchhe, juchhe, der Zug ist vollbracht,
Ich liebe mein Weiblein die ganze Nacht.
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Diese vier Lieder, die ich, wie die im Urquell 1890 S. 68 und 69 abgedruckten Sagen, von dem früheren Aeltermann Steffens gehört habe, schienen mir der Aufzeichnung und Veröffentlichung wert. Sie geben auch Kunde, wie so manches Alte noch im Volke lebt, ohne je weiter bekannt geworden zu sein. Sie beruhen unstreitig auf langjähriger Ueberlieferung und enthalten mehr oder weniger volkmässige und poetische Gedanken, zum Teil Anklänge an bekanntere Lieder. Jedenfalls rühren sie, wenigstens in der vorliegenden Form, von Fischern her, und zwar aus hochdeutschem Sprachgebiete. Die einzelnen niederdeutschen Ausdrücke des Vortragenden (z. B. Lebent statt Leben, Segels statt Segel) kommen auf die rein mündliche Ueberlieferung, die auch die verschiedenen Lesarten und Lücken verschuldet. Hierüber bemerke ich folgendes:

1, 6 heisst auch:

Ach Frau, was hast du dem Fischer gegeben,
Dass er mir tat wünschen das ewige Leben,
Das ewige Leben und noch viel mehr,
Bei einer solch schönen Dame schlaf ich nimmermehr.

Die Entstellung springt in die Augen, doch wäre es möglich, dass überhaupt ein verlorner Vers darin steckte.

In 2. 1 singt man auch:

Ein Mädchen von 18 Jahren,
Gekleidet war sie ja so schön.

In V. 2 singt man: „Die Freie“ und „Die Freiheit“. Ich glaube mit „Freite“ das Richtige eingesetzt zu haben, im 17. Jahrhundert „Freiet“. Der Ausdruck weist auf Mitteldeutschland.[1])

In V. 4 heisst es auch:

Da lässt er sein Klopfen nun sein.

V. 5 und 6 sind in der Art vermischt, dass man in 5 singt: ach Tochter, ach Mutter, in 6: ach Mutter, ach Tochter. Ich habe das Ursprüngliche hergestellt.

In V. 8 lautet die letzte Zeile auch:

Ich armes verlassenes Kind.

3, 1 hörte ich nur: wohl auf die grüne Heid. Das gäbe freilich auch einen Sinn, scheint mir aber doch weniger zu passen.

Zur 7. Strofe fehlt leider die vorletzte Zeile, die ich ebensowenig habe auftreiben können wie den Schluss des 4. Liedes. Die 2. Strofe desselben habe ich als Zugabe erhalten und an diese Stelle gebracht; auch sie ist anscheinend verstümmelt.

Zu 1—2 ist es mir auch geglückt, die hübschen, singwerten Tonweisen zu erhalten. Ich setze sie in Buchstaben zum Schlusse her.

1. $^2/_4$ Takt.

d | g gfis | g ac̄ | h c̄ h a | g — gh | d̄ d̄ | ē d̄ c̄ h | h a a g |
a — d̄ | h d̄ | ē. d̄ | c̄ h c̄ ē | d̄ — ha | g gg | a h d̄c̄ha | g h afis |
g — ||

2. $^3/_4$ Takt.

e | a a a | a h c̄h | c̄ h | a — hc̄ | d̄ ē | c̄ g f̄ | ē — c̄d̄ | ē ē |e
e f gē | d̄ ē | d̄ — ē d̄ | c̄ c̄ c̄ | c̄ d̄ ēd̄ | c̄ h | a — c̄h | a c̄ ha |
h e c̄h | a c̄ ha | h e ē | ē d̄ ēd̄ | c̄ h c̄h | a — ||.

Lübeck. Colmar Schumann.

Nordfriesische Sagen.

Von A. Carstensen.

Der Margarethenberg. Zwei Schwestern, welche in einem Hause zusammen wohnten, lebten tagein, tagaus mit einander in Streit, und der hatte nicht eher ein Ende, als bis die eine (Margaretha hiess sie) einst im Zorne das Messer ergriff und ihrer Schwester die Kehle zerschnitt. Als Leute herbeikamen, lag die Schwerverwundete in ihrem Blute fast leblos da; aber mit der rechten Hand zeichnete sie noch fortwährend ein M. in den Sand. Dadurch wurde der Verdacht des Mordes auf die Schwester Margaretha gelenkt, die sich auch als schuldig bekannte und darum enthauptet ward. Das geschah auf einen Hügel in der Nähe von Bredstedt, der davon den Namen Margarethenberg bekommen hat.

Soholm. Nachdem einst die ganze Niederung an der Lindau überschwemmt gewesen war, fand man an der Stelle, wo jetzt das kleine Dorf Soholm liegt, eine tote Sau angetrieben. Weil man daraus nun erkannte, dass hier der höchste Punkt dieser Gegend sei, bauten Einige sich daselbst an, und so entstand das Dorf Soholm, d. i. Sauinsel.

[1]) „Freite“ gehört auch noch der judendeutschen Mundart an. K.

Der Teufel als Pudel. Wenn der Teufel in einem Hause einkehrt, bringt er wohl selten Frieden mit; aber einmal in Maasbüll war's doch so. Da waren in einem Hause am Sonntage Mann und Frau im heftigsten Streit begriffen, und die Frau rief zuletzt aus: „Ik wöl, dāt dē de döiwel haelet." (Ich wollte, dass dich der Teufel hole.) Kaum hatte sie das böse Wort heraus, als der Teufel in der Gestalt eines grossen schwarzen Pudels in der Tür erschien. Da hatten die beiden Keifenden nichts Eiligeres zu tun, als ein heiliges Buch zu ergreifen und darin zu lesen, damit ihnen der Böse nichts antun könne. Sie hatten aber auch einen gewaltigen Schreck bekommen, und sollen nach diesem Erlebnis mit einander besser haben auskommen können.

Der Danklefskoog. Danklef, ein Mann aus dem Dorfe Langstoft in der Bökingharde, ging mit dem Teufel eine Wette ein. Es handelte sich darum, wer von beiden der geschicktere Mäher sei. Die Bedingungen waren folgende. Danklef sollte zwei Sensen herbeischaffen und der Teufel sollte sich zuerst eine auswählen dürfen. Die Fläche, welche sodann jeder innerhalb eines gewissen Zeitraums mähen würde, sollte er als Eigentum behalten. — Danklef brachte am andern Morgen zwei Sensen von sehr verschiedener Beschaffenheit zur Stelle. Die eine war haarscharf und stahlhart, dabei aber ganz mit Rost bedeckt, weil Danklef sie nämlich die Nacht hatte draussen liegen lassen. Die andere war blank wie Silber, dabei aber weich wie Blei. Der Teufel ergriff natürlich die letztere, und nun begann die Arbeit. Zuerst war der Teufel sehr im Vorteil, weshalb er seinem Partner fleissig ein höhnisches: „Tungle, fip!" — etsch, Danklef! — zurief. Aber Danklef gewann den Sieg; denn er mähte innerhalb der festgesetzten Frist die ganze grosse Fläche, welche noch jetzt Tunglenskügh (Danklefskoog) heisst, während der Teufel nur das kleine Stück gewann, dass man „Fandensklau" (des Teufels Klaue) nennt.

Kopflose Spukgeister.

Eine Umfrage von H. F. Feilberg. Beitrag von K. Knauthe.

VIII. Aus einem Briefe an Dr. Krauss. „Jüngst erzählten mir einige alte Weiber, die auf hiesigem Domino schon Jahrzehnte lang arbeiten, dass zwischen Zopten a./Berge und Wirschkowitz bei einer Kapelle nachts dem Wanderer ein Leichenzug häufig begegne, bei dem die vier Rappen vor dem Wagen, sowie sämtliche diesem folgende Leidtragende kopflos umhergingen, dass ferner zu Wätrisch Kr. Nimptsch um die Mittagzeit ein kopfloser Reiter auf einem ebensolchen Schimmel sitzend am Schloss vorbeizureiten und auf den benachbarten Langenoelser Wiesen zwischen 11 und 12 Uhr tags ein Hund ohne „Schardel" (Schädel) die Leute zu erschrecken pflege. Wie ich nun darüber nachdachte, warum denn eigentlich alle diese Spukgestalten, selbst die Tiergebilde, ohne Kopf umherirren mögen, da kam mir

mit einem Male in den Sinn, dass ja der Schlesier als Vorboten des Todes es ansieht, wenn der Schatten eines Menschen am Neujahrabende kopflos an die Wand reflectiert wird, oder wenn man in der Sylvesternacht im Traume eine bekannte Person ohne Haupt im Sarge liegen sieht. Ich dachte sodann ferner unwillkürlich an den „Schnitter“ Tod, wie er gewöhnlich als Knochengerippe mit der Sense oder Sichel selbst in älteren Bildwerken dargestellt wird, liess diesen Gedanken jedoch gar rasch fallen, weil er mir zu wenig mit germanischer Mythologie, besonders auch der schlesischen, in Einklang zu sein schien, die ihn ja bald als gewöhnlichen Menschen (cf. meinen einschläg. Aufsatz in Bd. II d. Ztschr.) oder auch als „ein weibliches, schlankes, mit einem weissen Gewande umhülltes Wesen“ (Lompa, „Schles. Provinzial-Blätter“, Neue Folge, Band I. p. 399 ff.) erscheinen lässt.

Doch könnte vielleicht, was aber sicher recht weit hergeholt ist, zwischen der Ohrfeige, die der Tod in Menschengestalt seinen Opfern versetzen soll und dem Schlage, durch den mein holländischer Gewährmann dem Feinde seines Bekannten das Haupt rauben liess, einigermassen Zusammenhang bestehen.[1])

Doch, mag dem sein, wie ihm wolle! Vielleicht hat auch Papa nicht gerade Unrecht, wenn er annimmt, dass die ruhelosen Geister sich deshalb kopflos dem Menschen zeigen, um ihre Natur zu dokumentiren, jeden Zweifel darüber zu nehmen, dass sie aus jener Welt sind.

Schlaupitz, Ende Juni 93. Karl Knauthe.

Lispelnde Schwestern.

Eine Umfrage von A. Treichel.

9. Die lispelnden Schwestern erinnern mich an eine andere Geschichte, die ich in Stargard (Pommern) hörte. Ein Bauer fuhr zur Stadt. Sein Wagen war mit Kornsäcken beladen. Er hatte sein Söhnchen mitgenommen, um ihm die Stadt zu zeigen. Unterwegs platzte ein Sack, und das Korn rieselte zu Boden. Das Söhnchen, welches oben auf den Säcken sass und das sah, sagte in singendem Ton: „Låte, de Lå lepp wĕ! Låte, de Lå lepp wĕ!“ (Vater, der Roggen läuft weg!) Der Vater aber erwiderte: „Sing, mie Jungke sing!“ Und das Jungchen sang weiter, bis der Sack leer war.

O. Knoop.

10. Hier darf auch wohl jene Schnurre angemerkt werden, die ich in Ditmarschen hörte: Ein Knabe, der stottert, sieht sein Haus brennen und läuft in die Stube zu seinem Vater, kann aber kein Wort hervorbringen. Spricht der Vater: Jung', sing! und der Knabe hebt an zu singen: Vader, dat Hus dat brennt.

H. Volksmann.

---

[1]) Soeben erzählt mir einer von unseren Schnittern eine Geschichte, die mir klar zeigt, dass meine obige Hypothese keine irrige war. Auf ihre Wiedergabe muss ich im Drange der Geschäfte verzichten, ich werde sie aber baldmöglichst bringen.

Alltagglauben und volktümliche Heilkunde galizischer Juden.

Von Benjamin Wolf Schiffer.

124) Wenn der Kranke das erste mal vom Uebel befallen wird, so bedecke man ihn, wie er auf dem Boden liegt, mit einem schwarzen Tuche. 125) Man hebe die Diele, worauf der Kranke gefallen, auf, darunter muss sich eine schwarze Kohle befinden, die man in einem Glase Wasser zerfliessen lasse und dem Kranken zum Trinken reiche. 126) Man drehe den Kranken um, so dass er mit den Füssen an der Stelle zu liegen komme, wo der Kopf gelegen, und umgekehrt. 127) Man drücke einen Stahlgegenstand, etwa ein Messer, in die Hand des Kranken.

Kinderpflege: 128) Aus einem Hause, wo ein kleines Kind da ist, darf man nach Sonnenuntergang nicht fortbleiben, sonst giebt man die Nachtruhe des Kindes mit fort. 129) Einem Kinde, das in der Nacht nicht schlafen kann, legt man einen ungewaschenen „Motyk“ (grosses Bündel Flachsgarn) zu Häupten. 130) Gegen Verhaltung des Urins bei Kindern: man lege zum Schamteil das feine innere Häutchen einer Zwiebel zu. 131) Einem kranken Kinde lege man ein Gebetbuch zu Häupten. 132) Gegen Konvulsionen bei Kindern: man stülpe über die Wiege einen Backtrog und schleudre daran einen Topf, so dass dieser zerschelle. 133) Man ergreife das Kind beim Kopfe und schlage mit den Füsschen gegen den Thürpfosten. 134) Nach überstandenen Konvulsionen werfe man die Kleidungstücke des Kindes in einen Fluss, dort, wo er sich in zwei Aeste spaltet, und spreche dreimal: hier hast du deins, gieb mir meins. 135) Als Mittel gegen Wiederkehr der Krankheit hänge man ein ungebrauchtes Schlüsselchen um den Hals des Kindes. 136) Gegen Bauchschmerzen bei einem Kinde nehme die Mutter Wasser in den Mund und lasse davon 3 Tropfen in den Mund des Kindes fliessen. 137) Stürzt ein Kind zu Boden, so giesse man Wasser auf die berührte Bodenstelle und der Schmerz vergeht. 138) Leidet ein Kind an Schlaflosigkeit, so schneide man ein Bündel Hare vom Haupte einer Person, die häufig ins Haus kommt, winde es in einen Fetzen und lege ihn dem Kinde zu Häupten. (Manche beräuchern damit das Kind.) 139) Weint ein Kind zu oft, dann schlage man es sanft mit einer Rute und werfe diese auf einen fremden Wagen, damit er das „Gewein'“ fortführe, oder man werfe die Rute in ein fliessendes Wasser. 140) Windeln dürfen nicht draussen zum Trocknen ausgehängt werden, denn davon verliert das Kind den Schlaf. 141) Die Badewanne des Kindes darf zu keinem andern Zwecke verwendet werden, sonst gedeiht das Kind nicht. 142) Wenn ein Kind „die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht gemacht“ hat, d. h. wenn es oft des Nachts weint und des Tags schläft, so muss man es in der Wiege umdrehen, das Köpfchen am Fussende und umgekehrt

legen. 143) Wird eine Wöchnerin von einer in Menstruation befindlichen Frau besucht, so bekommt das Kind „Koszula“ („Haube“, Aussatz am Kopfe und Gesicht. Mittel dagegen: man bade das Kind mit dem befleckten Hemde. 144) Oder man stelle unter das Bett der Wöchnerin ein Gefäss mit „dogit“ (Birkentheer) und bestreue die Flüssigkeit mit Hirse. 145) Kommt man zu einer Wöchnerin in Besuch, so muss man einige Zeit sitzen bleiben, sonst nimmt man die Ruhe des Kindes mit fort. 146) Gegen Keuchhusten gebe man dem Kinde zu trinken das auf dem Boden der Kanne nach dem Ausschütten zurückbleibende Wasser. 147) Das Kind hat einen gesunden Schlaf, wenn man ihm zu Häupten 3 Strohe legt, die man vom Lager einer Schweinemutter holt (wo sie mit ihren Jungen lagert). 148) Einem Kinde, das des Nachts im Bette urinirt, gebe man ein Ei, welches man in gelöschtem Kalk gekocht hat, zu essen. 149) In einem Hause, wo ein kleines Kind da ist, hüte man sich, des Nachts die Löffel in einem leeren Topfe stehen zu lassen. 150) Die Windeln hüte man sich zur Erde fallen zu lassen, denn dadurch kommt das Kind um seine Ruhe.

Das Bahrrecht.

Eine Umfrage.

Nach H. v. Wlislocki glaubt man bei den Siebenbürger Sachsen noch heute, dass, wenn der Mörder an die Bahre des Ermordeten tritt, die Wunden des Leichnams zu bluten anfangen. Auch in Ostpreussen glaubt man (nach Wuttke, Deutscher Volkaberglaube § 329), dass, wenn der Mörder an die Leiche herantritt, während diese untersucht wird, ihn das Blut bespritzt. Es wäre interessant, zu erfahren, ob dieser schon im frühen Mittelalter begegnende und sowohl aus dem Niebelungenliede wie aus Shakespeare bekannte Glaube noch in anderen Gegenden sich findet.

Northeim. R. Sprenger.

Zur „Faustsage“.

Das „Freie Deutsche Hochstift“ zu Frankfurt am Main veranstaltet im Hochsommer 1893 eine grosse öffentliche Ausstellung von allen ihm erreichbaren Drucken, Schriften, die sich auf Dr. Faust, die an seiner Persönlichkeit haftende Sage und deren litterarische Behandlungen beziehen. Alle Besitzer betreffender Seltenheiten sind aufgefordert, auf das Risiko genannter Gesellschaft hin ihr diese für die Zeit der Ausstellung zu überlassen, und es ist zu hoffen, dass somit diese allgemein zugängliche Vereinigung aller „Faustiana“ recht lehrreich werde und in die Entwickelung dieses bedeutsamen Sagenstoffs einen gründlichen Einblick gewähre. Unter andern wird auch die grösste bestehende Faustsammlung daselbst zu sehen sein, die bisher dem am 20. Juli 1892 verstorbenen Major a. D. Julius Bode in Sorau (Niederlausitz) gehörte und nach dessen Tode durch Testament

an den bekannten Litterarhistoriker und Folkloristen Dr. Alexander Tille, Professor des Deutschen an der Glasgower Universität, fiel. Tille stellt sie jetzt der Frankfurter Ausstellung zur Verfügung. Und wie Dr. Tille sich mit seiner ungemein gründlichen, sogar fast zu peinlichen Untersuchung über „Die deutschen Volklieder von Doktor Faust“ (Halle 1890) vor einigen Jahren bei den Fachleuten einführte, so enthält auch diese Bode'sche Sammlung unter ihren zahlreichen unschätzbaren Dingen, die sonst der Wissenschaft unfehlbar verloren gegangen wären, namentlich die alten „fliegenden Blätter“ der Faust-Volklieder, sodann auch eine ganze Ausgabenreihe des Faust-Volkbuchs. Der Unterzeichnete, der das Unternehmen des „Freien Deutschen Hochstifts“ zu Frankfurt a. M. (Grosser Hirschgraben, Goethehaus) als ein höchst dankenswertes und eifrigst zu stützendes ansieht, empfiehlt es hiermit den etwaigen Inhabern solcher seltener Stücke aufs angelegentlichste. Er selber bietet ausser Kleinigkeiten ein Unikum dar: Bütner-Steinhart's „Epitome historiarum“ von 1587 (?), worin z. B. die schöne Griechin Helena zum ersten Male in Fausts Gesellschaft erscheint und ein kleines lateinisches Schwankbüchel „Doctae nugae“ von 1713, das als „Fausti Magia“ die bekannte Schnurre erzählt, wie Faust plötzlich Weintrauben erzeugt und damit den Hokuspokus vollführt, den wir aus Goethes „Auerbachs Keller“-Scene kennen.

Stuttgart. Dr. Ludwig Fränkel.

Der Mann im Monde.

Eine Umfrage von Volksmann.

32. Die am Zobten gang und gäbe Variante lautet: Einst ging ein Mann in dunkler Nacht hinaus aufs Feld seines Herren, um Erbsen zu stehlen. Wie er nun auf dem Flecke angelangt im Pflücken der Schoten begriffen war, da hellte sich plötzlich der Himmel auf und der volle Mond lachte ihn daraus freundlich an. Das ergrimmte unseren Freund mächtig, er begann in allen Tonarten Frau Luna zu verfluchen. Zur Strafe wurde er mit Sack und Pack in den Mond versetzt.

Karl Knauthe.

Bastlöserreime.

Eine Umfrage von O. Schell.

38—39. Weïre, weïre, Piffchen!
Dreh dich,
Weg dich,
Leg dich in den Grabe,
Fresse dich die Rabe;
Werf dich auf den Disch,
Dann fressen dich die fetten, fetten Fisch.
Kätzchen läuft den Berg herauf
Met de rode Möschen.
Wenn mein Kätzchen wieder kömmt,
Muss mein Piffchen aus, aus, aus sein.

Vilbach bei Selters in Nassau. Wilh. Heinz.

Bastlöserreim aus der Körmöczbáryaer (Kremnitzer) Gegend (in dem Programm der Realschule zu K. 1893) aus deutscher Gegend:

Wirst nicht saftig werden,
Werd' ich dich ins Bachal werfen,
Werde dich die Fröschal fressen!

Dr. G. Verséryi.

Kleine Mitteilungen.

Altes Kölner Studentenlied.[1])

Wir Studenten trinken Wein;
Wasser ist für Bauern,
Darum lernen wir Latein;
Soll uns niemand lauern! —
Bier und Wasser machen dumm,
Wein gibt neues Leben,
Und so trinken wir darum
Nur den Saft der Reben.
Bum vidivum, bum vidivum,
Bum, bum, bum!

Volklied.[2])

Ess' nicht gern Sauerkraut,
Ess' nicht gern Rüben;
's Madel möcht närrisch werden
Um die lieben Buben.
Rummelt der Dudelsack,
Drehet die Leier.
Springt das verliebte Madel
Bei die Buben in die Scheuer.

Heinrich Merkens.

Totengebräuche. Auf dem Eilande Tholen in der niederländischen Provinz Zeeland pflegt man an die Türpfosten desjenigen Hauses, in welchem eine Leiche sich befindet, mehrere Strohbündel zu befestigen, nach der Beerdigung herabzunehmen und in einen Graben zu werfen (cf. auch „Am Urquell" III, N. 300).

Schlaupitz, Ende April 93. Karl Knauthe.

Zu Ztschr. VI, 15 u. 53. Steinhäufung scheint auch am Hochgericht stattgefunden zu haben: Unweit der Stelle, wo einst der städtische Galgen stand, findet sich bei Northeim am Harz ein fast kreisrunder Erdfall, auf dessen Grunde sich eine grosse, allmählich angehäufte Steinschichtung befindet. Nach dem Volkglauben sind unter dem Steinhaufen Leiber von Gerichteten begraben. Auch hier sollte wohl durch das Aufschichten der Steine das „Wiederkommen" verhindert werden. Vgl. Liebrecht „Die geworfenen Steine" (Zur Volkkunde S. 282).

Northeim in Hannover. R. Sprenger.

Zur Volkmedicin: Mittel gegen Malaria. (Mittelschlesien). Nimm eine blühende Pflanze der Osterblume, Anemone nemorosa L. mit der Wurzel aus dem Boden heraus, wasch sie in Oster- resp. Weihwasser, leg sie längere Zeit ums Gelenk der linken Hand, so bleibt das Fieber bald weg.

---

[1]) Nach mündlicher Mitteilung meines 84jährigen Vaters, Herrn Jacob Merkens, der es, als er kaum 8 Jahre alt war, von seinem damals schon hochbetagten Paten öfters in Köln vorgesungen erhielt. Auch die originelle Weise des Lieds ist dem alten Herrn noch in der Erinnerung. — Die 1388 gegründete Kölner Universität wurde vor der französischen Fremdherrschaft 1798 aufgehoben.

[2]) Aus derselben Quelle wie das vorhergehende Lied. Der Zusammenhalt scheint nur in der Melodie zu liegen.

Man koche einen braunen Grasfrosch (Rana fusca Roes.) mit Eingeweiden etc. in schwarzem Kaffee und trinke die gewonnene Flüssigkeit schnell.

Speisen, nach denen dich gelüstet, iss bis zum Ueberdruss.

Schlaupitz, 28. Mai 93. Karl Knauthe.

Unter den hiesigen Schulkindern herrscht der Brauch, dass jedes an seinem Geburttage von den Kameraden eine tüchtige Tracht Prügel erhält, damit „das Fleisch im Grabe besser faule“; ebenso muss jede Ehefrau aus demselben Grunde von ihrem Manne tüchtig durchgebläut werden; das Fleisch vom Genus femininum soll beträchtlich schlechter verwesen als das vom masculinum.

Schlaupitz. Karl Knauthe.

Zu „Ein Volklied in Studentenmund“.

Am Urquell III, S. 250 f.

Die Herren Dr. phil. Jakob Kallir, Chemiker, und Dr. jur. Leo Kallir, Assessor, in Leipzig teilen mir folgende Varianten mit (die Refrains lassen wir weg):

Str. 2: Ich kam vor Liebchens Tür.
Und ich meint', die Tür wär' offen.
Str. 3: Und die jüngste von den Schwestern,
Die liess mich endlich ein.
Str. 5: Ich fiel auf einen Stein.
Brach mir zwei Rippen im Leibe.
Str. 6: Ich schrie: o weh, mein Bein!
Doch wenn der Schaden geheilt ist.

Ferner wird von manchen zwischen den Strophen 3 und 4 eine weitere eingeschoben, deren Textgrundlage

Sie stellt mich hinter die Tür.
Bis Vater und Mutter schlafen,
Dann hol' ich dich herfür

ist, mit den zugehörigen Refrains. Das Lied wird jetzt noch in akademischen Kreisen Leipzigs vielfach gesungen, wo etwas derberer Humor an der Tagordnung ist; so ist es z. B. das Stammlied eines Kegelklubs „Rübenschweine“.

Nürnberg. Dr. Ludwig Fränkel.

Maikieker. (III. 140; IV. S. 55, 103.) Aus meiner Kindheit erinnere ich mich, dass wir Kinder (in Hinterpommern) auch den letzten April benutzten, um in den April zu schicken. Auch im Mai geschah es, und wir riefen dem Hereingefallenen zu: „Amai, Amai!“ Den Gebrauch, auf eine bestimmte Stelle der Kleidung zu zeigen und zu sagen: Da hast du ein Loch, da krauft eine Laus u. a. kenne ich aus Hinterpommern. Sah der Betreffende dahin, so wurde ihm mit dem Zeigefinger auf die Nase geschlagen.

Kürzlich (4. Mai) hörte ich von meinem siebenjährigen Ulli folgenden Scherz. Er sagte zu seinem Vetter Hans: Sieh, Hans, was da auf dem Schrank ist! Hans sah dorthin, und Ulli rief ihm zu.

Mai, Mai, Mai,
Steck die Nas' ins Ei,
Steck sie nicht zu tief,
Morgen kriegst du 'n Brief.

Er hatte die Sache von seinen Schulkameraden. Uebrigens hörte ich das „Amai“ auch sonst in Rogasen.

Rogasen. O. Knoop.

Demantberg. (Zu Am Urquell IV, S. 128.) Vgl. Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. Grosse Ausgabe Nr. 152: Das Hirtenbüblein: „Sprach der König, ‘die dritte Frage lautet, wie viele Secunden hat die Ewigkeit?’ Da sagte das Hirtenbüblein, ‘in Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vögelein und wetzt sein Schnäblein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Secunde von der Ewigkeit vorbei.’“ In den Bemerkungen zu den Märchen: Kinder- und Hausmärchen, dritter Band (3. Aufl.), Göttingen 1856, S. 236, berichtet Wilhelm Grimm, dass „das Hirtenbüblein“ nach Baierischer Ueberlieferung erzählt ist und

gibt zugleich Nachweise über ältere Gedichte und Prosastücke, in denen ähnliche Fragen vorkommen. Ist die Ueberlieferung aus Zahnow wirklich alt, oder verdankt sie Grimms Märchen ihren Ursprung?

Northeim. Robert Sprenger.

Vom Büchertische.

Post, Dr. Albert Hermann: Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz. I. B. I. Teil. Schulze (A. Schwartz), Oldenburg 1894. XII, 473 S. 8°. Die ethnologische Litteratur ist in den letzten 15 Jahren derart riesig angeschwollen und nimmt erfreulicherweise auch noch fortwährend zu, dass es dem einzelnen Forscher immer schwieriger fällt, das Gesamtgebiet vollkommen zu beherrschen. Jedes Jahr bringt uns zahlreiche Monographien, darunter viele von ausgezeichnetem Werte und bleibender, weil grundlegender Bedeutung, so dass es dem Anfänger immer mühsamer gemacht wird, in unsere Wissenschaft systematisch sich hineinzuarbeiten. Für den Folklore besitzen wir zwar ausnehmend treffliche Einführungen, so z. B. von Lang und Hartland, doch für die Gewohnheitrechte der Völker vermisste wohl jedermann ein entsprechendes Handbuch. Während sonst Grundrisse, Handbücher oder wie schon derlei viel sagende Bücher heissen, die vor allem praktischen Bedürfnissen genügen sollen, buchhändlerischer Spekulation oder im günstigeren Falle schulbehördlichen Aufträgen ihr Dasein mittelbar verdanken und leider in der Regel von s. g. Pädagogen verfasst werden, die ein geistig minderjähriges, unreifes Publikum vor Augen haben, ist uns das Glück beschieden, dass uns ein Post einen Grundriss schreibt, aus eigenem wissenschaftlichem Ansporn, er, eine der Zierden unserer Wissenschaft für reife, in Denkgeschäften geübte Fachgenossen. Wenige Männer der Wissenschaft sind berufener als er, ein Gesamtbild der ethnologischen Jurisprudenz zu entwerfen, das Universalrecht der Menschheit darzustellen. Er hat seine Aufgabe schlicht und bündig, kurzum, grossartig glücklich gelöst und uns Spezialisten eine wissenschaftliche Registratur geschaffen, durch die uns das Weiterarbeiten in unseren Sonderfächern in allen auf das Gewohnheitrecht bezüglichen Dingen ausserordentlich zweckmässig erleichtert wird. Posts Scharfsinn arbeitet mit einer wunderbaren Präzision. Er legt uns die Fundamente bloss, auf denen unsere heutigen Staatverfassungen erwachsen sind, und lehrt uns, welcher Art die treibenden Völkergedanken sind, die im sozialen Leben der Menschheit wirken. Die Uranfänge des Gesellschaftlebens der Menschheit behandelt er wohl nicht, mit weisem Bedachte. In folgerichtiger Durchführung unserer Methode müssen wir einmal — je früher desto vorteilhafter für uns — jede Erörterung über Uranfänge, sei es des Gesellschaftlebens oder der Sprache oder der Religion, für unzulässig erklären und dieses Gebiet wieder ganz und gar den gottbegnadeten Berufdichtern freigeben. Wir haben eigentlich gar keine Zeit zu Grübeleien, indem wir uns froh schätzen dürften, könnten wir nur die naheliegenden Aufgaben samt und sonders erschöpfen. Was alles noch zu leisten ist, darüber gibt uns Post übergenug Fingerzeige; das ganze Buch ist im Grund genommen nur ein Wegweiser eines Pfadfinders.

Die Einleitung handelt über Ethnologie und Rechtwissenschaft, sowie über die Abgrenzung der ethnologischen Jurisprudenz gegen die übrigen Gebiete der Rechtwissenschaft; I. Buch: Die Erscheinungsformen des Rechtes im Allgemeinen und Einzelnen. II. B. Die sozialen Organisationformen, die elementaren F.: die geschlechterrechtliche Organisation, d. g. Verhältnisse, die Verwandtschaftverhältnisse, die g. Verbände, die Organisation der g. V., die g. Solidarität, der g. Verband als häusliche Gemeinschaft; d. g. V. als wirtschaftliche G., das intergentile Recht: die Blutrache, der Frauenraub, die g. Vertragehe. — Die territorialgenossenschaftliche Organisation, die herrschaftl. O., Grundlagen d. h. O., Herrschaft und Unfreiheit, das Häuptling- und Königtum, die herrschaftl. Verbände, die gesellschaftl. Organisation, die höheren Formen der sozialen O., die Staaten.

Mit freudiger Erwartung mag jeder von uns dem II. Bande entgegensehen, der die universellen Entwicklunggänge in den einzelnen Spezialgebieten des Rechts zur Darstellung bringen wird. Krauss.

Curiosità popolari tradizionali pubblicate percura die **Giuseppe Pitrè.** Vol. XII. Antiche novelle in versi di tradizione popolare riprodotte sulle stampe miglioricon introduzione di **Giuseppe Rua.** Palermo 1893. C. Clausen. XLIII, 104. Abgezogen in 200 Ex., Preis 3 L. Eine wahrhaftig liebliche und angenehme Bescheerung für den Folkloristen. Es sind Neudrucke alter italienischer verrifizirter Erzählungen, die ihren Weg schon längst durch die Weltlitteratur gefunden: Fortunatus' Wünschhütlein, Von den drei spitzbübischen Frauen, die ihre Männer hintergehen (eine treulose Frau lässt ihren Mann in die Kutte stecken) und Vom Armensünder, der sich lieber hängen lassen will als durch eine Heirat Pardon erlangen. Ruas Einleitung ist vortrefflich nach jeder Richtung hin, zumal er auch die spanischen und französischen Bearbeitungen der genannten Stoffe erörtert. Wohl von Italien aus sind wohl über Ragusa (vorzugsweise) die drei Fabeln zu den Südslaven gelangt, die sie gleichfalls in ihrem Schnurrenrepertoire haben. Die ital. Neudrucke lesen sich prächtig. Die Erzählungen sind von einer reizvollen Anmut.

Krauss.

Wisła. B. VII. H. 1. S. 248 gr. 8°. Herausg. **J. Karłowicz.** Es ist recht und billig, diese ausgezeichnete und beste unter allen in slavischen Sprachen erscheinenden Zeitschriften für Folklore und Ethnographie bei ihrem Eintritt ins siebte Jahr herzlich und freudig zu begrüssen. Wie auf manchen anderen Gebieten, so auch auf dem unserigen, imponiren uns die Slaven vor allem durch die Masse des Gebotenen, im Folklore aber auch durch ernste Gediegenheit und Gründlichkeit. Eine wissenschaftliche Slavistik ohne Folklore ist unter den gegenwärtigen Entwicklungverhältnissen ein Unding. Karłowicz und sein ansehnlicher Generalstab von Mitarbeitern haben an diesem Umschwung nicht geringen Anteil, was um so höher anzuschlagen ist, als sie ununterbrochene Fühlung mit den wissenschaftlichen Bestrebungen der nichtslavischen Fachgenossen im übrigen Europa unterhalten. In diesem Hefte folgt der Schluss des **Toeppen**ischen Buches über die Masuren, eine anthropolog. Charakteristik der Bevölkerung des Lubliner Gouvernements von **W. Olechnowicz,** von **W. Siarkowski** eine Studie über das Brod in Kielc usw., v. **Wasilewski** über Weberei in Jagodna, v. **Franko** Nachträge zum „Judenfeldzug" (die 7 Schwaben schwimmen durchs wogende Getreidefeld), v. **J. Sembrzycki** Masurenhochzeitbeschreibung, v. **Mátyás** „Unser Dorfleben", v. **Kibort** die Blume in der Ueberlieferung der Samcgiter usw. Von S. 165—185 Einläufe zu den bekannten Umfragen. Die Kritiken wie immer ausführlich und lohnend, warum aber **B. Grabowski** einem Agramer Wochenblatt für hysterische Gymnasiasten und denkfaule alte Weiber eine breite Rezension widmet, ist unerfindlich. Freundnachbarliches Wohlwollen ist gut und löblich, doch darf es nicht derart überwuchern, dass man es mit Urteillosigkeit verwechseln kann. Quark bleibt Quark, darum rühr man nicht daran.

Krauss.

Die deutsche Kaisersage und die Wiedergeburt des deutschen Reiches. Zwei Vorträge von **Richard Schröder.** Heidelberg, **Carl Winters Universitätsbuchhandlung.** 1893. 63 S. 1 Mk. 80 Pfg. Der als grundgelehrt wie geistvoll berühmte Rechthistoriker vereinigt hier zwei, 1891 bez. 1873 gehaltene Reden nach ergänzender Durchsicht. Ungleich inhaltreicher als die bloss 12 Seiten umfassende für weitere Kreise berechnete zweite, die durch Uebersichtlichkeit und Stilglätte auffällt, ist die ungemein gründliche und sauber ausgearbeitete über „die deutsche Kaisersage", die ein erstaunliches historisch-litterarisches und folkloristisches Material abschliessend bewältigt.

L. Fränkel.

Herr **Dr. Ludwig Fränkel** wird im Wintersemester 1893/94 an der technischen Hochschule zu Stuttgart ein Colleg über Folklore lesen: **Einführung in die Volkkunde** (I. Sagen, Märchen, Lieder, Sprichwörter, II. Volkglaube, Sitten).

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen."

IV. B. VIII. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1893.

Der fliegende Apis.[1]

Von Leopold Mandl.

In einem kabbalistischen, indess auch an Lichtblicken reichen Commentar zum Pentateuch, in dem im fünfzehnten Jahrhundert von Menachem ben Meir Spira verfassten Werke Ziuni, kommt folgende Stelle vor: „In den Zeiten Jakobs haben sie zum König einen Zauberer gemacht; dessen Name war Apis, und der machte sich zur Gottheit; und er verfertigte ein Kalb durch seine Zaubereien, und auf dem rechten Auge des Kalbes war ein Zeichen des Mondes; und dieses Kalb stieg auf an jedem Tage ein mal aus dem Flusse in der vierten Tagstunde; und es flog in der Luft; worauf die Aegypter ihm huldigten und davor Lob anstimmten, bis es ihnen entschwand. Es gibt auch welche, die da sagen: Jahr für Jahr stieg es auf, und die Aegypter bereiteten ihm einen Festtag." Diese allem Anscheine nach von israelitischen Hellenisten auf die spätern Geschlechter vererbte Sage erscheint im Lichte der modernen Altertumkunde als ein wertvolles Fragment der antiken Geschichte und alten Glaubens. In den Zeiten der Patriarchen stand Aegypten unter der Herrschaft der Hyksos. Einige Zeit vor dem Auftreten Abrahams drangen Hirtenstämme aus Westasien in Aegypten ein, eroberten das Land und wüteten raubend, mordend und zerstörend gegen die Einwohner; die barbarische Wut hielt indess nicht lange an, und die aegyptische Civilisation gewann allmählich Oberhand. Die Nomaden constituirten eine regelmässige

[1]) Die Ausführung vorliegender Arbeit wurde mir nur durch Schriften ermöglicht, die mir der rühmlichst bekannte Aegyptologe Professor Dr. A. Wiedemann in Bonn zur Verfügung gestellt. Diesem ausgezeichneten Manne sei hier mein tiefgefühlter Dank geäussert.

Dynastie[1]) und nahmen im Laufe der Zeit Sprache, Sitte und Religion der Besiegten an. Bei den Völkern war es nichts Seltenes, dass sie die Götter eines von ihnen neubesetzten Landes als dessen Patrone gelten liessen und neben den eigenen verehrten. So kam oft eine Verschmelzung verschiedener Religionen zustande und wurde mitunter der angestammte Glaube von der Religion des Landes überhaupt verdrängt. Das geschah auch mit der Religion der Nomaden, obwohl, was die Sache sehr auffallend macht, der aegyptische Tierdienst ihren Anschauungen und Gewohnheiten widersprechen musste. Diese Erscheinung findet nur ihren Erklärunggrund in dem Umstande, dass den Hyksos, die aus den Euphrat- und Tigrisländern, wo ein ausgebildeter Sterndienst bestand, gekommen, die Figuren gewisser Tiere als Darstellungen der Sternbilder des Tierkreises, als religiöse Symbole bekannt waren. Jene Figuren, wie man solche noch jetzt auf den Denkmälern Chaldäas und Babylons sieht, waren freilich mitunter phantastisch; so pflegte zum Beispiel das Sternbild, die Ziege mit einem Fischschwanz und der Stier der Höhe geflügelt dargestellt zu werden[2]); doch solche Figuren bildeten immerhin einen Berührungpunkt zwischen beiden Culten, der zu ihrer Verschmelzung benützt werden konnte. Das werden auch die aegyptischen Priester sicherlich bald herausgefunden haben.

Den Mittelpunkt des aegyptischen Cultus bildete die Verehrung gewisser Tiere, die man für Incarnationen der Götter hielt. Als der vollendetste Ausdruck eines Hauptgottes in tierischer Gestalt galt der Hapi-Stier; von ihm hiess es, er sei durch einen Lichtstrahl aus dem Monde erzeugt und bedeute das neue Leben des Ptah. Seine Merkmale waren ein weisses Dreieck auf der Stirne, etwas wie das Bild eines fliegenden Geiers oder Adlers auf dem Rücken, schwarze Hautfarbe, doppelte Schwanzhaare und auf der Zunge etwas, was einem Scarabäus[3]) ähnlich sah. Ein solches Wundertier lebte in einem prächtigen Palaste, wurde fürstlich bewirtet und von hoch und nieder mit göttlichen Ehrenbezeugungen überhäuft; es war das Orakel seiner Zeit, der Lieblinggott des Volkes.

Die Auffindung des Hapi versprach Ueberfluss für das betreffende Jahr und wurde mit grossen Festlichkeiten verbunden. Der Geburttag des Stieres wurde gefeiert, und wenn er starb, geriet das ganze Land in Trauer; doch seine Göttlichkeit war auch mit dem Tode noch nicht zu Ende; aus dem toten Hapi erstand ein Osiris, den man Osan-Hapi nannte.

Die Griechen bildeten das Wort nach ihrer Weise um und nannten den Hapi-Stier Apis oder was, wie sich Herodot äussert,

---

[1]) Ihr erster König wird unter dem Namen Schalet angeführt; das Wort ist chaldäisch und bedeutet Herrscher.

[2]) Lenormant, Anfänge der Cultur, Chaldä.

[3]) Dieser Käfer galt als das Symbol der schöpferischen Kraft, die der Seele nach dem Tode ein neues Leben einhaucht.

dasselbe bedeutet, Epaphos. Dieser Geschichtschreiber erwähnt auch einen Gott gleichen Namens, dem die Stiere geheiligt waren.

Die griechischen Mythographen erzählen von einem König, der diesen Namen führte; so heisst es: Eine Tochter des Inachus, Jo, wurde vom Jupiter geliebt und von der Juno verfolgt, in die Gestalt einer Kuh verwandelt, in rasender Wut auf dem ganzen Erdkreise umhergetrieben, bis sie endlich in Aegypten einen Ruheplatz fand, wo sie göttlich verehrt wurde und Jupiter den Epaphos mit ihr erzeugte.

Mit der Lybia, einer Tochter des aegyptischen Königs Epaphos, erzeugte Neptun den Belus und Agenor.[1]) Ein königliches Geschlecht, das lange in Griechenland herrschte, leitete seine Abstammung von diesem aegyptischen Gott-König her. Es wird auch erzählt, dass ein gewisser Dannaos aus Chemmis[2]) in Aegypten in Argos landete und daselbst eine neue Dynastie gründete.

Die Gründung des athenischen Staates wird mit Gewissheit dem Agypter Kekrops zugeschrieben, der aus Saïs in Unteraegypten beiläufig um die Mitte des 16. Jahrhunderts kommend in Attika gelandet.

Die Anfänge der griechischen Cultur stammen grösstenteils aus Aegypten, und die bezüglichen Reminiscenzen der Hellenen scheinen einen historischen Hintergrund zu haben, der mit den Bewegungen gegen die Hyksos zusammenhängt.

Von Polemon bei Clemens Strom. I. 320 wird auch wirklich der sagenhafte König Apis in die Zeit des Amosis gesetzt, also desjenigen aegyptischen Königs, der als erster selbständiger Pharao nach der Hyksosvertreibung gilt. Nach den Hieroglyphen-Texten gab es in den Hyksosdynastien mehrere Herrscher des Namens Apapi. Aus einer Papyrusrolle im brittischen Museum ist ersichtlich, dass Amosis seine Heldentaten zur Zeit, als ein Hyksos-König solchen Namens in Avaris in Unteraegypten residirte, ausgeführt.[3]) Er muss demnach wirklich mit diesem gleichzeitig, und zwar als dessen Vasall in Oberaegypten geherrscht haben. Nun wissen wir bestimmt, dass hinter dem Epaphos der griechischen Mythe eine historische Persönlichkeit, ein aegyptischer König fremder Herkunft steht, dass hier nur das Wort Apapi in Epaphos und Apis umgewandelt worden. Wer war nun jener König Apis, mit dem, wie in dem Buche Ziuni mitgeteilt wird, eine neue Dynastie begonnen? Alles spricht dafür, dass es ein und derselbe Wundermann gewesen.

Nach Johannes von Antiochien Fragm. 39— hiess der Hirtenkönig, unter dessen Regierung Jakob nach Aegypten gekommen, Aphobis; dieser Name ist ebenfalls mit Apapi, Epaphos und Apis identisch.

Merkwürdigerweise beginnt die 17. Dynastie, die letzte der Hirtenkönige, mit diesem Herrschernamen, steht also in voller Ueber-

---

[1]) Moritz, Die Götterlehre.
[2]) Das Wort ist eigentlich in aegyptischer Sprache der Name des Nillandes.
[3]) Lenormant, Anfänge der Cultur, Aegypten.

einstimmung mit unserer Sage, die von einem Manne spricht, den man zum Könige gemacht.

Nach Aussage der Aegypter soll der Anlass zur Empörung des Fürsten von Theben gegen einen damals in Tanis herrschenden Hirtenkönig Namens Apapi, mit der der Befreiungkrieg gegen die Hyksos begonnen, vornehmlich religiöser Natur gewesen sein. Jener König erklärte in einem Anfalle von Fanatismus, er wolle nur noch Sutech, den Nationalgott der Hirten als Herrn anerkennen und liess ihm bei seinem Palaste einen Prachttempel errichten. Darob soll sich der thebanische Fürst, der Ammon-Ra als Götterkönig anbetete, weil in seinen religiösen Gefühlen verletzt, wider ihn empört haben.[1])

Daraus ist ersichtlich, dass sich in manchen Kreisen der Hyksos die ganze Zeit hindurch neben den herrschenden aegyptischen auch gewisse Elemente ihrer angestammten Religion erhalten haben.

Nun wird uns auch die Wundertat des königlichen Zauberers Apapi verständlicher.

Aus Ehrgeiz und vielleicht auch, um die Thronfolge für seine Nachkommen zu sichern, fühlte der neue König das Bedürfnis, sich zu vergöttern. Die Anerkennung solcher Hoheit war von einer ausserordentlichen Tat abhängig.[2]) Zu diesem Zwecke liess der Mann, dem vielleicht etwas von der Natur der Gase bekannt war, einen Osar-Hapi in Gestalt eines geflügelten Kalbes seine Auferstehung feiern und aus dem heiligen Flusse in die Luft steigen.

Dieses Wunder, das der ursprünglichen Anschauung seiner Stammgenossen und den religiösen Begriffen der Aegypter gleichmässig entsprach, wurde allgemein angestaunt und derjenige, der es vollbracht, als Gott anerkannt. Der Ruf des Gott-Königs drang weit übers Meer und fand in der Sage vom aegyptischen Sohne Jupiters ihren Wiederhall.

Röhrenbach i. Niederösterreich.

Neulateinische Abderitenschwänke.

Von Dr. Ludwig Fränkel (Stuttgart).

In meiner ausführlichen Abhandlung „Einzelheiten über Valentin Schumanns Leben, Schaffen und litterarische Stoffe“ (Vrtljhrschr. f. Litteraturgesch. V 453—480)[3]) und meiner Lebens- und Charakterskizze dieses unglückgeplagten, schliesslich verschollenen Redaktors vielvariierter Volkschwänke des 16. Jahrhunderts (in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“, Band 35) habe ich auf dieses Litteraten Ver-

---

[1]) Maspero, Geschichte der morgenländischen Völker.

[2]) Der nicht ernst gemeinte Schwur Josefs beim Leben Pharaos deutet darauf hin, dass andere solche Schwüre ernst gemeint; beim Leben Sterblicher schwört man überhaupt nicht.

[3]) Vgl. dazu die lehrreichen Nachträge der Herren Dr. Fr. S. Krauss und Dr. M. Landau, Am Urquell III S. 313—316. In den „Publikationen des (Stuttgarter) Litterarischen Vereins“ erscheint demnächst von unserem überaus kundigen Fachgenossen Dr. Joh. Bolte (Berlin) eine Ausgabe V. Schumanns mit Parallelen-Liste.

wertung der Schildbürger-Geschichten aufmerksam gemacht und an erstgenanntem Orte S. 466 auf drei eng verwandte noch unbeachtete lateinisch abgefasste hingewiesen. Das betreffende Kleinoktav-Bändchen „Doctae nugae gaudentii jocosi etc. Solisbacit [-Sulzbach], Impensis Johannis Leonardi Buggelii. Anno 1713“, dessen relative Seltenheit wohl bibliographisch kaum leicht erweisbar wäre, befindet sich in meinem Besitze, und ich habe daraus auch in meine kürzlich veröffentlichten „Beiträge zur Litteraturgeschichte der Faustfabel“, Goethe-Jahrbuch, XIV. Band (1893), S. 289—296), die „Fausti Magia“ betitelte Uebersetzung der aus der Goethe'schen „Auerbachs-Keller“-Scene bekannten Schnurre mitgeteilt. Da in der Zeitschrift „Am Urquell“ aller erlangbare Niederschlag des Abderitentums im volktümlichen Schrifttum gesammelt wird, so mögen jene drei Nummern hier wortgetreu abgedruckt sein.

1) p. 66: Pedes baculo percussi.

Fabula quaedam fertur de quibusdam fatuis, qui cum unâ in ripâ fluvii cujusdam consedissent, ac pedes quisque suos aliorum pedibus conjunctos in fluvium demisissent, cum surgendum esset, ignorare coeperunt, utri utrius pedes essent, donec transeuntis cujusdam baculo percussi, suos quisque pedes, sensu videlicet verberum admonitos, ad se traxissent.

2) p. 120—121. Simplicitas quorundam.

Prope patriam meam est vicus agrestis, istic dicuntur inprimis simplices rustici, illorum unus semel ad forum profectus, cum domum rediret audivit in confinibus duos cuculos sibi invicem suo cantu respondentes. Erat autem in sylvâ hâc unus, alter in sylvâ finitimae villae; Et cum cuculus alterius sylvae, suum clamore superare videretur, ille demisso equo, cui insidebat, arborem, atque suum cuculum stridore illo incomposito adjuvabat. Interim lupus equum illius devoravit. Quare rusticus repetens domum suis sociis conquestus est; quomodo propter Reipublicae honorem atque communis emolumenti gratiâ (quòd suum cuculum juvisset) accepisset hinc non mediocre damnum. Undè illi consensu communi atque impensis, damnum illius sublevarunt: indignum judicantes, ut qui pro salute atque honore publicâ laborasset, indè jacturam pateretur.

3) p. 131—132. Incolarum[1]) simplicitas.

Confecerant pueri draconem volantem, et noctu extra urbem in loco editoriori montis, cujus dorso Urbs imposita est, vento commiserant, ut urbi volando immineret. Videbant rem insolitam, et nunquam antea visam incolae, atque egressi attoniti in genua se provolvebant, maximoque ejulatu DEI misericordiam implorabant, donec errore suo cognito luctus in risum fuit conversus. Ab eô tempore vicinae urbes omnes, quam prinùm aliquem ex urbis hujus incolis conspiciunt, cachinnis eum excipiunt, ac misericordia, misericordia ingeminant;

---

[1]) Hier soviel wie „Insasse“ eines ganz bestimmten Ortes (wie Cicero in der 1. Rede gegen Catilina seinen Todfeind incola schimpft); oder „Anbauer“?

quo audito fremunt, atque vindictam spirant, nec sinè gravissimâ offensione id nomen, quacunque etiam occasione prolatum, audiunt, credentes in irrisionem atque ignominiam eorum id efferri.

Es ist zweifelohne unnötig, aus der Fülle nahestehender Anekdoten und volkmässiger Erzählungen bestimmte auszuwählen und neben diese in nicht übles Latein umgegossenen zu stellen. Nur aus unseres sammelglücklichen Mitarbeiters Heinrich Merkens-Würzburg neuem verdienten Buche „Was sich das Volk erzählt.[1]) Deutscher Volkhumor“ (Jena 1892) sei eine Parallele angeführt, zu unserer Nr. 2 daselbst S. 18 Nr. 23 (aus Mundingen in Württemberg; vgl. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I 332). Ausserdem zählt Merkens S. IX f., dann unter „Deutsche Schwabenstreiche“ S. 3—56, endlich in seinen wertvollen quellengeschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen S. 262—267 eine Menge deutsche Provinz-Schildas auf, die sämtliche bisherigen Verzeichnisse, z. B. das in Goedeke's Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Aufl. II 560,5 (von mir notiert Am Urquell III S. 126) wesentlich vermehrt.

Volktümliches aus Schiller und Goethe.

I. Zu Schillers Räubern.

1. Akt, 2. Scene.

Roller. Und endlich gar bei lebendigem Leibe gen Himmel fahren, und trutz Sturm und Wind, trutz dem gefrässigen Magen der alten Urahne Zeit unter Sonn und Mond und allen Fixsternen schweben, wo selbst[2]) die unvernünftigen Vögel des Himmels, von edler Begierde herbeigelockt, ihr himmlisches Concert musicieren, und die Engel mit Schwänzen ihr hochheiliges Synedrium halten? Nicht wahr? —

(Schillers Werke. Krit. Ausg. von Heinrich Kurz. 2. Bd., S. 30, Z. 26 ff.)

H. Düntzer, Schillers Räuber erläutert. Leipzig, Ed. Wartig, 1876. S. 140 sieht in dieser Stelle eine Anspielung auf Hesekiel 29, 7: „Den Vögeln des Himmels zum As werden.“ Unter den „geschwänzten Engeln“ versteht er „eben die Raubvögel“. Diese Erklärung ist, obgleich sie von anderen Erklärern, wie z. B. von Neubauer in der zu Wien bei Carl Gräser erschienenen Ausgabe nachgesprochen wird, unzweifelhaft falsch. Die geschwänzten Engel sind vielmehr, wie der ganze ironisch gehaltene Ton der Stelle (vgl. auch Synedrion = talmud. Sanhedrin, hoher Rat, dann allgemein Versammlung) beweist, Teufel. Der Dichter folgt also der volktümlichen Vorstellung, dass bei den Richtstätten böse Geister ihr Wesen treiben. Düntzer's Erklärung verbietet sich um so mehr, als ja schon kurz vorher von dem „himmlischen Concert der unvernünftigen Vögel des Himmels“,

---

[1]) Hiernach ist die Titelangabe in meiner Anzeige des höchst empfehlenswerten, gleichermassen belehrenden wie ergötzenden Werkes Am Urquell IV S. 56 zu berichtigen.

[2]) wo selbst wäre besser woselbst zu schreiben, zu sprechen mit dem Ton auf der zweiten Silbe, da selbst hier nur eine Verstärkung des Ortadverbiums bildet.

d. h. von dem Geschrei der Raben und anderer Raubvögel, die sich um die Richtstätte sammeln, die Rede gewesen ist. Ob, wie Düntzes meint, Schiller hier als Gegensatz die Scene in Klopstocks Messias XII, 75, wo die Engel um das Kreuz des Heilands schweben, im Sinne gelegen hat, halte ich für zweifelhaft.

II. Zum Urfaust.

In der von Erich Schmidt (2. Abdruck Weimar, Herrmann Böhlau 1888) nach der Görnhausenschen Abschrift herausgegebenen ursprünglichen Gestalt von Goethes Faust finden sich manche volktümliche Züge, die in der späteren Fassung getilgt sind. Dazu gehört auch das folgende:

Die Worte, die der böse Geist in der Domscene des ersten Teils Gretchen zuraunt (Schröers Ausg. V. 3437 ff.):

Und unter deinem Herzen
Regt sich's nicht quillend schon,
Und ängstet dich und sich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

lauten in der Fassung des „Urfaust“ (V. 1324 ff.):

— Und unter deinem Herzen
Schlägt da nicht quillend schon,
Brandschande Maalgeburt!
Und ängstet dich und sich
Mit ahnde voller Gegenwart.

Während Maalgeburt offenbar ein Kind bezeichnen soll, das mit einem Muttermale zur Welt kommt, habe ich mich lange vergeblich bemüht, die Bedeutung von „Brandschande“ zu ergründen. Nur soviel war mir von vornherein klar, dass es eine ähnliche Bedeutung haben muss, wie das folgende „Maalgeburt“. Schliesslich hat mich eine Stelle in Schillers Räubern II. Akt, 3. Scene (Schillers Werke, her. v. Heinrich Kurz, 2. Bd., S. 61, Z. 33 ff.) auf eine, wie ich hoffe, richtige Erklärung geführt. Als sich Schufterle der bestialischen Morde rühmt, die er bei dem zur Befreiung Rollers unternommenen Ueberfalle der Stadt begangen, spricht Moor sein Bedauern und seinen Abscheu aus:

Moor. O der armen Gewürme! Kranke sagst du, Greise und Kinder?

Schufterle. Ja zum Teufel! Und Kindbetterinnen darzu, und hochschwangere Weiber, die befürchteten, unterm lichten Galgen zu abortieren, junge Frauen, die besorgten, sich an dem Schindersstückchen zu versehen und ihrem Kinde im Mutterleib den Galgen auf den Buckel zu brennen.“ Ich vermute danach, dass hier Gretchen (denn die Stimme des bösen Geistes ist doch nur die des eigenen Gewissens nach volktümlicher Vorstellung) die Befürchtung zugeschrieben wird, das Kind unter ihrem Herzen möchte, nach dem Verbrechen, das sie an ihrer Mutter verübt, bei der Geburt Galgen und Rad als Muttermal tragen.

Northeim. R. Sprenger.

Das Wetter im Sprichwort.

Von Heinrich Merkens.

Dass beim Volke die Witterung von jeher eine grosse Rolle gespielt hat, ist ganz natürlich, indem ja fast auf allen Gebieten des menschlichen Tuns und Treibens gar viel vom guten Wetter abhängt. Wenn der liebe Gott die Bitte um unser tägliches Brod erhören soll, dann muss er uns vor Allem zur rechten Zeit Sonnenschein und Regen spenden. Der Landmann, der Winzer, der Gärtner, der Obstbauer, der Forstmann: sie alle richten tagtäglich ihre Blicke hinauf nach dem Himmel voll freudiger Hoffnung oder besorgnisvoll, je nachdem es da oben aussieht, und von den allerdings manchmal recht trügerischen Schwankungen des Wetterglases und den launenhaften Bewegungen der Windrose sind deren Stimmung und Humor gewiss viel abhängiger als von Krieg und Pestilenz. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, dass sich aus der anhaltenden Beobachtung der wechselnden Erscheinungen der Jahrzeiten und der damit verbundenen und sich auf andere Erscheinungen des Naturhaushalts beziehenden Erfahrungen eine Wetterkunde herausgebildet hat, die durch den immer lebendigen Volkmund im Sprichwort ihren Ausdruck findet. So hat sich denn auch mit der Zeit ein ganzer Schatz meteorologischer Spruchweisheit angesammelt, der, jedem gelehrten Widerspruch zum Trotz, doch manches Richtige und Beherzigenswerte enthält. Für die Volkkunde aber ist das Interessanteste daran die naive Form, in der sich diese Weisheit äussert.

Es ist nun keineswegs unsere Absicht, hier eine Sammlung von volktümlichen Witterung- und Bauernregeln zu veranstalten; wir wollen unsern Lesern blos ein paar gute Proben davon aus dem rheinischen Land mitteilen, und zwar aus Köln und Düren. Vielleicht machen sie dem einen oder dem andern Freude; denn es herrscht darin viel Humor.

Köln.

Zinter Vring (St. Severin) wirf der kalte Stein en der Rhing (Rhein); Gerdrück (Gertrud) met der Muus hölt en widder eruus.

Donner un Bletz,
Rähn un Hetz
Em Wingmond (Weinmonat) ze vil,
Verderve dem Boor
Em Fröhjohr et Spil.

Wann et schneit en der Dreck,
Dann friert et, dat et bäck;
Wann et rähnt en der Schnei,
Dann geit de Kält verbei.

Kütt Zint Görres geredde op singem Schimmel,
Brängk uns der Mai 'ne blaue Himmel.

Läht (lässt) der Medardes e Dröppche falle, dann rähnt et dem Kobes (Jakob) op de Naas.

Wann et Margriet en de Nöss (Nüsse) pess, dann wäde se fuul.

Wann et op Maria-Sief (Maria Heimsuchung) rähnt, dann rähnt et veezig Dag.

Wat de Hungsdag (Hundstage) geesse (giessen),
Dat mösse de Druve (Trauben) bösse.

We de Hungsdag anfange, so gonn se och uus.

An Maria Offerung
Deit der Winter ene Sprung.

Wann de Muttergoddes em Rähn üvver der Berg geit, dann kütt se och em Rähn widder heim.

Der Määz
Schöddelt der Stetz;
Der Aprell
Deit wat'e well.

Wann de Höhner sich luse, dann gitt et Rähn.

Zint Martin brängk Föör en der Kamin.

Zint Galle (Gallus) liet der Schnei falle.

Wann de Sonn schingk un et rähnt, hät der Düvel Kirmes.

Wem et Laurentius op der Kopp rähnt, dä setz sich Lambertes en de Brennnessele.

Rähnt et nit Christehimmelfaht, dann dröpp et doch ze Fingste.

Danze de Möcke om Mess,
Dann kütt der Rähn gewess.

Hängk am Kressdach (Weihnachsstag)
Iis an de Wigge (Weiden),
Kans de ze Ostere der Palm deer schnigge.

Düren.[1])

Zent Gierdröck (Gertrud) hät de Maach (Macht) on bränk d'r Saf (Saft) en d'r Staaf (Stab).

Ohvendruht es Bedrauch,
Rähnt et net, dan wenk et dauch.

Spörkel (Februar) säht: Höt ich menges Brohdersch Hahtmohnt (Januar) Gewalt, dan däht ich fürn (vorn) ät Döppe (Topf) sihde on henger befriehrn.

Em Hahtmohnt sitt mir leefr 'ne Wolf komme als 'ne Plog em Fählt (Feld).

Mathihs brich ät Ys, fenk hä keen, dan maat hä een.

Kömp der Wenk van Zent Mathihs (über Trier),
Dan wees mir, dat hä Rähn häne blihs.

Wan d'r Wolf op Leechmessdaag senge Schatte sitt, krüf (kriecht) hä nauch 6 Wooche en de Äet.

Zent Baathlomies spaat Botter on Kies, verbeht lenge Hosse on Strüh-Höht.

'Ne gröhne Kressdag gitt 'ne wisse Poorsche (Ostern).

Ät es kehne Prel (April) äsu goht,
Of ä sätz jedem Zongstäck 'ne Hoht.

Wan de Katze sich waische, dan git ät Rähn.

Wan et rähnt en ät Messboch, dän rähnt et de ganze Wooch en ät Krockdoch (Krauttuch).

Drocke em Prell d'r Buer net well.

Wat onse Hergott welt erhahlde,
Dat läst em Mai hä nit verkahlde.

Matheisdaag küt dä kahle Steen en de Baach,
Zent Gierdröck met d'r Muus höllt en wedder druus.

Wan d'r Prell Spektakel mäet,
Es ät god vür Köh on Päed.

Fange se an ze länge,
Dan fange se och an ze strenge.

Vom deutschen Michel.

Die Michaeliszeit gibt häufig Veranlassung, den Lesern die Erklärung vorzuführen, die Bezeichnung „Deutscher Michel" sei von dem Winteranführer Michel Obentraut entlehnt, der am 25. Oktober 1624 in der Schlacht bei Seelze tötlich verwundet, als Gefangener zu Tilly gebracht wurde und bald seinen Wunden erlag. Tatsache ist

---

[1]) Vgl. P. J. Fischbach und J. van der Giese, Dürener Volkstum. Herausgegeben von H. J. Werners, Düren 1880.

allerdings, dass die Dänen diesen tapferen und biederen Reiterhauptmann den „Deutschen Michel" nannten. Hierzu gab Name und Nationalität des im dänischen Heere dienenden Führers Anregung. Vom deutschen Michel berichtet aber germanische Geschichte bereits um 700 Jahre früher, und zwar in einer Weise, welche besagt, dass der deutsche Michel als ein göttlicher Schutzpatron gedacht wurde. Dies ergibt sich schon aus dem alten Michaelliede, von welchem folgende Strophen hier aufgenommen werden mögen:

„Des Himmels Geister allzumal,
Herzog Michael,
Vermehre deiner Kämpfer Zahl,
Herzog Michael.
O steh uns zur Seite,
O hilf uns zum Streite,
Herzog Michael, Herzog Michael!

Die Engel rufe auf zur Wehr usw.
Entbiete dein Vasallenheer usw.

Von Pest und Hunger uns befrei,
Der Knechtschaft Ketten brich entzwei."

Dieses Lied mag wohl in der Zeit entstanden sein, in welcher die Macht der Ungarn schwer auf Deutschland lastete. Als Heinrich I. oder der Finkler an die Lösung der Aufgabe ging, das deutsche Volk von der Tributpflichtigkeit gegen die Ungarn zu befreien, begnügte er sich nicht damit, unter grossen Opfern das deutsche Heer neu zu organisiren, er sorgte auch dafür, die Krieger mit Begeisterung und Vertrauen zu erfüllen. Zu den Mitteln, die diesem Zwecke dienen sollten, gehörte auch die Herstellung eines Banners mit dem Bildnis Michaels. Als im März 933 der Befreiungkampf bei Merseburg begann, liess er das Banner enthüllen, und seine Erwartung, dass die Krieger unter diesem Zeichen mit Todverachtung und Siegzuversicht sich auf den Feind werfen würden, ging glänzend in Erfüllung. Die Kämpfer zweifelten nicht, dass Michael mit seinem Seelenheere den Deutschen beistehe und den Sieg verleihen werde, sofern sie nur ihre Schuldigkeit tun würden. Sie erfüllten sie, und die immer siegreichen, von allen Völkern gefürchteten Ungarn erlitten eine furchtbare Niederlage. Erst 22 Jahre später wagten sie einen Rachezug gegen Deutschland. Mit ganzer verfügbarer Macht brachen sie in deutsche Lande ein, und Otto I., der ihnen auf dem Lechfelde entgegentrat, liess ebenfalls und mit demselben Erfolg das Michaelbanner vorantragen.

Michael ist gebildet aus dem hebräischen Mi - ka - el: Wer ist gleich Gott. Er galt als Vorsteher im Paradies, als Empfänger und Führer der Seelen verstorbener Menschen, als Stellvertreter Gottes, als Beschützer guter Menschen und Bekämpfer des Teufels. Er wurde dargestellt als Drachentödter, weil der Drache als ein hervorragendes Geschöpf des Teufels angesehen wurde. Diese Vorstellung stimmte annähernd überein mit derjenigen, welche die heidnischen Germanen

von ihrem Wodan-Odin hatten, dem obersten Lichtgott, dem Herrscher in Walhalla, wo die Seelen der im Kampfe für eine gute Sache gefallenen Krieger Aufnahme fanden. Die Seelen führten unter Wodan nicht, wie oft irrtümlich dargestellt wird, nur ein dem Genuss gewidmetes Leben, sondern folgten dem deutschen Schutzgott in den Kampf gegen die verderbendrohenden Glutriesen und Winterriesen. Sie bildeten das Heer, an dessen Spitze Wodan über die Erde hinzog. Die Bezeichnung „Wütendes Heer“ bedeutet so viel als Wodan's, „Wuotan's Heer“.

Das Volk gewöhnte sich allmälig an den Namenwechsel, der wie mancher andere nur den Zweck hatte, wenn nicht neutestamentliche, so doch wenigstens alttestamentliche Vorstellungen den germanisch-heidnischen zu unterschieben und so das Heidentum aus der Erinnerung des Volkes zu verdrängen. Die heiligen Berge Wodans, Wodens-, Godensberge, wurden vielfach in Michaelsberge umgetauft, einzelnen ist jedoch der alte Name bis heute geblieben.

Der Name Michael wurde allmälig als eine berechtigte Hohnbezeichnung des deutschen Volkes gebraucht. Nachdem durch die Selbstsucht der Fürsten die Reichmacht gebrochen war und die Feinde oft schon weit in unser Vaterland hereingebrochen waren, ehe der Reichtag zu einem Beschluss darüber kam, ob und wie der böse Nachbar bekämpft werden sollte, hört die Achtung vor dem deutschen Volke und seinem Schutzpatron auf. Man identificirte das hebräische Michael mit dem germanischen Mihil, Grösse, Stärke, und gab ihm den Nebenbegriff von Unbeholfenheit.

Hannover. Dr. Bernh. Saubert.

Alltagglauben und volktümliche Heilkunde galizischer Juden.

Von B. W. Schiffer.

151) Eine Mutter, die nach langer Unfruchtbarkeit endlich ein Kind bekommt, oder bei der schon mehrere Kinder gestorben sind, macht ihnen kein neues Hemdchen noch neues Kleidchen, sondern näht welches aus den von ältern Kindern getragenen Kleidungstücken um. 152) Es ist auch üblich, das Kind einer Mutter, bei der schon mehrere Kinder gestorben sind, an die Hebamme oder an eine andere mit Kindern gesegnete Person zu „verkaufen“, damit es in deren Besitz besser gedeihe. 153) Will man nach der ersten Geburt weiter einen Knaben bekommen, so gebe man die Nachgeburt einem Hunde, wenn ein Mädchen, einer Hündin zum Verzehren. (Ein wirksames, aber gottloses Mittel, bemerkte mir eine alte jüd. Hebamme; da nach jüdischem Brauch mit Teilen des menschlichen Körpers ein solcher Missbrauch nicht getrieben werden darf; die Nachgeburt muss man vielmehr sorgfältig vergraben.) 154) Unfruchtbare Frauen mögen, so oft sie in der „Mikweh“ (jüd. rit. Tauchbassin) baden, daselbst

neun mal untertauchen und ihr Uebel wird gehoben. 155) Oder sie trachten neun mal hintereinander mit einer Braut, wo diese vor der Brautnacht das erste rituelle Tauchbad nimmt, zusammen zu baden. 156) Andere legen ihr, vom Menstruationblute beschmutztes Hemd an einem Scheidewege nieder. 157) Schwangere Frauen mögen sich hüten, in den Ofen zu blasen, um das Feuer zu schüren, denn davon bekommt das Kind einen kurzen Atem, und ist dem Keuchhusten ausgesetzt. 158) Schreitet eine Schwangere über gespaltenes Holz hinweg, so bekommt das Kind eine gespaltene Lippe. 159) Erschrickt die Schwangere vor einem Gegenstand, so bekommt das Kind ein Mal in Form des Gegenstandes, an derselben Körperstelle, welche die Mutter im Schreck ergriffen hat. Mittel dagegen: die Frau stecke die Hand in den Gürtel und besehe ruhig den Gegenstand, der ihr Schreck eingejagt hatte. 160) Auch tauche sie im 5., 7. und 9. Monate der Schwangerschaft jedesmal neun mal unter. 161) Weiteres Mittel: die Frau beobachte im 9. Monate der Schwangerschaft genau denselben Enthaltsamkeitritus und nehme dieselben rituellen Tauchbäder, als wenn sie an diesem Monate menstruiren würde. 162) Wer einer Schwangeren eine Bitte abschlägt, dessen Kleider fressen die Mäuse; um sich davor zu schützen, werfe man der abgewiesenen Schwangeren etwas nach, z. B. Stroh, Späne u. dgl. 163) Dadurch fügt man aber dem Kinde keinen kleinen Schaden zu; denn dieses wird dann den Hang haben, den Gegenstand, von dem man der Mutter nachgeworfen, zu kauen. 164) Frauen, wie auch unverheiratete Mädchen, hüten sich, ein von Ratten zerfressenes Kleid zu flicken, denn sie werden dadurch später keine Milch zum Stillen ihrer Kinder haben. 165) Bekommt eine Frau Geburt-Wehen, so öffnet man alle im Hause vorhandenen Schlösser, löst alle Knoten, und wenn Mädchen da sind, so löst man deren Zöpfe. 166) Wer zu einer Wöchnerin zu Besuch kommt, spreche: „Wie viel Nägel im Dach, so viel 'Melachim' (Engel) gehen (vor dem Kind) auf der Wach.“ 167) Man hänge einen Besen und eine Hacke in den Schornstein bei einer Gebärerin. 168) Der Wöchnerin lege man unters Kissen ein Gebetbuch, einen Gebetmantel, ein Haupt Knoblauch, ein Messer, am besten ein Beschneidungmesser. 169) Auch nach dem Wochenbett trage die Mutter vier Wochen lang ein Messer bei sich. 170) Vier Wochen lasse man das Bett, worin die Wöchnerin gelegen, unzugebettet. 171) Das alles ist zum Schutze vor dem „Unguten“, der in Gestalt einer schwarzen Katze erscheint, um Kind und Mutter zu schädigen. Die erste Zeit darf man das Kind nicht allein lassen, damit es die Teufel nicht verwechseln. Dieser offenbar von den Slaven herübergenommene Glaube erscheint sehr undeutlich und verwischt, denn weder hat man eine Vorstellung von den Wesen, die die Kinder rauben und Wechselbalge hinterlegen, noch kennt man irgend ein Mittel, das geraubte Kind wiederzugewinnen. Meist herrscht die Vorstellung vor, dass der „Ungute“ das Kind erwürgt. — (Die von der Kabbalah vorgeschriebenen Amulette, mit kabbalistischen Formeln,

Engel- und Teufelnamen gefüllt, werden als Ritus aufgefasst und gebraucht, ohne jedoch im Volkglauben irgendwie zu fussen; ich übergehe sie deshalb ganz.)

Vier polnische Lieder.

Von A. Treichel.

Kürzlich erhielt ich vier charakteristische Lieder in polnischer Mundart, welche von dem Hofmeister in Sietzenhütte B., Kr. Berent, in die Hand des Herrn A. Sietz diktiert waren, und in deren sprachlich richtiger Wiedergabe mich Herrn Dr. Ign. Klein in Alt-Kischau gütigst unterstützt hat. Ich halte dieselben der Veröffentlichung im Urquell für wert, ehe ich sie in meine beabsichtigte Sammlung provinzieller Slavica aufnehme und füge einem jeden ausser der deutschen Uebertragung noch besonders wissenswerte Erläuterungen hinzu. Das erste ist ein Wiegenliedchen, das andere ein Kinderlied voller Schilderung, die beiden letzten didactische Lebensweiser. Ein jedes hat seine Art, die kurz und lebendig kennzeichnet.

I. Wiegenlied vom Hasen.

1) Op jenem Bargke siedzi zając (sitzt ein Hase),
Mit seine potki (Füsschen) przebierając (trommelt er);
Żeby ja go poruchała (wenn ich ihn würde anrühren),
Żebym takie potki miała (wenn ich solche Pfotchen hätte),
Tak (so) wie der zając (Hase)!

2) Op jenem Bargke siedzi zając,
Mit seine oczki (Augchen) pozierając (guckt er aus);
Żeby ja go poruchała,
Żebym takie oczki miała,
Tak wie der zając!

3) Op jenem Bargke siedzi zając,
Mit seine uszki (Ohrchen, Löffel) poruchając (rührt er);
Żeby ja go poruchała,
Żebym takie uszki miała,
Tak wie der zając!

Kinder- oder Wiegenliedchen in einem äusserst ansprechenden Wechsel von Deutsch und Polnisch. Die Anwendung des plattdeutschen Idioms scheint mir auf eine grössere Volktümlichkeit hinzudeuten. Das Anrühren bringt hier nach uralter Anschauung den Besitz zu Wege. Statt uszki hört man auch deutsch-verpolnischt ohrki, Oehrchen; sowie: ztemi Füsschen, statt: mit seine potki. Im ganzen erinnert dies zarte und liebliche Liedchen an den bekannten studentischen Refrain: Dort auf jenem Berge, 1, 2, 3, Sitzen kleine Zwerge, 1, 2, 3.

II. Der tote Mückerich.

1) Aż téż komar z dęba spadł, Potłukł sobie w dupie gnat.	Ein Mückerich fiel von der Eiche, Zerschlug sich im H. den Knochen.
2) Pytała się komara, Czy on chciał doktora?	Da fragte die Frau Mücke, Ob er wolle einen Arzt?
3) A on niechciał doktora, Jeno księdza przeora.	Aber er wollte nicht 'nen Arzt, Sondern den Prior.

4) Ani żadnéj apteki,
Tylko rydla, motyki.

Wollte auch keine Medicin,
Sondern Spaten und Hacke.

5) Był tam pogrzeb wspaniały,
Aż się muchy zleciały,

Es gab ein herrschaftliches Begräbnis,
Bis die Fliegen zusammen flogen.

6) I przyszło wilków sześć,
Chcieli cało komarów zjeść.

Und es kamen der Wölfe sechs,
Wollten das Ganze der Mücken verzehren.

Przeora ist ein höherer Geistlicher. Ein ähnliches Lied findet sich bei Dr. Jos. Nadmorski: Kaszuby i Kociewie S. 158. aus Kr. Carthaus, als Zwischenlied beim Hochzeitmahl, welches allerdings nicht bis zu Ende ausgeführt, weil als bekannt vorausgesetzt war, mir aber als der Anfang zu meinem Liedchen erscheint.

III. Der Buckelige.

1) Nie będę się żenić, będę tak się żywić,
Żem trochę garbaty, rad się bardziéj skrzywić.

2) Nie będę się żenić, aż po wielkiéj nocy,
Wezmę sobie takie dziewczę, co ma czarne oczy.

3) Nie będę jéj bić, będę ją szanował,
Da i Pan Bóg małe dziatki, będę je piastował.

4) Da mi Pan Bóg syna, dam go do wyświęcenia,
Da mi Pan Bóg córkę, dam ją do klasztoru.

1) Nicht werde heiraten, werde so mich ernähren,
Weil ich etwas bucklig bin, möchte gern mich tiefer bücken.

2) Nicht werde ich heiraten, als bis zur grossen Nacht,
Werd' mir nehmen solch ein Mädchen, das hat schwarze Augen.

3) Nicht werde ich sie schlagen, werd' ihr aber schöne thun,
Und giebt der Herr Gott kleine Kinder, werde ich sie wiegen.

4) Giebt mir der Herr Gott einen Sohn, so geb' ich ihn zur Priesterweihe,
Giebt mir der Herr Gott eine Tochter, so geb' ich sie ins Kloster.

Der Bucklige will sich scheinbar nicht verheiraten, da er sein Loos kennt. Doch nennt er wiederum bereits den Termin und erhebt seine Augen selbst zu einer Schönheit. Die grosse Nacht ist das Osterfest. Sein Loos ist das Wiegen der Kinder, von welchen er schon im Voraus den Sohn für die Priesterweihe, die Tochter aber für's Kloster bestimmt.

IV. Der bekehrte Zweifler.

1) Sam nie wiem, co mam czynić,
Czy wędrować, czy się żenić.
Wędrować mnie nóżka boli,
Ożenić mnie braknie woli.

Allein weiss ich nicht, was ich soll machen,
Ob ich soll wandern, ob mich verheiraten.
Nach Wandern thut mir das Füsschen weh,
Zum Heiraten fehlt's mir am Willen.

2) Ożenić, to będą dzieci,
Będzie jeden, drugi, trzeci.
Jeden woła: Tato, chleba!
A ten drugi: mnie potrzeba!
Trzeci mówi: kup mi konia;
Nie będę ja siedziała w domu.

Heiraten, das wird geben Kinder,
Es wird sein eines, zweites, drittes.
Eines ruft: Vatchen, Brot!
Und das zweite: mir ist nötig!
Das dritte aber: kaufe mir ein Pferd;
Nicht will ich zu Hause sitzen.

3) Pojadę na zaloty,
Szukać żony do roboty;

Werd' ich fahren auf die Freischaft,
Suchen eine Frau zur Arbeit;

Pojadę ja żonki szukać,	Werd' ich fahren, ein Frauchen suchen,
Co może prząść i motać.	Das kann spinnen und auch wickeln.
4) I uprzędła dwie spuleczki	Es hat gesponnen zwei Spulchen
I motała dwie sztuczeczki,	Und hat abgewickelt zwei Tockchen,
Osnowała dwie osnówki	Hat aufgezogen zwei Webestückchen
I utkała dwa rękawki.	Und hat gewebt zwei Aermelchen,
5) Tydzień tkała, tydzień szyła,	Eine Woche webte es, eine Woche nähte es;
Dwa dnie nosił, dziura była,	Zwei Tage trug ich sie, ein Loch entstand,
Wzięła łatę, załatała;	Da nahm es einen Flicken und flickt es zu;
Już ja męża przyodziała.	Schon kleidet es den Mann (so) ein.
6) Moja żonka, moja złota,	Mein Weibchen, mein goldenes,
Choć nie przędzie, ale mota.	Wenn es auch nicht spinnt, doch wickelt es.
Moja żonka pracowita,	Mein arbeitsames Weibchen,
Nie wyjdzie srać, aż zaświta.	Nicht geht's eher auf das Töpfchen, als bis das Zwielicht graut.

Noch mehr angeführt in der bewussten Sache erscheint dieser andere, ebenfalls unbekehrte Zweifler. Zwar sind ihm die geschilderten Anforderungen der notwendigen und nicht im französischen Zweikammersystem gehaltenen Eheprodukte bekannt; doch ohne dass er zu einer Schönheit aufblickt, geschieht auch ihm sein Loos: sein goldenes Weibchen webt und wirkt recht lange auf unbedeutende Dinge, die soviel Tage halten, wie sie in ihrem Fleisse Wochen gebrauchte. Ihre einzige Stärke finden wir in der letzten Strophe. Zaświta ist das Morgengrauen, das Zwielicht, die Zeit zwischen der gesunkenen Nacht und der aufstrebenden Sonnenhelle. Andere, wirklich arbeitsame Frauen haben dann eine grössere, uneigennützige Fürsorge zu entfalten.

Kopflose Spukgeister.

Eine Umfrage von H. F. Feilberg.

IX. 1. Der Hocken-Schmied von Hessental ging am hellen Tage von Kleinwallstadt durch die hohe Wart nach Hause. Als er an die Grenze zwischen der hohen Wart und der Hessentaler Markung kam, sprang ihm ein Pferd ohne Kopf auf den Rücken und fuhr mit ihm bis zum Erlenbrunnen. Dort lag ein Tränktrog für das Vieh, woran sich der Mann fest anhielt und mit einer Hand Wasser über seinen Rücken auf das Pferd warf. Da sprang es ab und war verschwunden.

Die Sagen des Spessarts, gesammelt von A. v. Herrlein, Aschaffenburg, 1851, S. 162.

2. Sagen von kopflosen Reitern, s. Fr. Panzer, Bay. Sagen und Bräuche, Bd. I, Register, S. 400 („kopflose reiter") und Bd. II, Register, S. 586 („reiter ohne kopf"). Besonders interessant ist die Sage „Das wütende Heer bei Pirmasens", Bd. I, S. 198: (Mündlich.) Der Erzähler, ein Jäger, war einst auf dem Anstand. Da kam eine sehr grosse, schön gefleckte Katze, welche sich in seine Nähe machte und ihm schmeichelte, wie Katzen zu tun pflegen. Der Jäger fand das Tier unheimlich und entfernte sich, um einen anderen Platz auf-

zusuchen. Kaum war er da, so kam die Katze wieder, schlich um ihn herum, kletterte auf einen Baum und sah ihn fortwährend mit ihren scharfen Augen an. Der Jäger wollte erfahren, ob er eine wirkliche Katze vor sich habe, und legte auf sie an. Plötzlich schwoll das Tier, rollte die feurigen Augen und brauste in den Wald. Ein Sturm erhob sich, welcher alle Bäume umzureissen drohte. Des anderen Tags fragte ihn sein vorgesetzter Revierjäger, ob ihm gestern nichts begegnet sei? Er hielt anfangs mit der Erzählung zurück, teilte sie aber dann doch mit, worauf der Revierförster sagte: Nun sei ihm die Erscheinung erklärbar, denn er habe in derselben Zeit auf dem Kreuzweg einen kopflosen Reiter gesehen; das war das wütende Heer.

Vgl. ferner Panzer, II, S. 108 (ein Spukgeist stösst beständig seinen Kopf, der immer bergauf will, gewaltsam mit den Füssen hinab — Bamberg).

3) Vgl. Schambach und Müller, Nieders. Sagen und M., Gött. 1855, S. 197 (kopfloser Esel), S. 199 f. (Sagen von kopflosen Schimmelreitern), S. 202, Nr. 220 („Der Mann ohne Kopf“ — 5 Sagen), S. 204, 205, 207, 216. Vgl. auch die betr. Anmerkungen, S. 362 ff.

4) Vgl. Zs. d. Ver. f. deutsche Volkkunde, 3, 174, wo eine Sage von einem kopflosen Geiste aus dem Stubaithale berichtet wird.

München. A. Englert.

Beim Durchlesen des hübschen Materials, welches die Umfrage von H. F. Feilberg: „Warum gehen Spukgeister kopflos um?“ zu Tage gefördert hat, fällt mir folgende einschlägige Erzählung eines holländischen Schiffmaaten ein, die er uns vielfach bei gemeinschaftlichen Wanderungen durch Liverpools dunkelste Stadtteile aufgetischt hat.

Ein Freund seines Vaters bekam häufig, wenn beide auf den Strassen von 's Gravenhage oder auf den Feldwegen der Umgegend herumstrolchten, von unsichtbarer Hand mehrere so kräftige Ohrfeigen versetzt, dass er hintaumelte. Man consultierte darüber einen als Geisterseher bekannten Professor der Theologie zu Utrecht, und dieser riet dem Manne sofort, wenn er wieder einmal von dem Spuk angefallen würde, um sich herum zu schlagen; dadurch würde er seinen Feind unschädlich machen. Kaum trat er aus der Wohnung des Professors heraus, so erhielt der Mann schon wieder eine Ohrfeige, er verteidigte sich und zu seinen Füssen rollte der Kopf eines ihn hassenden Arbeiters aus der Vaterstadt. Wie er nach Hause kam, hörte er, dass jener sich in dem Augenblicke, als er den unsichtbaren Gegner unschädlich machte, die Kehle durchgeschnitten hatte. Der kopflose Geist soll dann noch oft den beiden Freunden erschienen sein.

Unsere Hofweiber sagen, dass nur die Geister von Hingerichteten oder solchen Personen, die sich selbst die Kehle abschnitten, kopflos umgehen, wie diejenigen, denen der Teufel einst das „Genick“ umdrehte, auch nach dem Tode so dem Menschen erscheinen müssen.

Im Schlosse zu Curtwitz, Kr. Nimptsch, Schlesien, pflegt eine

weiss gekleidete Frau ohne Kopf in der Mitternachtstunde zu spuken.

Vor mehreren Jahren mussten dort, so erzählt mir eine unserer Arbeiterfrauen, welche längere Zeit in jenem Rittersitze gedient hat, einige Weiber sehr lange schmutziges Zeug waschen, da die Herrschaft auf Wochen verreisen wollte. Gegen 11 Uhr abends entfernte sich eine von ihnen, um ein Bedürfnis zu verrichten, so dringend ihr auch die Genossinnen davon abrieten, unter Lachen über deren Aberglauben. Sobald sie indessen auf den Gang hinauskam, sah sie eine lange, weisse, kopflose Frauengestalt vor sich stehen, die ihr fortwährend winkte. Sie wollte zwar nicht folgen, aber eine übernatürliche Gewalt drängte sie vorwärts. So ging es denn in raschem Tempo durch alle die vielen Gänge, zahlreiche Zimmer hindurch, da jedwede Thür sich von selbst öffnete und wieder „zublitzte“. Endlich kam man zum Kartoffelkeller, auch hier sprang die durch zwei feste Schlösser verwahrte Pforte laut krachend auf. Kaum war man jedoch einige Schritte weit vorgedrungen, so schlug die Turmuhr 12, die Erscheinung verschwand, das Weib fiel ohnmächtig zu Boden.

Man suchte, nachdem der Inspector und Vogt geweckt worden waren, volle zwölf Stunden vergeblich nach der Wäscherin, endlich, als der Kartoffelkeller, ein ehemaliges Burgverliess, um den Wirtschaftbedarf daraus zu entnehmen, geöffnet war, fand man das Weib. Es starb bald, beichtete dem Pfarrer jedoch zuvor das Erlebnis. [Hier haben wir Frau Holda, wie sie „leibt und lebt“, venia sit verbo (cf. Weinhold „Schlesien in mythologischer Hinsicht“, „Schlesische Provinzialblätter“, Neue Folge, Bd. 1, S. 193 ff.). An die alte „Göttermutter“ erinnert überhaupt gar Manches hier z. B. die „Höllaberge“ bei Schlaupitz, Langenöls u. s. w., die „Spillahole“, „Popelhole“, eine eigenartige Kopfbedeckung resp. Vermummung (s. auch Weinhold l. c.) und auch die wundertätige Maria zu Stoschendorf, Kr. Reichenbach u. d. Eule, die ab und zu ihre Lieblinge durch Wetterprognosen erfreut, dürfte wohl von der christlichen Kirche an die Stelle jener heidnischen Gottheit gesetzt sein.]

Unsere Leute berichten mir ferner, dass im Garnisonlazaret zu Breslau dem früheren Inspector, — nicht alle Personen sehen ja Geister, sondern bloss gewisse bevorzugte Menschenkinder —, ständig vor dem Hinscheiden eines Patienten eine weisse, kopflose Gestalt erschienen sei.

Zum Schlusse dieses kurzen Berichtes erlaubt sich der Verfasser auf den eigenartigen schlesischen Brauch hinzuweisen. Leuten, die sich erhängten, nachdem man sie abgeschnitten hat, eine kräftige Maulschelle zu versetzen, angeblich, um sie zu erlösen. Geister solcher Menschen sollen aber doch, wie früher bereits mitgeteilt wurde, kopflos umgehen; wie reimt sich das zusammen?

Schlaupitz b. Reichenbach u. Eule. Karl Knauthe.

Sprichwörter galizischer Juden.[1]

Von J. A. Charap in London.

1. As die Balbuste (Wirtin) is a Schlimesalnice (unbeholfen) is die Katz a Berje (geschickt). (B. 52.)
2. As der Maloch-hamuwes (Todengel) is in Studt, billen (bellen) die Hünd. (talmudisch.)
3. As m' schickt a Naar auf dem Mark (Markt) freien sich die Krämers. (B. 114.)
4. Es is besser mit a klügen zi ferlieren, lider mit a Naar zi gefinnen. (B. 288.)
5. Sint der Tojt (Tod) is aufgekimmen, is m' nicht sicher miten Leben. (B. 1727.)
6. Jakïef Puriem, takïef Peisach (wie der Purim, so ein Pesachfest). (B. 862.)
7. A ganz Juhr (Jahr) schüker (besoffen) in Pürim nichtern. (B. 14.)
8. Jeder Schüster geiht burwis (barfuss).
9. Jeder Melamed (Lehrer) mis sajn a Schwonc[2]).
10. Jeder Sojfer (Schreiber) mis sajn a kapcen (Arm) (talmudisch).
11. Ubgerechent is halb bezuhlt (Abgerechnet ist halb bezahlt).
12. As me hot nich ka Geld geiht m' schlufen. (B. 873—876.)
13. As die Meidlert kennen nicht tanzen, sugen sie, dass der Klesmor (Musikant) kenn nicht spielen. (B. 51.)
14. As m' hot a Parach (Grind) geiht m' kan Mizrajim (Egypten).
15. A schlafriken losst m' nicht über. (B. 1281.)
16. Alle Chasunim (Sänger) sennen Narunim (Narren). (B. 1140.)
17. As m' hot nicht ka Geld is m' a Mess (Toter). (talmudisch.) (B. 876.)
18. Die Hojsen (Hosen) soll m' versetzen in a Ojscher soll m' sain.
19. As die Maus is satt, is dus Mehl bitter. (B. 64.)
20. As der Worm (Wurm) is in chrejn dacht sich ehm, es is kein bessers nicht du.
21. Jeder Baldarscher (Prediger) darscht (predigt) für sanitwegen. (B. 509.)
22. Fräg nicht dem Rojfel (Arzt), nur dem Chojle (Kranken). (B. 635.)
23. As die Pawy (Pfau) schreit is a Simen (Zeichen) as es brennt.
24. Fün Pochfederen kimmt weiche Rebeches (Polster).
25. As m' git a ferd (Pferd) Obrik (Sene) tantzt es.
26. Kitzelt a Mess (Toten), rührt er sich?
27. As m' esst nicht kan Knobel stinkt m' nicht.
28. Mit a Naar hot m' Zaar (Kränkung). (B. 536.)
29. As dus Redele dreit cech (drehet sich) dreit cach alles.
30. A Kaczke (Ente) a Heyndik? abi ein Off (nur Geflügel).

---

[1]) Aus der Gegend von Krakau. In der Schlussklammer sind die Varianten angegeben, die im Ign. Bernsteins: Jüdischen Sprichwörtern, Warschau 1888, 1889, vorkommen. D. Red.

[2]) Schwanz für Zopf. Sonst: angebrintschelter Narr, d. h. Pedant, verzopfter Bücherweiser.

Bauopfer.

(Vrgl. U.-Q. II, 25, 189, 190; III, 164, 165, 233.)

Fin Mauerer aus Feddringen in Ditmarschen erzählte Folgendes: „Ich wollte im letzten Winter meinen verfallenen Feuerherd wieder aufmauern, und fand unter ihm einen heilen Topf mit der Oeffnung nach oben, der offenbar dort vergraben war. Darin fand ich nichts als feinen Bauschutt. Der Topf schien Tellingstedter Fabrikat zu sein.“ Ueber den Zweck des eingemauerten Topfes, der wohl so lange unter dem Herd gesessen, als der Herd bezw. das Haus gestanden, wusste er nichts anzugeben. (Ueber vergrabene Töpfe usw. vrgl. Handelmann im „Am Urdsbrunnen“ Jahrg. V, S. 41 uf.)

Derselbe Mann erzählte, er habe mehrfach gehört, dass man in Ditmarschen auch Pferdeschädel in Dreschtennen vergraben habe, damit es, wie man so sagt, beim Dreschen einen besseren Klang gebe. (Vrgl. U.-Q. III, 164.) In Dahrenwurt bei Lunden (Ditm.) fand man bei einem Hause unmittelbar an der Mauer nicht tief in der Erde einen Pferdeschädel.

H. Volksmann.

Die Berliner Tägliche Rundschau vom 31. März 1893 berichtet: „Einer jener ‘Volkschrecken’, wie sie von Zeit zu Zeit die unwissenden Klassen in Indien befallen, ist neuerdings über Lakhsham in Tipperah hereingebrochen. Nach der ‘Times of India’ geht das Gerücht, dass 100 Kinder zu dem Neubau einer Brücke als Opfer verlangt werden. Daraufhin haben die Dorfbewohner Sicherheitmassregeln ergriffen, um ihre Kleinen vor dem Eingefangenwerden zu bewahren; es ist sogar ein strenger Wachtdienst eingerichtet, um die Annäherung von Fremden zu verhindern. Schreckbilder dieser Art tauchen allemal auf, wenn eine neue Eisenbahn gebaut werden soll, da man die Vorstellung hat, dass die Köpfe der Kinder zur Grundlage der Brücken nötig sind. Bei einer solchen Gelegenheit wurden in Bengalen einige unglückliche afghanische Kaufleute von dem Pöbel, der in ihnen die erwarteten Kinderdiebe sah, getötet. Die Distriktbeamten machen alle Anstrengungen, die Bewohner Lakhshams zu beruhigen; ob es ihnen gelingen wird, ist jedoch sehr fraglich.“

Dass dieser Schrecken der Bevölkerung von Lakhsham, wenn man die in Indien herrschenden Anschauungen berücksichtigt, nicht grundlos ist, geht aus einer Bemerkung Liebrechts in seinem Aufsatz ‘Die vergrabenen Menschen’ (Zur Volkkunde S. 286) hervor, welcher nachweist, dass der Gebrauch, Kinder in den Grundstein von Bauten einzumauern, um ihnen Festigkeit und Dauer zu geben, auch in Vorder- und Hinterindien, in Borneo und Japan bestand oder noch besteht. Liebrecht verweist auf Tylor, Die Anfänge der Cultur. Deutsch. I, 106 f.

Northeim. R. Sprenger.

Sagen aus der Grafschaft Ruppin.

Von K. Ed. Haase.

Der kleine Mann. Unter dem Namen „der kleine Mann“ bezeichnet man in Kraatz eine Persönlichkeit, welche von der Zeit Friedrichs des Grossen bis zu Anfang dieses Jahrhunderts gelebt und viele wunderliche Dinge ausgeführt haben soll. Man schildert ihn stets als einen unansehnlichen Menschen in schlichtem Anzuge mit einer Tabel auf dem Rücken.

1. Der kleine Mann und der alte Fritz. Eines Tages begegnete der kleine Mann dem alten Fritz, der in einem leichten Wagen daherfuhr. Er bat den König, ihn aufhacken zu lassen, aber vergeblich. Als jedoch der Kutscher etwas weiter gefahren war, hörte er hinter sich lautes Rufen und Schelten; er sahe sich um und bemerkte, dass er mit dem Vorderwagen allein weiter gefahren sei, während der König im Hinterwagen zurückgeblieben war. Jetzt näherte sich der kleine Mann abermals dem Könige. Da wusste der sofort, wem er das Unglück zuzuschreiben habe, und bat den kleinen Mann um Verzeihung. Der aber liess sich nicht nur leicht versöhnen, sondern er unterrichtete den König sogar noch in der Kunst, sich und andere unsichtbar zu machen und zu verwandeln.

Dies sollte ihm im siebenjährigen Kriege einmal sehr zu statten kommen. Als ihn nämlich die Oesterreicher eines schönen Tages verfolgten und ihm schon hart auf der Ferse waren, wusste er keine andere Rettung, als dass er sich und seine Soldaten sofort in Bäume verwandelte. Als die Feinde an den Wald kamen, der, wie sie meinten, den König ihren Blicken entzogen habe, machten sie Rast und banden ihre Pferde an den Bäumen fest. Da verwandelte der alte Fritz plötzlich sich und die Seinen wieder in Menschengestalt, liess seine Preussen, denen die Oesterreicher ihre Pferde am Arme festgebunden hatten, wacker auf die Feinde einhauen und erfocht einen glänzenden Sieg.[1])

2. Der kleine Mann und der Bauer. Der Urgrossvater der noch heute in Kraatz lebenden Bauernfrau Wilhelmine R. fuhr einst mit einem Wagen voll Roggen nach Ruppin zu Markte. Unterwegs begegnete ihm der kleine Mann mit seiner Tabel und bat ihn, mifahren zu dürfen. Der Bauer liess ihn aufsteigen; der kleine Mann aber meinte, dass seine Tabel wohl zu schwer für die drei Pferde vor dem Wagen sei. Der Bauer lachte und sagte, er wolle die Pferde totschlagen, wenn sie ihn nicht fortzögen. In der Tat aber konnten die Pferde trotz aller Anstrengung nicht weiterkommen. Jetzt stieg der kleine Mann wieder vom Wagen herunter, und siehe!

---

[1]) Vgl. W. Schwartz, Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg. 2. Aufl., Berlin, W. Hertz, S. 177 Nr. 126, wo dieselbe Sage vom alten Zieten erzählt wird.

— die Pferde zogen weiter. Als der Bauer nun in Ruppin sein Korn verkaufen wollte, kam der kleine Mann auf ihn zu und bot ihm zum Dank für seine Freundlichkeit alles Korn, das er in seiner Tabel hatte, als Geschenk an. Der Bauer lachte und sagte: „Wirst wohl eine halbe Metze darin haben.“ Aber siehe da, der kleine Mann öffnete seine Tabel und schüttete zwei ganze Wispel Roggen heraus.

3. Der kleine Mann und der Schäfer. Ein Schäfer konnte trotz aller Sorgfalt sein Vieh nicht fett bekommen. Als er deshalb eines Tages traurig auf einem Steine sass, kam der kleine Mann auf ihn zu, holte aus seiner Tabel einen Hut heraus und gab ihn dem Schäfer, indem er sagte, wenn er diesen Hut aufsetze, so werde er unsichtbar werden. Er könne dann sein Vieh auf die besten Weiden treiben und es also bequem fett machen. Jedoch solle er sich hüten, mit dem Hute Missbrauch zu treiben. Der Schäfer dankte hocherfreut, benutzte den Hut und hatte jetzt immer fettes Vieh.

Als er aber eines Tages auf eine Hochzeit geladen war, da setzte er, als die Teller zum Einsammeln des Opfers für Pfarrer und Küster umhergingen, unbemerkt den Hut auf und leerte sie unsichtbar. Ja er ging in seinem Uebermute so weit, einen Teller in unanständiger Weise zu beschmutzen. Da öffnete sich plötzlich die Thür, und herein trat der kleine Mann. Ohne weiteres schritt er auf den unsichtbaren Schäfer zu, riss ihm den Hut vom Kopfe und stellte ihn vor aller Augen bloss. Der Schäfer wurde von den Hochzeitgästen tüchtig durchgeprügelt und starb darauf in Armut.

Mitgeteilt von Herrn Snethlage zu Kraatz.

Ein Erntespruch.

Aus Bussin bei Stralsund teilt mir Herr Lehrer Pennse folgenden Erntespruch mit, der von der Grossmagd bei Ueberreichung des Erntekranzes an die Herrschaft gesprochen wird:

Hier kåm ik her mit min'n Austlkranz; Wi sünd uns vörmau'n êin lustig'n Danz, Êin lustig'n Danz, êine brâ'ne Gans, Êin brânes Haun, Êin'n fett'n Karpaun, Êine grode Tunn Bier, Doarüm sünd wi hier. Mit twölf Binn'n[1]), Doarmit hebben wi den Aust vollendt. Wie hebben meigt, wie hebben bunn'n, Wie hebben inführt, dat Sand, dat stoewt. Dêi Herrschaft'n hebben uns verihrt, dêi Disch het sik boegt; Op alle vier Ecken op diss'n Disch Êin'n brun gebrâ'n grot'n Fisch, Un in dêi Mirr ne Kann mit Win, Dat schall uns' Herrschaft Gesundheit sin. Ik wull'n Herrn birr'n äm'n Grotknecht, Doarmit wull ik hüt Åbend spring'n linksch un rechtsch. Ik wull dêi Madam birr'n üm'n Hushåhn, Doarvör wull ik hüt Åbend recht krus gêigen gåhn. Ik wull mi mit dei Hoar in'n Nack'n slåhn Un noch naegen Joahr vör Jumfer gåhn. Un süll mi dat denn nich geling'n, So wull ik mit'n jung'n Kawlier int Bärr rin spring'n. Tunn'n op'n Block Sla'k vört Lock. Huchhei lustig!

O. Knoop.

---

[1]) Gemeint ist offenbar: Eine Tonne Bier mit zwölf Bänden. Die Aufzeichnung scheint hier nicht richtig zu sein.

Bastlöserreime.

Eine Umfrage von O. Schell.

40.
Sippe, Sappe, Sunne,
Mi Mauder es en Nunne,
Mi Vader es en Pape;
Dä kann so gode Fleutepiepen maken.
Doa koam dä diecke Hesse
Met dat blanke Messe,
Wol den Toan ropklatern
(Wollte den Thurm 'raufklettern).
Toan ropklatern is wol gedoahn;
Fleutepiepen, nu mos se oapen gahn
(Flötenpfeife, nun musst du offen gehen).

Mundart: Essener Platt. E. Küster.

41.
Siege, siege, sage, wei
Wollen ein Flöttschen maken;
Flöttschen woll nit duren,
Do smete wei et. in de Ruhre,
Ut de Ruhr bös in de Rhin,
Wollet wacker ein Flöttschen sin.

Au Duissern b. Duisburg. Meyer—Markau—Duisburg.

Kleine Mitteilungen.

Lüneburgisches. **Namen der Finger.** Ur.-Q. II, 80. Im Lüneburgischen werden die Finger oft genannt: Kleinfinger, Goldfinger, Langmeier, Topflecker, Läuseknicker.

Schafe stehlen. Der im Ur-Q. III, S. 139 erwähnte Scherz findet sich auch im Lüneburgischen.

Häckerling schneiden. Man biegt dem Kinde den Kopf taktmässig nieder und sagt: Snie Hackels, snie Hackels, kott Fouer, kott Fouer = kurzes Futter. (In Schleswig-Holstein fasst man das Kind bei der Nase, zieht es sanft nach vorne und spricht: Snî Hackelsch, snî Hackelsch, kort aff, kort aff! V.)

Ins Ohr kneifen. Verschiedentlich fand ich den Brauch, dass man bei Tische den Nachbar ins Ohr kneift, wenn ein Essen zum letzten Male vor der neuen Ernte auf dem Tische steht.

Hamburg. P. Ch. Martens.

Schnecke. (U.-Q. I, S. 18, 92; IV, 149.) Hier am Zobten singen die Kinder: „Schnecke, Becke, recke deine 4, 5 Hurner raus, wenn De se nich rausreckst, schmeiss ich Dich ei a Groaba, do frassa Dich de Hunde und de Roaba."

Knauthe.

Zu Totenkult und Totengebräuchen. Nachdem im Urquell mehrfach Beiträge über verschiedenartige Gebräuche der Verehrung Gestorbener u. a. geliefert worden sind, sei darauf hingewiesen, dass in zusammenfassender Weise ausser in den bekannten grösseren Arbeiten auch einigemal an versteckteren Orten gehandelt worden ist. Erwähnung verdient da wohl besonders, neben dem älteren norddeutschen Schulprogramm von J. Engel, „Betrachtungen über das Totenreich im germanischen Volkglauben" (1882), die im 1890er Programm des Real- und Obergymnasiums zu Feldkirch enthaltene Abhandlung von M. Stadler von Wolffersgrün, „Der Totencultus bei den alten Völkern". Von umfänglicheren Werken sehen viele des strebsamen Oskar Schwebel (der nun auch im vorigen Jahre verstarb) „Tod und ewiges Leben im deutschen Volkglauben" (Minden i. W. 1887) wider Gebühr über die Achsel an.

Stuttgart. Ludwig Fränkel.

Zwiebelkalender. In ganz ähnlicher Weise, wie die schlesischen Bauern und die Bulgaren (vergl. Urquell III, 305 und 346) stellen in der Nacht vor Neujahr die Huzulen das Regenorakel mit Zwiebeln an.

Vrgl. R. F. Kaindl, Die Huzulen (1893).

Kettenreim. Zum Kettenreim, über welchen im Urdsbrunnen VII, 191, ferner im Urquell I, 125, 172, 1887 und III, 281 gehandelt wurde, ist zu bemerken, dass derselbe bereits Goethe bekannt gewesen zu sein scheint. In „Auerbachs Keller" lässt sich Mephistopheles nämlich folgendermassen vernehmen: „Trauben trägt der Weinstock, Hörner der Ziegenbock; der Wein ist saftig, Holz die Reben usw."

Czernowitz. Dr. Kaindl.

Zu Diebglauben. In Faust I. Hexenküche wird vom Erkennen des Diebes mittels eines Siebes gesprochen. Dies beruht offenbar auf lebendiger Volküberlieferung.[1] Dr. R. F. Kaindl.

Nach dem **huzulischen** Volkglauben führen die Diebe die kleine Zehe eines hingerichteten Verbrechers mit sich, um nicht ergriffen zu werden. — Um Dieben auf die Spur zu kommen holt man sich Rat bei den Wahrsagerinnen und Wahrsagern. Vrgl. R. F. Kaindl, Die Huzulen (1893).

Glückglaube. Der Pariser Damenwelt gilt es als ein unglückbringendes Vorzeichen, wenn man am Neujahrtag zuerst einer Frau begegnet; dagegen verkündet die Begegnung eines Mannes Glück. Als daher in der Neujahrnacht in das Schlafzimmer der Gräfin Montbazon ein Dieb eindrang, wünschte sie sich Glück und befahl dem Eindringling, den am Tische liegenden Schmuck als Neujahrgeschenk einzustecken. Vergl. das „Buch für Alle" 1886. S. 479. Kaindl.

Schlangenglaube. In Marosa in Russland hatte, wie das Volkblatt „Der Freimütige" 1893 Nr. 64 berichtet, eine Bäuerin eine andere wegen Verbreitung des verleumderischen Gerüchtes verklagt, dass zu der Klägerin eine Schlange fliegen und mit ihr vertraulichen Umgang haben solle. Die Klägerin fand in ihrer Klage, dass dieser Schimpf „völlig unvereinbar mit dem menschlichen Leben und unserer Religion" sei. Das Wolost-Gericht hat denn in der That auch die Verleumderin zu drei Tagen Frohnarbeit verurtheilt, die Klägerin aber auch zu zwei Tagen, weil sie auf dergleichen Abgeschmacktheiten Gewicht lege.

Czernowitz. R. F. Kaindl.

Bluttrinken. (Vrgl. U.-Q. III, 7, 83, 92, 256, 270.) Als im Jahre 1649 die Huronen-Missionstation St. Louis von den Irokesen eingenommen und der Jesuit Bréleuf auf die nur denkbar scheusslichste Weise zu Tode gemartert wurde und weder zuckte noch sich regte, auch als man ihn scalpierte und die Brust aufhackte, kamen die Wilden in Menge herbei, um das Blut eines so tapferen Feindes zu trinken. Ein Häuptling riss ihm sodann das Herz heraus und verzehrte es. (Zimmermann: Vierhundert Jahre Amerikanische Geschichte S. 126.)

Vom Büchertische.

Černý Adolf: Mythiske bytosće łužiskich Serbow. (Gestalten des Volkglaubens der lausitzer Serben.) 1 Band. Bautzen 1893. Rühlce. 239 S. 8°. Das Werk ist dem um die Literatur der Wenden ausserordentlich verdienten, mit Recht allgemein geliebten und verehrten Domkapitular Herrn Michael Hórnik gewidmet. Ein sinnigeres und würdigeres Geschenk konnte Herrn Hórnik anlässlich seines vierzigjährigen Schriftstellerjubiläums, das er anfangs September 1893 an seinem 60. Geburttagfeste feiert, nicht leicht dargebracht werden; denn das Buch ist aus dem Volke geschöpft, dem Hórnik seine Lebensarbeit geweiht, und es ist auch ein ausgezeichnet gutes Buch über wendisches Volktum. Seit vielen Jahren verbringt der Verfasser jeden Sommer in der Lausitz, um das Volktum der

---

[1]) Eine grössere Anzahl von höchst interessanten Diebsagen finden sich in dem deutschen Beschwörungbuche, das R. F. Kaindl vor kurzem aus der Handschrift herausgegeben. (H. Pardini in Czernowitz [Bukowina] 1893.)

letzten Ueberreste des einst weitverbreiteten Wendenvolkes durch eigene Anschauung und Umfrage kennen zu lernen. Er ist ein kritisch veranlagter und kritisch geschulter Volkforscher, der nicht nur die gesamte engere einschlägige Literatur kennt, sondern sich auch tüchtig im Folklore anderer, verwandter Völker umgesehen hat. In der Einleitung präcisirt er unseren folkloristischen Standpunkt (sehr gut und verständig) und nennt auf S. 10—13 die bisherigen Sammlungen, die er mitbenützt hat. Dankenswert sind die Auszüge aus den uns sonst kaum oder gar nicht zugänglichen kleinen serbischen Zeitungen der Lausitz. Nur der bibliographischen Vollständigkeit halber führe ich noch des Dr. Veckenstedt Quacksalbervortrag über den 'König der Wenden, Slaven und russischen Zigeuner' an, der im Bericht des Litterar. Central-Vereines in Leipzig 1886, S. 51 f. abgedruckt ist. Černýs Buch ist eine höchst willkommene Ergänzung zu Hauptens und Schulenburgs mustergiltigen Sammlungen und der erste, im grossen angelegte, glückliche Versuch zu einer wissenschaftlichen Verwertung der vorhandenen Materialien für die allgemeine Volkkunde. Er bespricht der Reihe nach die Hausgeister (Kubołćik = Kobold, Špilitus = spiritus domesticus, Schlangen (zmij, plon); die Zauberfrau Bože sedleško, Hausmännchen, Zwergmännlein, Holzweibl, Unterirdische, schlafende Ritter im Berge, Waldgeister (hobry, graby, dźiwica, dźiwja žona, die Mittagfrau, směrkawa, worawy, Schicksalfrauen, Wechselbälge, Krankheitgeister, Pestfrauen (mor, masc.), Todfrau, Sonne, Mond, Sterne, Schummerzeit, Winde, Dietrich von Bern (Dyterbjernat), das wilde Heer, der Nachtmann. — An erquickender Abwechslung und gediegener Belehrung fehlt es hier nicht, und auch nicht an Humor. Freilich ist dies kein beabsichtigter Humor, sondern ein individueller, für einen intimeren Kreis von Sachkennern berechnet. Es ist eine kunstgerechte, allen Anforderungen genügende Zerfleischung des übelberüchtigten Fälschers Veckenstedt, der einen 518 Seiten Lex.-Form. starken Band Fälschungen 'Wendischer Sagen, Märchen und abergläubischer Gebräuche' i. J. 1880 unter dem Protectorate des o. ö. Prof. f. Slavische Philologie Dr. Gregor Krek zu Graz veröffentlichte. Der sittenstrenge Herr Prof. Krek hatte wohl seine guten Gründe dafür, einen Veckenstedt und dessen erbärmliche Erdichtungen mit Sympathie zu begleiten. Dass Veckenstedt keinen blauen Dunst von der Sprache der lausitzer Serben besitzt, und dessen grammatische Salbadereien über slavische Worte an trivialer, unbegreiflicher Ignoranz das menschenmöglichste leisten, muss Herr Prof. Dr. Krek als Censor und Tutor des Veckenstedtischen Manuscriptes, späterhin als Fürsprecher des Buches gleichsam als eine Grosstat gebilligt haben. Die Lösung des psychologischen Rätsels ist einfach: In den Augen eines Veckenstedt kann Krek als ein Slavist und Gelehrter brilliren. Veckenstedt ist nicht im Stande, ihm in die Karten zu schauen und das Spielchen zu verderben. So einen braven Mann fördert Prof. Krek gerne. Černy, der Folklorist, ist aber ein hochwürdiger, geistlicher Herr und berufmässig gewohnt, das Kind beim wahren Namen zu nennen, und so heisst er denn unseren Veckenstedt einen Fälscher, Täuscher, Bundschuh etc. etc. Er zerfetzt ihn bald über dem Strich, bald unterm Strich fast auf jeder Seite, ohne Gnade und ohne Erbarmen. Das beste sagt er aber doch schon auf S. 11: Wenn man die Beiträge H. Jordans und Rabenaus aus Veckenstedts Buch aussondert, bleibt nur ein Haufen Verdrehungen, Schwindeleien und krasser Unwissenheit zurück. In der umständlichen Genauigkeit, mit der Černý die Beweise dafür erbracht hat, liegt eben der grausame Humor. Der Referent im Český Lid (1893, S. 631) und Muka in der Lužica (XII. S. 63) beklagen Veckenstedt als einen Krebsschaden für den lausitzer Folklore. Alle diese schönen Erörterungen müssten dem Dr. Veckenstedt ein Geheimnis bleiben, da er ja die serbische Sprache der Lausitz ebensowenig als čechisch versteht. Da aber Veckenstedt als treuer Abonnent des Urquells Anspruch auf meine Erkenntlichkeit hat, hielt ich mich für verpflichtet, um mir seine Kundschaft zu sichern, etwas ausführlicher über sein Charakterbild in der Meinung obgedachter Forscher zu berichten.

Krauss.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

IV. B. IX./X. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1893.

Sagen vom Ursprung der Fliegen.

Von Dr. A. Haas—Stettin.

II. Das VI. Heft des Urquells enthält Chamberlains lehrreichen Aufsatz vom Ursprung der Fliegen und Moskiten, in dem insonderheit die Ueberlieferungen der Völker des Orients und der neuen Welt berücksichtigt sind. Derselbe Gedanke aber, der den hier mitgeteilten Sagen zu Grunde liegt, findet sich auch in einer pommerschen Sage wieder, die zur Zeit allerdings nicht mehr im Volkmunde bekannt ist.

Johannes Bugenhagen berichtet nämlich in seiner Pomerania (S. 104, ed. J. H. Balthasar) in Bezug auf die Anwesenheit des Pommernapostels Otto von Bamberg in Gützkow (Chozegovia) im Jahre 1128 folgendes: In destructione phanorum id miraculi accidit, ut muscae insolitae magnitudinis, ex templis evolantes, ita aërem repleverint, ut diem auferre viderentur nec cessaverint, ora infestare hominum, donec, erecto crucis vexillo, divinis laudibus effugatae Rutenos adierint, ubi — proh dolor! — hae mysticae daemonum muscae adhuc omnis erroris tenebras hominibus offundunt.

Dieselbe Sage kehrt wieder bei A. G. von Schwarz in seiner dipl. Geschichte der Pom.-Rüg. Städte (Greifswald 1755, S. 667 f.), wo es zum Schluss heisst: „Wider welche (sc. die Fliegen) die Clerisey mit geistlichen Waffen ausrücken musste, und als sie dadurch in die Flucht getrieben waren, wollte man ihnen nachgesehen haben, dass sie ihren Flug nach Rügen zu dem Beelzebub, der nun (sc. 1168) zu Arkona zerstört ward, genommen hätten.“

Auf diesen beiden Berichten beruht die Sage von den „Götzenfliegen zu Gützkow“, wie sie von Temme: Die Volksagen von Pommern und Rügen (Berlin 1840) Nr. 26 aufgezeichnet ist. Ich kann jedoch

demjenigen, was A. G. von Schwarz von der Uebersiedelung der Fliegen nach Arkona berichtet, nicht recht Glauben schenken, und zwar aus folgendem Grunde. Da es höchst unwahrscheinlich ist, dass von Schwarz die Sage von den Götzenfliegen aus dem Volkmunde geschöpft hat, so muss er sie einer schriftlichen Quelle entnommen haben. Da nun Kanzow (Pomerania, ed. Kosegarten I, S. 122 ff.), ebenso wie Mikraelius (Altes Pommerland II, S. 238 f.) von den Götzenfliegen gänzlich schweigen, so bleibt als einzige Quelle, die von Schwarz benutzt haben kann, der oben angeführte Bericht Bugenhagens übrig. Und da hat sich mir denn die Vermutung aufgedrängt, dass von Schwarz sich versehen und statt Rutenos, welches wegen des folgenden Relativsatzes allein richtig sein kann, Ruyanos gelesen hat. Wenn sich die Fliegen aber zu den im Jahre 1128 noch im Heidentum lebenden Rügianern gewendet hatten, so konnten sie sich füglich, da sie eben „Götzenfliegen" waren, nicht gut anderswo als im Swantewittempel zu Arkona niedergelassen haben.

Ein solches Versehen dem Professor A. G. von Schwarz zuzutrauen, trage ich um so weniger Bedenken, da sich auffälliger Weise bei ihm (Kurtze Einl. zur Geographie des Norder-Teutschlands [1745] S. 211) zum ersten Mal auch das ohne Zweifel zurechtgemachte Verschen findet:

De Herthe gifft Grass
Un füllt Schünen un Fass,

woraus er und spätere Schriftsteller auf das ehemalige Vorhandensein der Hertha haben schliessen wollen. Doch darauf werde ich ein anderes Mal zurückkommen.

Es bleibt mithin, wenn meine Vermutung richtig ist, nur der Bericht Bugenhagens als Quelle für die hier behandelte Sage übrig. Woher nun aber Bugenhagen die Sage erfahren hat, entzieht sich leider meiner Kenntnis. In den mir zugänglichen vitae Ottonis, welche Bugenhagen sonst für die Geschichte der Bekehrung Pommerns benutzt hat, ist die Sage von den Gützkower Götzenfliegen nicht enthalten; wenn sie sich auch in den übrigen Lebensbeschreibungen des Heiligen Otto nicht finden sollte, so könnte Bugenhagen die Sage nur aus der mündlichen Ueberlieferung geschöpft haben. Und dieser Annahme würde an und für sich nichts im Wege stehen, da er sowohl, wie auch Kanzow wiederholt auf die Volksage zurückgreifen.

Fürs Pferd und beim Rülpsen.

Von A. Treichel.

Man weiss, die Welt ist böse, weil sie zwei und mehr Augen hat, zu sehen, und einen Mund, zu sprechen. Man ist also bestrebt, sich vor ihr zu hüten, ob man Etwas tut oder spricht, was der Welt nicht gefällt. Man verbirgt gern körperliche und geistige Fehler. H. Heine in seiner Romanzero-Lamentation Waldeinsamkeit erzählt von den rotbemäntelten Wichtelmännchen mit ehrlichen, doch bang und lauschigen Mienen, dass sie so ängstlich die Füsse versteckt; sie

haben nämlich Entenfüsse und bilden sich ein, dass Niemand es wisse; das ist eine tiefgehende Wund', worüber er nimmermehr spötteln kunnt'. Wir Menschen alle, gleich jenen Zwergen, haben hier und da Etwas zu verbergen, und kein Christenmensch, wähnen wir, hätte entdeckt, wo unser Entenfüsschen steckt. Auch der Selbsttrost, die Beschwichtigung einer inneren Anklage bei gesellschaftlichen Fehlern oder der bewussten Abschweifung von conventionellen Stabilitäten spielt dabei eine Rolle. Nicht Jeder ist aber verrückt, von dem es so heisst. Meist lebt das Original glücklicher, weil siegbewusst. Daher das französische Zungen-Exercitium: l'original ne se dèsoriginaliserra jamais de son originalité. Trinkt man auswärts eine Tasse Kaffee oder Café, so giebt es natürlich auch Zucker dazu, früher immer drei Stücke, zuerst von grossem Kaliber, weil mit Hand, Klopfer nnd Messer geschlagen, dann von kleinerer Erscheinung, weil durch Maschinerie würfelförmig geschnitten, bis die Grösse zum Mondenscheine abgezwackt wird. Mag das Ganze nun irgend einen Preis haben, immer wird es den wirtlichen Menschen, der keinen Zucker geniesst, gereuen, diesen, der doch bezahlt ist, liegen zu lassen; nach der Heimkehr ist er immer gut im Haushalte zu verwenden und auf der Weiterreise hilft er zu einem kostenlosen Glase Zuckerwasser oder dem Fusswanderer neben einer Kürste groben Brotes gut für den vor Hitze ausgedörrten Schlund, da er Speichel hervorbringt oder zuführt. Er sieht aber, dass Andere in gleicher Lage den Zucker, den sie ja doch nicht geniessen, auf dem Schälchen liegen lassen, denkt also, es gehöre so zum guten Tone, den auch er befolgen müsste, wenn es ihn nur nicht gereuen möchte, dessen verlustig zu gehen. Unbeobachtet steckt man den Zucker in die bergende Tasche, benetzt dafür aber den Theelöffel mit dem braunen Getränke, damit er scheinbar seine Erfüllung des Umrührens erfüllte, was den Zucker als gebraucht voraussetzt. Und beobachtet oder in Gesellschaft, der man ein Wort der Aufklärung schuldig zu sein glaubt, da muss es ein Landwirt und zugleich Pferdeliebhaber gewesen sein, welcher die jetzt schon stehende Selbstentschuldigungformel erfand und sprach: „'s ist fürs Pferd!" Ja, Pferde fressen Futter und Zucker, leiden aber nicht an Entenfüsschen, wie der leidige Mensch. Lang scheint nun die Vorrede, kurz am Ende die Kunst, d. h. das, was man (bis dahin) nicht kann; dann könnte man es, so wäre es keine Kunst! Es giebt nun im menschlichen Leben eine Sache, eine kurze, die bei überladenem oder verdorbenem Magen entsteht, deren Dasein aber nicht für guten Tones gehalten wird, von der schon der alte Fritz gesagt haben soll, ein Schweinhund unterm Tische sei ihm lieber, als einer überm Tische. Es ist das das Aufstossen, volktümlich Rülpsen genannt. Carm. nupt. I. 282. 14. sagt: Eck löht en Röllps, möt Gonst! eck kunn en nich verhöhde. Das Volk in Ostpreussen sagt davon: De Voss (Fuchs) bellt, s' ward Dreck regne, deutet also auf etwaige Folgen. Im feineren Tone und richtig spricht man davon, es sei zwar nicht anständig, aber gesund. Auch heissts: Eine Sau ist satt! Amica luto

sus ist noch lange nicht, wer über solchen Stoff volktümlich schreibt. Die Sache ist naturnotwendig und kommt als natürliche Folge und erscheint plötzlich als Blähung, vielleicht noch kräftiger und üppiger, je mehr man es zurück drängt, gerade wie beim Genusse von Weissbier, dessen Kohlensäure ebenfalls entweichen muss, ob man will oder nicht will. Mit Kataraktenart bricht ein kurzer, dumpfer Laut hervor, der nicht mehr zu dämpfen ist; man muss gute Miene zum bösen Spiele machen; man sucht, das Uebel zu verbergen und den Ueberstrom in geeignete Bahnen zu lenken, um das lautliche Entenfüsschen nicht zu zeigen; man tut so, als wenn man Etwas Anderes alliterirend anfangend, nur mit lauterer Stimme, wie sie ja häufig zum Beginne der Rede rauh, hart, knurrend ist, hat sagen wollen und so gruppire ich die einzelnen Ausflüchte also:

1. Åpfel—kuchen — ess ich gern.
2. Åpfel—kuchen — mit Schlagsahne. (Danzig.)
3. Orbsen (Erbsen) — ist 'ne schöne Kost.
4. Ab—salon — war Davids Sohn.
5. Up—sala — (ist 'ne Stadt in Schweden).
6. Oooch, — die armen Kinder!
7. Ob — das Kind wohl Würmer hat?!
8. Ob—sen — (ist die Frag' im Solospiel). Obsen heisst Obs sagen, d. h. ob es ist?, die stetige Frage oder Reizung beim Spiele Solo.
9. Ob — sie Geld hat? Letzteres, das bekannteste, sogar, da böse Beispiele ansteckend sind, als Frage- und Antwortspiel, da irgend ein B als Antwort rülpst:
10. Och—sig viel!
11. Es war einmal im N.-W. P. ein Lehrer im Griechischen, dessen Hauptform die auch sonst im Programm verarbeiten Enklitika waren; wer von seinen Schülern diese nicht wusste, der war verblasen.; darum citirte er nach einem guten Mittage selbige seinen Schülern immer von neuem vor, trommelte sich dabei auf sein Bäuchlein und wiederholte μεν δε και, ob, πως, mit einem hörbaren Seufzer zwischen den letzten Worten.

Sagen aus dem Kreise Templin.

Von K. Ed. Haase.

1. Die Unterirdischen in Zabelsdorf. In Zabelsdorf tanzten einst die Unterirdischen in einem Hause in der Stube, als die Eigentümer auf dem Felde waren. Mittags kamen die Leute nach Hause; sowie sie aber die Stubenthür öffneten, verschwanden die Unterirdischen durch die Hinterthür. In der Stube aber fand man noch ein kleines Fass mit Bier, das sie zurückgelassen hatten. Dies bewahrten die Leute noch sehr lange auf; wo es aber jetzt hingekommen, weiss niemand. Mitgeteilt durch Herrn B. Rohtermundt zu Falkenthal.

2. Die sieben Kobolde. Bei einem Bauer hausten sieben Kobolde. Einst zog er sich ihren Zorn zu und hatte deshalb viel

von ihrem Schabernack zu leiden. Sie warfen mit Backpflaumen vom Boden, zerschlugen Teller und Töpfe in der Küche usw. — Um sich nun von ihnen zu befreien, sandte er zu einem Lehrer nach einem benachbarten Dorfe, der Kobolde zu vertreiben verstand. Schon unterwegs stellten sich ihm einige Kobolde an einem Kreuzwege entgegen; er wurde sie aber schliesslich wieder los und kam zu dem Bauer. Hier zog er in der Stube einen Kreis mit Kreide, stellte einen Tisch in ihn und trat an diesen heran. Während dessen beriet die Gemeinde, wer bei der Vertreibung der Kobolde helfen sollte. Schliesslich kam man darin überein, dem Bauern einen Boten zu senden mit dem Bescheide, er solle nur sehen, wie er seine Kobolde allein los werde. Als der Bote auf den Flur des Bauerhauses kam, sah er hier ein grosses Schwein. Er ging ins Zimmer, richtete seine Botschaft an den Lehrer aus und sagte auch, dass auf dem Flur ein grosses Schwein sei. Der Lehrer rief: „Nütsche, komm herein!“ — Als der Bote nun hinausging, schoss der Lehrer nach dem Schweine; dieses verschwand, und die Kobolde wurden seit jener Zeit nicht mehr verspürt. Der Lehrer aber erkrankte bald darauf und starb. Mitgeteilt durch ebendenselben.

3. Der spukende Kaufmann in Lychen. In Lychen lebte einst ein Kaufmann, namens L. Es war dies zu der Zeit, als sich der Scharfrichter Herms in Fürstenberg niedergelassen hatte. Jener Kaufmann soll sich neben vielen Betrügereien, durch die er seinen Mitmenschen manche Thräne und manchen Seufzer auspresste, auch des Meineides schuldig gemacht haben. Sein Sterbetag kam und er wurde begraben, „aber nicht sein Gewissen“. So wandelte er denn allnächtlich in seiner ehemaligen Behausung umher und flösste seiner Witwe und einzigen Tochter grossen Schrecken ein; auch wussten die Nachbarn, die sich von dem Spuke überzeugten, vieles davon zu erzählen. Als nun aber die Sache schier unerträglich wurde, da wandte sich die Witwe um Hilfe an den Scharfrichter Herms in Fürstenberg. Dieser kam zur verabredeten Zeit, setzte mitten in die Stube einen Tisch, stellte drei frisch angezündete Lichter darauf und befahl dann der Witwe, sich mit ihrer Tochter zu Bette zu legen. Hierauf umging er den Tisch im Kreise, setzte sich dann daran nahm eine kleine Pappschachtel aus der Tasche, stellte sie geöffnet vor sich auf den Tisch und legte den Deckel und einen dünnen Bindfaden daneben. Nachdem er alle diese Vorbereitungen auf das genaueste getroffen hatte, zog er ein Buch aus der Tasche und fing an zu lesen. Nach kurzer Zeit hörte man sich etwas im Hause bewegen, dann trat „ein Geschöpf“ in die Stube, wie es Herms noch niemals sich erinnerte, gesehen zu haben. Die Frau und Tochter zitterten in ihren Betten, aber Herms las ruhig weiter, obwohl sich ihm der Geist näherte und den Kreis zu überschreiten suchte, aber vergebens. Zuletzt „demütigte“ sich der Geist vor dem Scharfrichter, der unerschrocken weiterlas, und wurde immer kleiner und kleiner. Als er endlich so klein wie eine Fledermaus geworden war und heftig

zitterte, wurde ihm durch ein Zeichen der Kreis geöffnet. Er hüpfte auf den Tisch, setzte den einen Fuss in die Pappschachtel und endlich auch den zweiten. Da erst hörte Herms mit Lesen auf, drückte den Deckel auf die Schachtel, band sie mit einem Kreuzknoten zu und steckte sie in die Tasche. Darauf zündete er seine Blendlaterne an, verlöschte die Lichter auf dem Tische und verliess schweigend das Haus.

Auf dem Wege nach Thymen befand sich damals ein kleines sumpfiges Elsenluch in Gestalt eines Kreises; heute sind es prächtige Wiesen. Dieses umgeht Herms, setzt seine Laterne neben den umschriebenen Kreis und löst das Kreuzband der Schachtel, die er in den Kreis hineinstellt. Alsdann fängt er aufs neue in seinem Buche zu lesen an. Plötzlich erhebt sich „die Jammergestalt“ in der Schachtel, setzt erst den einen Fuss heraus und dann den andern, und kaum hat Herms die letzte Silbe gelesen, so ist sie verschwunden, und es erhebt sich ein Sturmwind, als wollte er alle Elsen im Luche zerbrechen. Noch heute hört man dort bei dem Rauschen des Sturmes oft jammernde Klagetöne.

Mitgeteilt durch den Schleifer und Siebmacher Wilh. Utpot zu Rheinsberg.

4. Die wilde Jagd bei Lychen. Zwischen Lychen und Thymen liegen zwei Seen, zwischen welchen ein schmaler Landweg hindurchführt. Kommt einstmals ein Mann von Lychen gegangen, da begegnen ihm in der Enge mehrere feine Wagen und Fussgänger. Dabei erhebt sich ein säuselndes Geräusch, das aber von keinem Winde herrührt. Der Mann stutzt, bleibt stehen, und als alles vorüber ist, sieht er jemand auf einem dreibeinigen Ziegenbock auf sich zureiten; der spricht zu dem Manne: „Sind de annern all wît?“ — „Ja, du krigst se nich wärrer,“ antwortet der Mann, und sofort lösen sich Reiter und Ziegenbock in eine bläuliche Dunstwolke auf und verschwinden vor des Mannes Augen. Mitgeteilt durch ebendenselben.

Ein volktümlicher Schwank in Schillers Wallenstein.

In Wallensteins Lager lässt Schiller den ersten Jäger folgenden Schwank aus Wallensteins Studentenjahren erzählen:

Denn zu Altorf, im Studentenkragen,
trieb ers, mit Permiss zu sagen,
ein wenig locker und burschikos,
hätte seinen Famulus bald erschlagen.
Wollten ihn drauf die Nürnberger Herren
mir nichts, dir nichts ins Carcer sperren;
's war just ein neugebautes Nest;
Der erste Bewohner sollt es taufen.
Aber wie fängt ers an? Er lässt
weislich den Pudel voran erst laufen.
Nach dem Hunde nennt sichs bis diesen Tag.

Ich glaube bestimmt, dass diese Erzählung, die Schiller wohl aus der Volküberlieferung geschöpft und auf Wallenstein angewendet hat, ein alter Volkglaube zu Grunde liegt, dass nämlich die Seele

dessen, der zuerst einen Neubau betritt, dem Teufel (d. h. ursprünglich dem Donar oder Wodan) verfallen ist. Jedenfalls knüpft der Schwank an volktümliche Anschauungen an. So glaubt man noch heute im Aargau und in Franken, dass wer zuerst ein neues Haus betritt, in der Familie zuerst stirbt; man lässt daher beim Beziehen eines neuen Hauses zuerst eine Katze, einen Hund, einen Hahn oder ein Huhn hineingehen. Letzterer Gebrauch besteht auch noch in Ostpreussen und im sächsischen Vogtlande, vgl. Dr. Adolf Wuttke, Der deutsche Volkaberglaube der Gegenwart. 2. Bearbeitung. Berlin, Wiegand & Grieben 1869. Hiermit hängen die Sagen zusammen, die berichten, dass der Teufel zum Lohn für den Beistand, den er bei der Herstellung eines Bauwerks geleistet hat, die Seele dessen verlangt, der es zuerst betritt. Stets wird er dabei dadurch betrogen, dass man ein Tier die Stelle des Ersten vertreten lässt. So liess der Baumeister der Sachsenhäuser Brücke in Frankfurt am Main zuerst einen Hahn über die Brücke laufen; vgl. der Brüder Grimm Deutsche Sagen Nr. 185 [2. Aufl. 1. Bd. S. 234 ff.]. Ferner ist zu vergleichen die Oberwalliser Sage „Die Felsenbrücke“, Grimm Nr. 201.

In der Sage vom Kirchenbau zu Aachen, die Langbein (vgl. Simrocks Rheinsagen aus dem Munde deutscher Dichter Nr. 45) dichterisch behandelt hat, giebt der Teufel Geld zur Vollendung einer Kirche, bedingt sich aber dafür die Seele dessen aus, der „auf den ersten Ruf der Glocke ins Bethaus rennt“. Auf den Rat eines schlauen Mönches jagt man dann einen gefangenen Wolf als ersten ins Gotteshaus hinein. Von einem ähnlichen Betruge des Teufels handelt Th. Körners Gedicht „Der Teufel in Salamanka.“

In diesen Sagen handelt es sich um einen Pakt mit dem Teufel, der die Seele als Lohn für den beim Baue geleisteten Beistand erhält. Aber auch ohne solchen Beistand wird ihm das Opfer zugestanden. So in der von dem amerikanischen Dichter Longfellow in seine „Golden Legend“ (vgl. The Poetical Works of Henry W. Longfellow. Tauchnitz-Edition vol. II S. 113) eingeflochtenen Sage vom Bau der „Teufelbrücke“, die jedenfalls aus schweizerischer Volküberlieferung geschöpft ist. Der Dichter lässt den Führer folgendes erzählen:

Abbot Giraldus of Einsiedel,
Ter pilgrims on their way to Rome,
Built this at last, with a single arch,
Under which, on its endless march,
Runs the river, white with foam,
Like a thread through the eye of a needle.
And the Devil promised to let it stand,
Under compact and condition
That the first living thing which crossed
Should be surrendered into his hand,
And be beyond redemption lost.
At length, the bridge being all completed,
The Abbot, standing at his head,
Threw across it a loaf of bread,
Which a hungry dog sprang after,
And the rocks re-echoed with peals of laughter
To see the Devil thus defeated!

Hier wird also dem Teufel die Seele gewährt, um dem Baue Festigkeit und Dauer zu geben. Ich sehe in diesen Sagen ebenso eine Erinnerung an ein Wodan dargebrachtes Menschenopfer, wie in dem mittelalterlichen Gebrauche bei Grundsteinlegung von Burgen, Stadtmauern, Brücken, Flusswehren, beim Bau von Deichen u. s. w. Kinder (manchmal auch Erwachsene) lebendig einzumauern, wodurch dem Baue Dauer und Glück verschafft werden sollte. Vgl. Wuttke, Volkaberglaube § 440.

Die witzige Pointe, welche auf die Erklärung des Ausdrucks Hundeloch = Gefängnis ausläuft, ist wohl erst späterer Zusatz, wenn nicht überhaupt erst von Schiller hinzugefügt.

Northeim. R. Sprenger.

Das Trinkhorn der Grafen von Oldenburg.

Von A. Gröning, Oldenburg i. G.

Eine Sage, die ein Trinkhorn zum Gegenstand hat, existirte in der alten Grafschaft Oldenburg und ist bis heute nicht dem Gedächtnis entschwunden. Sie wäre es wert, dass man feststellte, ob sie auch anderswo sich gebildet; denn ihr Ursprung führt auf alten Glauben zurück.

Wenn es in der Sage heisst, es sei ein heilbringender Trank dargeboten, ist dies ohne Frage ein Nachhall des alten Glaubens, demnach die Erdfrauen, Elbinnen, die in Bergen ihren Wohnsitz haben, solchen Trank in Hörnern darbieten.

In Oldenburg konnte diese Sage keine andere Stätte finden, als in den Osenbergen, Hügeln, aus Flusssand zusammengeweht in den Jahrtausenden der Entwickelung norddeutscher Flachebene. Die kleine Hügelkette war begrenzt von der früheren Hauptlandstrasse und wurde Jagens halber vielfach aufgesucht. Dadurch wurde sie ein fruchtbarer Boden für die Sagenbildung.

Schon der Held der Sage, ein wie es heisst um das Jahr 1000 lebender Graf Otto, ist eine halb mythische Persönlichkeit. Sein Dasein ist nicht sicher erwiesen. In jener Zeit wurde die Reihenfolge der oldenburgischen Grafen durch nahezu zwei Jahrhunderte unterbrochen, und man nimmt an, dass die Ausfüllung der Lücke durch diesen und einige andere Herrscher, sowie durch die in Rede stehende Sage, und eine andere, einen Löwenkampf, lediglich Produkt des schaffenden Volkgeistes gewesen sei.

Als dieser Graf Otto einst in seinem Barenfuhrholze jagte, verirrte er sich bei der hitzigen Verfolgung eines Rehes in die nahegelegenen Osenberge. Ermattet hielt er vor einem der Sandberge an und tat den Ausruf: Hätte ich nur einen Trunk Wassers. Bei diesen Worten öffnete sich der Berg und heraus trat eine Jungfrau, die ihm ein Trinkhorn darbot, und als er sich nicht sogleich entschloss, ihn aufforderte, den Trank zu geniessen, denn er werde seinem

Geschlechte Segen bringen, wenn er ihn aber verschmähe, Unheil. Anstatt sich der Aufforderung zu fügen, ritt der Graf mit dem geraubten Horne hinweg, begleitet von der Verwünschung der Jungfrau, die, wie er sich umwendend bemerkte, in den Berg zurückkehrte. Die Schärfe des Trankes, den er hinter sich ausgoss, versengte den Schweif seines Pferdes.

Als der Letzte der oldenburgischen Grafen starb, war das Horn bereits seit mehreren Jahrhunderten ein „köstliches Kleinod" des Geschlechtes.

Dem Erbrecht zufolge fiel es an Dänemark, von dem es ausgegangen war. Es wird in Kopenhagen verwahrt, eine Kopie aber in Oldenburg, die einen Sockel krönt, dessen drei Seiten die verschiedenen Phasen der Sage darstellen, das Erscheinen der Jungfrau, das Ausgiessen des Trankes und die Verwünschung des Räubers.

Als das Horn in dänischen Besitz zurückkehrte, was ungefähr gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts geschah, hatte die Sage bereits seit ein paar Jahrhunderten feste Gestalt angenommen und fand ausschliesslichen Glauben. Die Chronisten schildern bis zu diesem Zeitpunkte Horn und Sage mit breitem Behagen. Man schätzte das Horn hoch um seiner Schönheit willen, aber die Besitzfreude, die man empfand, war nicht frei von Sorge; denn man verband damit den Untergang des alten Grafenhauses und die vielen Misshelligkeiten, die stets darin vorgeherrscht hatten.

Nicht ohne Interesse sind die Auffassungen, die die Sage in den verschiedenen Zeitläuften fand. Bis zum 17. Jahrhundert glaubte man an sie. Ein Jahrhundert später redet man von einer Fabel und zählt das Für und Wider auf. Als die Literatur auf ihrer Höhe stand, war man gegen Anderes um so gleichgültiger. Das Horn ist ein Erzeugnis der altkölnischen Goldschmiedekunst aus folgenden Gründen: 1. das Horn enthält die Namen der heiligen drei Könige, die in der reichstädtischen Geschichte Kölns von Bedeutung sind. 2. Die Arbeit weist auf den Ursprung hin. 3. Es enthält die Wappen der Parteien und der Friedenbotschaft und einen Spruch, der sich auch auf einem Bildnis der Gemahlin des mutmasslichen Gebers vorfindet.

Es fehlt nicht an einem geschichtlichen Ereignisse, um die Entstehung dieser Arbeit zu erklären. Um eine zwischen Köln und Burgund entstandene Fehde zu schlichten, berief Kaiser Friedrich den König Christian von Dänemark als Schiedrichter in die alte Reichstadt. Obwohl er für Köln keine genehme Persönlichkeit war, erhielt er eine Woche frei Geleit. Aber seine Vermittlung blieb erfolglos, trotz dem Weihegeschenk des Hornes, das er den heiligen drei Königen gelobte. Es blieb in seinem Besitz, und man darf annehmen, dass er es seinem Bruder schenkte, dem regierenden Grafen von Oldenburg, der ihn auf dieser Reise begleitet hatte.

Alltagglauben und volktümliche Heilkunde galizischer Juden.

Von B. W. Schiffer.

172) Erschrickt ein Kind, so hauche man ihm drei mal ins Gesicht, und spucke jedesmal aus. 173) Man lasse das Kind sofort uriniren. 174) Man zerreisse das Hemdchen von unten nach oben. 175) Wachs und Blei giessen: Erschrickt ein Kind, dann stelle man ihm auf den Kopf eine Schüssel, mit „stillschweigendem“ Wasser gefüllt, und giesse darin geschmolzenes Wachs oder Blei, drei mal; es wird sich, jedesmal in vollständigerer Form, der Gegenstand zeigen, vor dem das Kind erschrak; darauf muss man das Ganze auf einen Scheideweg schütten, und der Schreck mit seinen Folgen schwindet. 176) Eier giessen: Man bestreicht mit einem Ei den Kopf des Erschreckten drei mal, öffnet es und schüttet das Weisse in eine mit stillschweigendem Wasser gefüllte, auf dem Haupte stehende Schüssel, worauf sich dann die Figur des Gegenstandes zeigt; das Ganze schütte man dann auf einen Gartenzaun. 177) Gegen bösen Blick: Kohlenlöschen. Wird jemand ohne sichtbare Ursache von Uebelkeiten befallen, so geschah dies nur infolge eines bösen Blickes. Man nehme ein mit Wasser gefülltes Glas und werfe mit einem Messer darin glühende Kohlen vom Herde, indem man zählt: eins, zwei, drei u. s. w. bis neun; darauf spreche man: So wie über Josef den Gerechten das „Ain-ha-ra“ (bös. Blick) nicht „scholet“ sein (bewältigen) konnte, so möge es von N. Sohn (Tochter) der N. (hier wird der Name des Kranken und der seiner Mutter gelispelt) schwinden, ohne ihm schaden zu können. Weiter spreche man: Gleich wie die Kohlen im Wasser zerfliessen, so zerfliesse das „Ain-ha-ra“ von N. N. Darauf werfe man neuerdings glühende Kohlen ins Glas, indem man zählt: nicht eins, nicht zwei etc. bis neun, und wiederhole dieselbe Formel. Endlich werfe man weitere neun Kohlen ins Glas und zähle rückwärts: nicht neun, nicht acht etc. bis eins, und spreche dieselbe Formel. Zum Schlusse schütte man etwas Salz ins Glas auf der Spitze des Messers und spreche: Gleich wie das Salz zerfliesst, so zerfliesse etc. Die Formel ist jeweilig je drei mal zu wiederholen. Jetzt beobachte man, ob die Kohlen steigen oder fallen; wenn ja, rührt der böse Blick von einem Frauenzimmer, wenn nicht, von einem Manne her. Man gebe darauf dem Kranken vom Wasser zu kosten, befeuchte seine Hände und Schläfen und schütte den Rest in alle vier Ecken des Zimmers, das Glas stelle man darauf umgestürzt an der Thüre. 178) Man nehme ein Tuch und lege daran neun Falten und zähle dabei von eins bis neun, spreche den obenerwähnten Spruch, winde dann das so gefaltete Tuch um die Hand und lasse die Falten nacheinander auf, dabei zählend: nicht eins etc. bis neun, dann wiederhole man das Faltenlegen, indem man dabei rückwärts zählt: nicht neun etc. bis eins. Beim Auflassen der Falten spreche man drei mal: wie hier

die Falten auseinandergehen, so möge der böse Blick von N. N. weichen etc. 179) Wer sich von einem bösen Blick betroffen glaubt, der spucke drei mal auf seine Fingerspitzen und mache jedesmal mit der Hand eine rasche Bewegung in der Luft. 180) Um sich zu überzeugen, ob Uebelkeiten vom bösen Blick herrühren, lasse man ein Messer zur Erde fallen, bleibt es stecken, so ist das ein Beweis fürs Vorhandensein eines solchen. 181) Eine ältere, nicht mehr menstruirende Frau streiche mit ihrem Unterhemde ums Gesicht des vom bösen Blick Betroffenen. 182) Hat ein böser Blick die Wöchnerin getroffen, so nehme man von den Herren, oder von den Kleidern aller anwesenden Personen etwas und beräuchere damit das Zimmer. 183) In früheren Zeiten pflegte man zu Häupten der Wöchnerin den Kopf eines Hahnes, sobald das Kind ein Knabe, einer Henne, sobald es ein Mädchen war, an der Spitze eines Stockes aufgesteckt, zum Schutze von bösen Blicken, stellen. 184) Will man sich vor dem bösen Blicke einer ins Zimmer tretenden Person schützen, so stelle man auf den Tisch ein umgestürztes Glas. 185) Andere bilden aus den Handfingern eine „Feige", d. h. sie stecken den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger und sprechen dabei leise: die Augen mögen dir heraus. 186) Ein roter Faden um die Hand, ein rotes Band um den Hals, sind ein wirksamer Schutz gegen bösen Blick. 187) Wird jemand vom bösen Blick getroffen, so zerreibe man ihm eine Spinne an der Gegend des Herzens. 188) Mütter waschen ihre vom bösen Blick betroffenen Säuglinge mit Urin, manche geben ihnen auch etwas davon in den Mund. 189) Man befeuchte das Unterhemd mit Urin und streiche damit das Gesicht des vom bösen Blicke Befallenen. 190) Man belecke den Saum seines Hemdes drei mal und spucke jedesmal aus. 191) Bestreut man jemandes Excremente mit glühenden Kohlen und Asche, so bekommt die betreffende Person Krätze. 192) Wer des Morgens einen Stern verschwinden (untergehen) sieht, der stirbt in demselben Jahre. 193) Sieht man des Frühlings zum ersten Mal junge Gänschen, dann mache man sich schleunigst einen Knoten in der „Zizith" (Schauquaste), sonst bekommt mans Fieber. 194) Oefen darf man nicht umbauen, ohne ein Loch in der Decke zu lassen. 195) Gelbsüchtige mögen auf Gelbrüben uriniren. 196) Bernstein-Korallen um den Hals getragen sind ein wirksames Mittel gegen Augenschmerzen. 197) Das Bad eines Säuglings darf man des Nachts nicht ausschütten, sonst kommt das Kind um seine Ruhe. 198) Das erste Hemdchen näht man einem Kinde (Mädchen) sieben Tage lang, auf dass die „siebenfache Anmut" darauf ruhe. 199) Knaben bekommen in der fünften Woche ihres Leben ein Hemdchen, damit sie die fünf Bücher Mosis beherzigen, Mädchen zu sieben Wochen, wegen der „siebenfachen Anmut". 200) Bevor man den Säugling zum ersten Male in die Wiege gelegt, wirft man kleine Stücke Honigkuchen darein.

Sprichwörter galizischer Juden.

Von J. A. Charap in London.

31. As m' gedenkt dem Maloch (Engel), kimmt der Gallach (Geistlicher).

32. Schmiss (Sprich) mit a Naar Chochmes (Witze) meinnt er, er is klüg.

33. Die Waaber (Frauen) hoben 9 Muss (Massen) Reitt (Reden) in es is noch wenig (talmudisch).

34. Nietin Pape (nichts da zu Essen) geih lulien (geh schlafen) [B. 962].

35. Alle Kazuwim (Fleischhauers) sennen Gebojrem (sind starke Leute).

36. A'n' a Akschon (Hartnäckiger) is arger wie a Meschimed (Abtrünniger).

37. Dem Uriman (dem Armen) trugt aus Brojt teuerer (kommt das Brod teurer zu stehen) wie dem Ojscher (Reichen) Gänsens (Gansbraten) [B. 1453].

38. Geld brengt Geld. Kapcan (Schnorrer) blabt Kapcan (talmudisch) [B. 311[.

39. A Seiger (Uhr) a Peiger (Totes Tier) abije offen Steiger (nur um Reime zu machen).

40. As m' lacht (schmeichelt) zi viel, weint m' danuch (darnach).

41. As m' kenn nicht arüber, mis m' arünter [B. 110].

42. Meszige (verrückt) blabt meszige [B. 1828].

43. As m' scheert die Schuf, zittern die Lämmer (biblisch).

44. As die Katz wascht sich (wäscht sich), is a Simmen (Zeichen), ase kimt a Gast [B. 56].

45. As es bast (beisst) in der Nuss (Nase), hot m' Verdruss.

46. A sach Meluches (viele Arbeit) in weinig Bruches (und wenig Glück).

47. A Chasine un Klesmer (eine Hochzeit ohne Musik) hot a Punim wie a verweinte Weczere (sieht aus wie ein trauriges Abendmahl).

48. Er is a Meiwin (Kenner) wie a Katz of Heiwen.

49. Er hot a Sikuren (Gedächtnis) wie a Katz ofen Guren (auf den Boden).

50. A Kabron (Begräber) is a halber Malochhamuwes (Todes-Engel).

51. Der emisdiker Dalles (die wahre Armut) is nich fin Gott (kommt nicht von Gott).

52. As der Rebbi (Rabbi) hot ein Nus (Nase), hot die Rebbicen (Rabbis Frau) a breite Piszke [B. 65].

53. A Kosak zuhlt kein Machzis haszekel Geld (Der Verein-Beamte giebt keinen Beitrag in die Vereinkasse).

54. Mit a Schiker (Besoffenen) is git zu handlen, ober nischt zu wandlen.

55. A Gesünten gibt men in a Kranken frägt men [B. 232].

56. Me kenn nich kan Mensch bis m' wojnt nicht mit ehm [B. 1821].
57. As die Hähner kräien, is a Simen (Zeichen), as es wet regenen.
58. Es is besser a Biss fin a Frand wie a Kisch fin a Sojne (Feind) [B. 1333, 377].
59. Dort wie Udom hurischen hot nischt gepischt (wo Adam der erste Mensch), is kein Studt (Stadt).
60. Kleine Kinder kleine Curis (Leiden). Grojse Kinder grosse Curiss [B. 658, 659].
61. As der Rebbi hot a Kille, hot die Rebecin a Gedile (Freude).
62. Wus bei a nichtern auf der Link (Lunge), is ba a Schicker (Besoffenen) auf der Zing.
63. A Kojmikehrer (Kaminfeger) hot fand Angemachts (Compot).
64. Er is hungerig wie dem Müllners Hünd.
65. Wus mehr gehart (gewartet) mehr genahrt.
66. A Ochs hot a lange Züng in kenn nicht Schojfer (Horn) blusen.
67. As a Naar warft a Stein in Gurten (Garten), könen ihm 10 kluge nicht aufheben.
68. As m' hot lieb Honig is men a Naar. [1])
69. A Schadchen (Ehevermittler) a Badchen (Witzbold) abij a Chasina (Hochzeit).
70. Erst gelebt, erst gestorben, trugt men schojn awek.

Blaumäntelchen, ein Geist in Mecklenburg.

Es sind mir aus der Gegend, wo die Sage vom Blaumäntelchen spielt, neue Mitteilungen zugekommen. Bartsch (Sagen und Gebräuche aus Mecklenburg) erzählt, dass sich zwischen Warnemünde und dem Dorfe Diedrichshagen auf den Wiesen an der Warnemünder Scheide eine Frau in blauem Mantel ertränkt habe und noch jetzt als kleiner Geist abends und nachts Vorübergehende schrecke. Fuhrwerk und Fussgänger können dort nicht von der Stelle kommen. Dazu wird dem Mecklenburger Tageblatt am 18. Nov. aus Warnemünde geschrieben: „Bei Gelegenheit der diesjährigen Stiftungfeier des Gewerbevereins in Wismar ist von berufener Seite in einem Festvortrage ein Stück mecklenburgischen Volkglaubens behandelt worden. Der Redner O. Gloede besprach verschiedene erdichtete Gestalten der Volksage. Vielen unbekannt wird die Tatsache sein, dass auch hier ein recht sichtbares Stück der Sage vom Blaumäntelchen vorhanden ist. Nur ist in diesem Falle das sagenhafte Wesen eine weibliche Erscheinung, die den Namen Blaumantelsch oder Blaumäntelsch führt. Auf einem Granitblock der Westmole wurde uns vor längerer

[1]) Vgl. Krauss: Korallen, S. 128. Es heisst im Talmud: wer weise werden will, esse Honig (weil Honig nahrhaft und leicht verdaulich ist), doch wer Honig isst, um weise zu werden, ist ein Narr; denn Honigessen allein (wenn man sich des Studiums nicht befleisst), macht nicht weise.

Zeit eine von der Natur eingravirte menschenähnliche Figur gezeigt, deren äussere Umrisse durch Linien und Rillen von bläulicher Färbung gekennzeichnet waren. Allerdings gehört einige Phantasie dazu, um aus diesen Linien, die ziemlich regellos die Oberfläche des Steines durchziehen, die Umrisse einer weiblichen Gestalt zu erkennen, aber bei näherem Hinsehen findet man schon eine gewisse Ähnlichkeit heraus. Wie man dazu gekommen ist, ihr die oben angeführte Bezeichnung beizulegen, dafür muss man den Grund in der bei Warnemünde verbreiteten Sage vom Blaumäntelchen suchen. Die sogen. Blaumantelsch soll ehedem ein junges Mädchen gewesen sein, welches heftig an unglücklicher Liebe laborierte, was eine weitere Variation ergiebt."

Die Sage ist noch heute in der Warnemünder Gegend bekannt, sie hat eine gewisse Ähnlichkeit mit derjenigen von dem unglücklichen Bleichermädchen, dem zu Ehren noch heute in Wismar die Glocken an jedem Dienstagabend läuten.

Wismar i. M. O. Glöde.

Spitz- und Schimpfnamen bei galizischen Juden.

Von Akiba Nagelberg.

Fast mit jedem Namen ist ein ständiger oder sozusagen ein erblicher Spitz- oder Schimpfname verbunden, der teils allgemeinen, teils örtlichen Charakter hat. Grösstenteils werden Spitz- und Spottnamen erklärt mit der Eigenschaft oder Handlung einer früher lebenden Person, die sich diesen Spitznamen zugezogen und ihn auf alle ihre Namenträger vererbte.

1) So wird jedem Schlojmy Leib, das Attribut „mit die Heiwen" angefügt. Es war nämlich ein Mann zu Bolszowce, der Szlojmy Leib hiess, und der als Bote verwendet wurde — da es damals noch keine Post gab. Einmal sandte ihn vor Purim ein Bäcker um Hefe nach Stanislau, vier Meilen von Bolszowce entfernt. Er kam zurück mit der Hefe, aber erst „Erew Pesach" (Vorabend des Osterfestes, wann man Hefe nicht mehr braucht); auf der Schwelle liess er den Krug Hefe aus der Hand fallen. Bestürzt über diesen Vorfall rief er: „von Heilinisch könn kein Güts nischt herauskommen".

2) Berisch bekommt den Spitznamen „des meschygyny" (toll) oder „mit der Pauk". Mein Gewährman Szaje Teichberg, ein achtzigjähriger Greis, erzählt mir, dass er in Żurawno einen meschigenen Berisch gesehen, der mit einer Pauke herumlief; von ihm nun habe sich dieser Spitzname auf alle seine Namenträger vererbt.

3) Srul wird gewöhnlich „ryżyner" gerufen. Es lebte in Russland ein grosser Rabbi Srulci ryżyner. In Bolszowce lebte ein bekannter Dieb Srul, der sogar dem Viehe seiner Ankläger „die Zungen aus-

schnitt“ (bildlich für: Ehre abschneiden); man nannte ihn daher „ryżyner“ (vom Ruthenischen: ryzaty = schneiden) d. h. Zungenschneider.

4) Leib bekommt das Attribut „premyślaner“, was Dieb bedeutet, da in Przemyślany ein Dieb namens Leib lebte, von dem man vieles erzählt.

5) Mendel wird „Ganew“ (Dieb) genannt.

6) Dudi (Dawid) heisst „Schwanz“.

7) Schmül wird „Narr“ oder Kätzaly genannt. Vom Urheber dieses Spitznamens sagt man auch: „Schmül“ Narr hat sein Weib nicht derkennt.

8) Kira, hier „Kratzer“ — da hier ein Kira lebte, der sich zu oft kratzte, — in Stryj und Umgegend: Loschyk.

Die Kinder im Cheder bilden die Spitznamen mehr in Reimen. Sehr viele Namen haben ihre Liedchen. So wird z. B. der Name Alter besungen:

9) Alter! Spalter Hühnerdreck
Mit a Schmaty (Fetzen) zugedeckt.

Chuny wird besungen:

10) Oj Chuny, bist doch taki Chuny,
Gehst a heim und schlugst das Weib
Ün machst a Schehachjuny

(ein Dankgebet für das Erleben einer Feierlichkeit).

11) Schmül, der Tuches (Hintere) ist dir kühl.

12) Szymszon h' Gibor (Held) kackt in Zieber (Zuber),
pischt in Topf, verleig mit dem Kopf.

13) Oj! Schmeryl! bist doch takin Schmeryl,
Gefinnst a Pacioki (Glaskoralle), meinst
düs 'is a Peryl (Perle).

14) Leibaly! Leibaly Bokser,
Owen wohnt der Doctor,
Hinten wohnt der Bass,
Naj ty bude (o) statnyj raz.

(Es soll dir sein das letzte Mal; ruthenisch.)

15). Eli, beli Josky,
A schwarze Kaly (Braut) hast dü,
Rote Schüchalych geht sie,
Auf die Mauer steht sie.
Geht sie a bissaly weiter,
Begegnet sie dem Reuter.
Der Reuter will sie stechen,
Geht sie zum Puriz (Gutherr) brechen.
Der Puriz is nischt du in der heim,
Nur das Hüntaly allein;
Schänk er Bier, schänk er Wein,
A Ruach in Schänkers Tatyn arein.

Anmerkung. Diese Spitznamen habe ich in Bolszowce aufgezeichnet mit Ausnahme des fünfzehnten, das mir Henryka Scharf, eine Schülerin der vierten Klasse der jüdischen Hauptschule in Lemberg, vorgesungen.

Kopflose Spukgeister.

Eine Umfrage von H. F. Feilberg.

X. 1. Zwischen Rheinsberg und Zülen in Brandenburg auf der Mârscheid (Grenzscheide) befindet sich ein Gestrüpp, und hier geht, wie meine Mutter mir oft erzählt hat, ein Ohnekopf um. Vor vielen Jahren soll hier nämlich einmal eine Hinrichtung stattgefunden haben.

Alt-Ruppin. A. Press.

2. Ein kopfloser Kutscher fährt zwischen 12 und 1 mit durchhellter Kutsche rasselnd durch die Strassen Altonas. (Schütze, Holsteinisches Idiotikon II, S. 323.) H. Volksmann.

3. In Dänemark reitet König Waldemar, der zu nächtlichem Umzug in den Gurrewald gebannt ist, stets von Burre nach Gurre; wer ihn kommen hört, tritt aus dem Wege und stellt sich unter einen schützenden Baum, dann kann er ohne Gefahr den Zug mit ansehen. Zuerst kommen die Hunde, deren blutlechzende, feuerige Zungen durch die Finsternis leuchten; dann folgt der König auf einem weissen Ross, sein eigenes Haupt unter dem Arm tragend. Er nimmt jahraus, jahrein denselben Weg, den die Dänen die Wolmarsstrasse nennen. Verliert das Ross ein Eisen vom Huf, so belohnt er fürstlich den Schmied, der den Schaden mit geschickter Hand wiederherstellt. Zuweilen ruft er Vorübergehende an, ihm die Hunde zu halten; einem Bauer, der seinem Anrufe folgte, schenkte er einen ledernen Riemen, der am nächsten Morgen in leuchtendes Gold verwandelt war. Andere Sagen nennen ihn den „fliegenden Jäger“, übertragen auch wohl den nächtlichen Zug auf Christian II. (C. Michael: Im Geisterkreis der Ruhe- und Friedlosen S. 93.) H. Volksmann.

4. Für Ostpreussen bezeugt uns E. Lemke in ihrem Volktümlichen in Ostpreussen II, S. 7 u. 8 das Vorkommen der kopflosen Geister: Im Walde von Bense geht ein Pfarrer ohne Kopf herum. Im Trepischen Walde zeigt sich ein Reiter ohne Kopf auf einem schwarzen Pferde. In dem Wald bei Rombitten zeigt sich ein Reiter ohne Kopf auf einem Schimmel, der auf dem Kirchhof spurlos verschwindet. Bei Pröckelwitz fährt eine Kutsche mit 4 schwarzen Pferden; der Kutscher auf dem Bock ist kopflos. H. Volksmann.

Der Mann im Monde.

Eine Umfrage von H. Volksmann.

33. Einst hatte eiu Mann einen ganzen Sack voll Grünkohl gestohlen; auf dem Wege nach Hause begegnete ihm ein anderer Mann, der ihn anfuhr, weil er seinen Kohl gestohlen hatte. Der Erste behauptete, die Beschuldigung sei nicht wahr, habe er den Kohl gestohlen, wünsche er, er möge im Monde reiten. Im selben Augenblicke verschwand er, und sitzt noch heutigen Tages im Monde mit

dem Sack voll Grünkohl auf dem Rücken. Einige fügen hinzu, dass der Diebstahl am heiligen Weihnachtabende geschah, und dass es der erste Diebstahl auf Erden war. Man sieht den Dieb deutlich im Monde mit einem Bündel Kohl unter dem linken Arme, in der rechten Hand hält er noch eine Kohlpflanze, die er eben entwurzelt hat.

34. Der erste Diebstahl auf Erden wurde von einem Manne ausgeübt, der Kohl stahl. Er konnte seine eigne Strafe wählen, entweder durfte er auf dem Monde frieren oder auf der Sonne vor Hitze verschmachten. Der Dieb zog die Kälte der Hitze vor; darum entdeckt man im Vollmonde eine dunkle Figur, das ist der Kohl. Der Mann aber muss sich auf der andern Seite des Mondes vorfinden.

(Dänemark.)

35. In Schweden wird der Mond nicht selten vom Volke als der „Mondgreis“ (mångubben) erwähnt. Wenn der Mond anfängt, am Abende später zu kommen, sagt man, dass der Mond am Abende beim Trunke sitzen geblieben ist. Man hat die Vorstellung, dass der Greis ein lustiges Gelage lieb hat und am Glase wohl seine bestimmten Zeiten vergessen könne. Nach spätern Vorstellungen sitzt im Monde ein Greis, der Kohl stahl; er trägt es in einer Art von Kiepe auf seinem Rücken, und er muss da bis an den letzten Tag sitzen bleiben. Bisweilen wird darum der Mond der „Kohlgreis“ genannt. Andere erzählen, dass der Dieb Rüben gestohlen und daher in den Mond versetzt wurde, damit er sich vor der ganzen Welt schämen möge. In Westergötland sagt man, dass er Erbsen gestohlen und da ihm Gott die Wahl gab, ob er in der Sonne brennen oder im Monde frieren wolle, habe er das Frieren dem Brennen vorgezogen. In Gestrikland sieht man im Monde zwei Greise mit einer Theerkanne. Sie gingen nämlich auf den Mond, um ihn zu theeren, damit er sie nicht verraten möge, wenn sie ausgingen, zu stehlen. Sie wurden aber dort fest und sitzen bis an den letzten Tag. In Jämteland wird erzählt, dass die zwei Männer einen Eimer voll Wasser mit sich gehabt; sie wollten den Mond auslöschen, wurden aber fest und müssen dort beschämt für die ganze Welt sitzen bleiben. In den Dalarne sieht man im Monde Adam und Eva mit dem Baume der Erkenntnis.

(Schweden nach Cavallius' Wärend.)

36. Man behauptet auf Island, dass die Sonne das Gesicht der Eva zeige, der Mond dagegen das Adams. — Einst setzte sich ein Schafdieb an einem einsamen Orte nieder, um die fette Lende eines gestohlenen Schafes gemächlich zu verzehren. Der Mond schien gerade hell und klar vom wolkenlosen Nachthimmel herunter, da rief der Bursche in seinem Übermute zu ihm hinauf: „Willst du Mond in deinen Mund diesen fetten Bissen?“ Da antwortete ihm aber eine Stimme vom Himmel herab: „Willst du, Mauser, auf deine Wange diesen heissen Schlüssel?“ Und zugleich fällt ein glühend heisser Schlüssel herab dem Diebe gerade auf die Wange und brennt ihm da ein Brandmal ein. (Maurer, Isl. Volksagen S. 185.)

37. Mani nahm zwei Kinder von der Erde, Bil und Hiuki genannt, da sie von dem Brunnen Byrgir kamen, und den Eimer auf den Achseln trugen . . . Widfinnr heisst ihr Vater. Diese Kinder gehen hinter dem Monde her, wie man noch von der Erde aus sehen kann. (Gylfaginning Kap. 11, Simrock, Die Edda[3] S. 284.)

Askov, Vejen St., Dänemark. H. F. Feilberg.

38. Vgl. G. Schambach und W. Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, Gött. 1855, S. 67 „Der Mann im Monde“ und „Die Frau in der Sonne“, sowie die einschlägigen Anmerkungen S. 344.

München. A. Englert.

39. . . . . Vom Bilde im Monde erzählen die Huzulen, dass dort der ältere Bruder den jüngeren auf einer Heugabel aufgespiesst halte. Vergl. Dr. R. F. Kaindl, Die Huzulen (1893).

Südslavische Volkmedizin.

Von Krauss, Vuletić-Vukasović und Dragičević.

II. Rotlauf. Aus Porič, einem schwäbischen Dörfchen in Slavonien (Požegaer Gespannschaft) erhielt ich vor 5 Jahren von meiner Mutter ein altes, kathol. Gebetbuch (ohne Titelblatt) aus dem vorigen Jahrhunderte. Auf der Innenseite des rechten Deckels steht in älterer Handschrift ein Segen, den eine jüngere Hand umschrieben oder erklärt hat. Anbei die genaue Wiedergabe beider Fassungen:

(Alt): das ist gut für Rotlaf und für ksvulst ge ich ibers Land bege ich stok das brand dekt die cheilige frau die recht chand das ist gut für ein rohtlaf und kswulf (durchstrichen) kwuls und brand nachdem sakt man Gott vatter Gott son und cheiliger Geist, wenn man brauch 3 auf 5 und 7 das darf man nicht pahr weis sagen 2, 4 6 darf man nicht sagen.

(Neu): Das ist gut für Rothlauf, Brand und Geschwulst. Gehe ich über Land, begegne ich einem Stock das brand, dekt die heilige Frau darauf die rechte Hand, das ist guth für Rothlauf, Geschwulst und Brand,

Da sagt mann Gottvater, Gottsohn und Heilige Geist

Dreimahl mus mann brauchen Dreimahl oder 5 mahl oder 7 mahl und das braucht mann eher als die Sonne aufgeht und wenn die Sonne untergeth.

Die Bewohner von Porič sind die Nachkommen deutscher Bauern aus dem Elsass und der Rheingegend, die durch die Fürsorge Kaiser Josef II. nach Slavonien verpflanzt wurden, um das öde Grenzgebiet in der Nachbarschaft Bosniens zu bevölkern und wieder urbar zu machen. Der Segen ist so gewöhnlich und gleichgiltig, dass er für sich betrachtet, einen Abdruck im Urquell kaum verdient und unter der Rubrik ‚südslavische Medizin‘ schon gar nicht. Es wäre aber besser gewesen, ich hätte ihn früher beachtet, weil ich mir viel Kopfzerbrechens über die Deutung eines serbischen Segens erspart haben

würde. Von der serbischen Bäuerin Jula Harambašić, einer Katholikin in Koprivnica, einem Dörfchen bei dem Markte Pleternica, etwa drei bis vier Wegstunden von Porič, habe ich einen serbischen Rotlaufsegen, der mir lang genug ein Rätsel war. Stösst mir mitunter derartiges auf, so werde ich fast zum Grübler, bis es mir endlich glückt, eine mich befriedigende Lösung zu finden. Julas Mittel lautet nach ihrer eigenen Niederschrift:

Kako se leči rotlau. Rotlauf kerdaus kod fata kod saona kod vatra na zad frond. Rotlauf kerdaus. Kod fata kod saona kod vatra na zad frond. Kod eileka križ božji; Marijo otče nebeski Bože vas molim da budete ovom bolestniku u pomoći više s vašom pomoćjom nego s mojom. Triput se sa rukama preko rotlaufa križa pa onda odpune. Križ Božji i zahvalni ovome bolestniku kojega smo sa molitvom zamolili i Bogu preporučili i tri puta sa križem prekrižili i tri puta na zad frond. Tko prigovara mora se triput prekrstiti i tri puta bolestnika prekrižiti zatim izmoliti očenaš kad počima i kad svršuje. Ako bi bolestnik opazio na frišku da bi do Vas došo onda bi mogli samo od tri puta prigovorit ako ne bi prošo od tri puta Rotlauf onda se mora takim prigovorom pet put. To se mora prigovarati jutrom prije sunca večerom posle zalazka.

Wie der Rotlauf geheilt wird. „Rotlauf kerdaus bei den Klafterhölzern, bei den Schlitten, bei den Feuern, zurückfrond. Rotlauf kerdaus. Bei den Klafterhölzern, bei den Schlitten, bei den Feuern, zurück frond. Beim eileka Kreuz Gottes und Maria! Himmlischer Vater! Euch bitte ich, Ihr sollt diesem Kranken hilfreich beistehen, mehr mit Euerer Hilfe als mit meiner.“ Dreimal wird mit den Händen über den Rotlauf das Kreuzzeichen gemacht und dann (darüber) weggehaucht. „Kreuz Gottes und dankwürdiges betreff dieses Kranken, den wir mit dem Segen besegnet und Gott anempfohlen und dreimal mit dem Kreuzzeichen bekreuzt und dreimal zurückfrond.“ Wer besegnet, muss dreimal das Kreuz schlagen und dreimal den Kranken bekreuzen, ferner beim Anfang und Ende je ein Vaterunser herbeten. Sollte ein Kranker den frischen Rotlauf wahrnehmen und zu Ihnen (um Hilfe) kommen, so dürften Sie blos an dreimal ihn besegnen; verginge der Rotlauf aber nicht von dreimaliger Besprechung, dann muss man wohl solchen Bannspruch fünfmal anwenden. So muss man besegnen morgens vor dem Sonnenaufgang, abends nach dem Sonnenuntergang.

Unverständlich und unübersetzbar sind die Worte kerdaus, frond und eileka, wenn man sie als survivals altslavischer Sprüche auffasst. Sehr dunkel ist auch die Bezugnahme auf Klafterhölzer, Schlitten und Feuer. Hingegen wird alles klar, sobald wir diesen slavischen Spruch als eine variirte Corruptel der erstangeführten deutschen Segen auffassen. Dann lautet der Satz richtig: Rotlauf kehrt aus. Gott Vater, Gott Sohn, Gott Vater weich zurück Brand usw. Gott, heiliges Kreuz usw.

Jula ist eine Zauberin, doch keine Betrügerin und Fälscherin, wie so manche Göttererfinder und Retter des Urslaventums. Sie verkehrt als hysterische Person mit Vielen und lernt von ihnen Heilmittel, doch unterlässt sie es nicht, auch anderweitig bei gewöhnlichen Menschenkindern ihr Wissen und Können zu vermehren. Sie hörte wohl eine Schwabin den deutschen Segen sprechen, merkte sich ihn als ein gutes Mittel und legte sich die einzelnen Worte sprachlich

18*

zurecht, da sie deutsch nicht kann und daher ihr der wahre Sinn der Worte unbekannt bleibt. Das ist echter, unverfälschter mystischer Glaube, an dem Jula und ihre Kundschaft festhalten. Mir gab sie den Segen gern mit auf den Weg, überzeugt, dass so etwas einem im Leben gute Dienste leisten könne. Wir haben hier einen deutschen Segen, der zu den Serben gekommen und serbisch geworden ist. Schülerinnen der Jula und weitere Nachfolgerinneu werden den Segen noch mehr serbisieren, so dass daraus vielleicht etwas ganz eigenartiges werden wird. Dann braucht noch ein slovenischer Göttermacher über den Spruch zu kommen und der fabriziert daraus den allerschönsten urslavischarischen Urmythus von der Geburt der Sonne ....

Zwei Anregungen.

Von Dr. Ludwig Fränkel (Stuttgart).

An der möglichst vollkommenen Ausnutzung des nach und nach sich ansammelnden Reichtums volkkundlichen Stoffes aller Art muss es uns umsomehr liegen, als so vielerlei Kleinigkeiten versprengt und abseits vom Wege ans Licht tritt. Damit nun nichts oder nur so wenig wie denkbar verloren geht, schlage ich zweierlei vor:

1. Jeder Mitarbeiter und Leser des „Urquell“ sieht die ausgezeichneten genauen und übersichtlich geordneten Register der letzten Bände durch, mit denen uns die Herausgeber in so dankwerter Weise beschenkt haben, und sendet dann sogleich der Redaktion behufs Sichtung und Zusammenstellung die mancherlei Erinnerungen und Anklänge ein, die fast allen bei der oder jener Verzeichnung aufsteigen müssen. Ich habe selbst schon den Versuch gemacht und bin auf verschiedenes der Art gestossen.

2. Jeder Mitarbeiter und Leser der „Urquell“ liefert in gewissen Fristen der Redaktion knappe aber genügende Titel-Angaben von allen Mitteilungen und Aufsätzen aus dem Gesamtgebiete der Volkkunde ein, die ihm in Tagblättern, namentlich solchen seiner engeren Heimat begegnen und unbemerkt zu bleiben drohen; auch Zeitschriften anderer Fächer wären zu berücksichtigen. Unser Blatt könnte dann das Wichtige an Titeln abdrucken, wie mit meinen Notizen schon einmal begonnen wurde (II. Band, XII. Heft, Innenseite).

Deutsche Volkreime aus Körmöczbánya (Kremnitz).

(Nach Dr. G. Versenyi's Aufzeichnungen mitgeteilt von A. Herrmann.)

I.

Drei Rosen im Garten,
Drei Lilgen im Wald!
Im Sommer ist lustig,
Im Winter ist kalt!
Aschtara-rarara, aschtara-rara,
Aschtara-rarara!

(Vgl. Vernaleken-Branky, Spiele u. Reime d. Kinder in Oesterreich. Simrock, Das Kinderbuch 527.)

II.

Schöne grüne Heidelbeer (Haselnuss),
Schöne grüne Finken!
Junge Mädel tanzen gern,
Alte Weiber hinken.
(Beim Sammeln der erwähnten Früchte gesungen.)

III.

Ich geh im Gässlein auf und unter,
Schwarze Kirschlein hängen runter.
Schwarze Kirschlein pflück ich gerne,
Bei mein Schatzl bin ichs gerne!

IV.

Schwarze Kirschlein, hohes Haus,
Herzgeliebter, was machst du dir daraus?
Waschen und kämmen tu ich mich,
Herzgeliebter wart auf mich!

Neuere Abderiten.

Abderitengeschichten passieren noch jetzt. Dazu etliche Belege aus Dithmarschen. Als man vor etlichen Jahren in Wesselburen ein neues Pastorat erbaute, hatte man die Küche vergessen; und als das Gebäude fertig war, musste man einen Anbau machen und darin die Küche unterbringen. Als man in Husum vor einigen Jahren den Marschbahnhof erbaute und das Gebäude fertig war, stand es verkehrt um und die an der Bahnseite liegenden Räume lagen an der entgegengesetzten Seite. Auch zu der von Andree mitgeteilten Schnurre von dem Löwen zu Handschuhsheim können wir ein Seitenstück mitteilen. In Schülp bei Wesselburen ward einst das Gerücht verbreitet, dass in der Gemarkung des Dorfs im „Dack“ sich ein Bär (plattd. Bår) aufhalte. Alles rückte mit Forken, Sensen, Flinten u. dgl. Waffen mehr aus, um den Bär zu erlegen. Und was fand man? Einen Mann, namens Bahr, der Ret (Arundo phragmites L.) schnitt. Daher soll die Redenart „vom Schülper Bår“ rühren. Nach Klaus Groth, Glossar z. Quickborn I., S. 280, soll Schülper Bår eine eigentümliche noch vorhandene Tanzmelodie sein, die auf der Geige mit der innern Saite der Streichhaare eines losgeschraubten Bogens, nachdem ein Schlüssel ins Schallloch gelegt ist, gespielt wird.

Norbert Krause.

Volkwitz in Rätseln.

1. Es bimmelt un bammelt
in meiner Schlafkammer;
eine Wipp, eine Wapp,
eine goldene Kapp.
Lunden i. Dithm.

Schwienhusen: 4 hölzerne Kapp.

2. Achd'r unse Hauklout
liggt de arme Bäcker dout;
sünner Hût un sünner Hår
liggt de arme Bäcker dår.
Lunden i. Dithm.

3. Dår kummt en Mann ut Egypten,
hett'n Rock vun dûsen Flicken,
hett en knåkern Angesicht,
hett en Kamm un kämmt sick nicht.
Delve i. Dithm.

4. Jemand und niemand wân in ên Hûs.
Jemand gung vår rut,
Niemand gung achd'r rut.
Wer blêf dou in d' Hûs?
Lunden i. Dithm.

5. **Wat wullt du lêwer:**
En Düwel ünner de Ouken
oder en Sünnbakkouken.

6. **Oul holten Groutvåder**
stêk sin oul halfis'n Groutmoud'r
mit sîn Pill in ähr Pull,
dat ähr dat Hart in Lîwe knull.
Lunden i. Dithm.

7. **Oule Mouder Grau**
stait alle Nacht in Dau,
se itt ni, se drink ni,
un dait doch alle Minsch'n gut.
Lunden i. Dithm.
Varianten:
4: un is doch alle Minschen nützli.
Drage i. St.
3 u. 4: se hett kên Flêsch, se hett kên Blout,
un dait doch alle Minschen goud.
Lehe b. Lunden.
1: Ole Möll'r Grau usw.
Schwienhusen.

8. **Rûge rûge rîp,**
gäel is de Pîp,
swart is de Sack.
Råd't mål, wat is dat?
Ganz Dithmarschen.

9. **Dår ging' vêr Bröid'r to glike Tîd in d' Wåd'r,**
un de längste krêg de Kopp tôers natt.
Fockbeck b. Rendsburg.

10. **Glatt rin, rûg rût.**
Lunden i. D.

11. **Vorne Fleisch und hinten Fleisch, mitten Holz und Eisen.**
Wer dies Rätsel raten kann, wird auf's Feld mich weisen. Lunden.
Variante: Vâr Flêsch un achd'r Flêsch, in'e Mirr Holt un Isen. Tolk i. Angeln.

12. **Achd'r unse Hûsch'n plöig Pet'r Krûsch'n, sünn'r Ploug un sünn'r Pêr plöig he ümm'r hin un her. Geg. von Hohenwestedt.**

Varianten: Achd'r unse Hûs plöig ôl Karsten Krûs, sünn'r Päer un Tôm plöig ôl Karstenohm. Lunden.

3 u. 4: Sünn'r Peer un sünner Ploug, un kann doch all dat Land umplöig'n.

Auflösungen: 1. De Klock (Uhr). 2. En Schäet (Menschendreck). 3. De Hån (Der Hahn). 4. Und. 5. Schink'n, Schäet (Schinken und Menschendreck). 6. Stöitkarn (Stosskarn, Butterfass). 7. Måhl (Mühle). 8. Wuttel (Wurzel). 9. Titten an't Koujüdder (Zitzen am Kuheuter). 10. Hauhåk'n (Heuhaken). 11. Plöiger, Ploug, Päer (Pflüger, Pflug und Pferde). 12. Mullwarp (Maulwurf).

Litteraturnachweise. Zu 1: Wossidlo, Volktüml. aus Mecklenburg, Sonderabdruck S. 23, Gillhoff, das mecklenburgische Volkrätsel S. 64. Zu 2: Müllenhoff S. 504—508, Gillhoff S. 13. Zu 4: Gillhoff S. 118. Zu 5: Schütze, Holst. Idiotikon IV., S. 226, Müllenhoff S. 504—508. Zu 6: Wegener, volktüml. Lieder aus Norddeutschland II., S. 135, Gillhoff S. 89, 90. Zu 7: Müllenhoff S. 504—508, Gillhoff S. 84. Zu 8: Wegener II., S. 132, Lütje Strohot (Kiel 1847) S. 96 (Holstein), Firmenich I., 163 (Magdeb. Börde), 381 (Kleve), Tüxen, plattydske Folkesprog i. Angeln (Kopenhagen 1857) S. 68 (Schleswig), Niederd. Korrespondenzbl. VII. S. 85 (Barop) 87, (Bredstedt u. Hamburg) VIII., S. 22 (Gotha). Ehlers, Schleswig-Holst. Rätselbuch Nr. 17, E. Lemke, Volktüml. aus Ostpreussen (Morungen 1884) I., S. 141. Wossidlo, Volktümliches aus Mecklenburg, 1. Heft, S. 30. Gillhoff S. 49. Eine Fassung ward von Martens—Hamburg aus dem Lüneburgischen mitgeteilt. Zu 11: Wegener II., S. 134, Wossidlo 1. H. S. 31, Gillhoff 81. Zu 12: Wegener II., 125, Gillhoff S. 31 u. 32.
H. Volksmann.

Gantsymbolik.

Die Berliner Tägliche Rundschau vom 5. Februar 1893 berichtet von einer in Italien und im grössten Teile Frankreichs bei Zwangversteigerung von Immobilien herrschenden eigentümlichen Sitte: „Vor dem Gerichtpräsidenten steht ein Tisch, in dessen Rand eine Anzahl kleiner Löcher gegraben sind. In der Mitte des Tisches liegt eine Schachtel mit dicken „Wachsstreichhölzern“. Sowie das erste Angebot gemacht ist, zündet der Vorsitzende eine dieser kleinen Kerzen an

und steckt sie in eins der Löcher; wenn es ausgebrannt ist, zündet er ein zweites Streichholz an, das er in ein anderes Loch gesteckt hat; ist dieses erloschen, ein drittes. Wenn das dritte zu Ende gebrannt ist, ohne dass ein höheres Angebot gemacht wurde, so fällt der Versteigerunggegenstand dem Meistbietenden zu.“ Sollte diesem Gebrauche nicht eine Erinnerung an das alte Symbol der Besitznahme durch Feuer (siehe Jacob Grimm, Deutsche Rechtaltertümer S. 196) zu Grunde liegen? Dass dieser Gebrauch einst auch in Deutschland geübt wurde, ist aus der Bemerkung R. Hildebrandts im Deutschen Wörterbuche Bd. 5, 616 zu ersehen. Er schreibt: „ein eigentümlicher rechtsgebrauch erzeugte eine andere redensart: das gut an die kerze bringen Möser, phantas. 4, 264 wie ‘unter den hammer’. eine brennende kerze ward nämlich und wird noch, z. b. in England, bei versteigerungen gebraucht, um den zuschlag zu bestimmen; wer zuletzt geboten hat, wenn die kerze verlischt, dessen gebot gilt. daher bei der kerz verkaufen Stieler 954; Irisch [Teutsch-latein. Wörterbuch. Berlin 1741] I, 511e (aus Westfalen). über die symbolische bedeutung vergl. Wackernagel bei Haupt [Zeitschrift für deutsches Altertum] 6, 282.“

Northeim. R. Sprenger.

Schlesische Volksagen.

Von Karl Knauthe—Schlaupitz.

Jüngst erzählte man im „Zobtner Halt“ allerorts folgendes: Ein kleiner Grundbesitzer im nahen Heidersdorf (Kr. Nimptsch) sei im verflossenen Frühling eines schönen Tages früh gegen 11 Uhr mit dem leeren Mistwagen von seinem Gelände hereingekommen. Urplötzlich habe dicht vor seinem Gespann eine sehr grosse, wunderhübsche, fein in Weiss gekleidete Frau gestanden, ihn dazu gezwungen, seine Pferde anzuhalten und ihn schliesslich gebeten, sie ein Stück weit mitzunehmen.

Die Dame sei während der Fahrt gar redselig gewesen und habe u. a. auch unser Bäuerlein gefragt, wie die vorige (90er) Ernte ausgefallen. Auf den Bescheid hin: „Wir hatten massig Stroh, aber wenig Körner“, habe jene erwidert: „Nun, heuer wirds noch schlechter sein, da regnets in einem weg, „dass gar nichts hereinkommt“, und sei verschwunden.

Aehnliches wurde meinem Vater schon in seiner Jugend hier von ganz alten Leuten berichtet, die es wieder von ihren Eltern und Grosseltern gehört haben wollten. Immer wird diese rätselhafte Frau für Maria gehalten. — Hierbei gestattet sich der Berichterstatter auch an folgende schlesische (?) Bauernregel zu erinnern: Wenn die „Mutter Gottes“ am 25. März „nass“ übers Gebirge geht, so kommt sie am 15. August oder 8. September trocken wieder und umgekehrt.

An und in diversen Orten unseres Gaues treiben nachts auch gespenstische Ziegenböcke ihr Unwesen, namentlich in den Dörfern dicht am Zobten. Verstecken sich auch darin altmythische Erinnerungen?

Woher kommen die Kinder?

Eine Umfrage von O. Schell.

1. Oberhalb Gräfrath, in der Richtung nach Vohwinkel zu, liegt ein kleiner Wald, der letzte Rest ehemals weitgedehnter Waldungen. Dieser Waldrest führt den Namen „Kinderbusch“, weil die Kinder aus den Bäumen dieses Waldes geholt werden. Daneben ist in Gräfrath die Ansicht verbreitet, dass die Kinder auch aus dem heiligen Born, in einem Tale bei Gräfrath gelegen, kämen.

Schell.

2. In Gummeshausen holt man die Kinder aus einer hohlen Linde, in Halver aus einer alten hohlen Buche. In Kückelhausen ist es eine hohle dicke Eiche; ebenso in Gevelsberg und im Bergischen. In Tirol werden die Kinder bald aus Brunnen, bald aus Bäumen geholt. Zu Bruneck bringt man sie aus dem grossen hohlen Eschenbaum, der bei dem Schiessstande steht, oder sie rinnen aus dem Wasser daher. In Meran wachsen sie auf der Mut (einem Berge) an den Bäumen. Im Aargau heisst ein solcher Baum geradezu der Kindlibirnbaum. Im Zillertal holt man die Kinder aus der Mariarastkapelle auf dem Hainzenberge. Zu Nierstein in Rheinhessen steht eine grosse Linde, daher holt man in der ganzen Gegend die Kinder. Unter der Erde fliesst ein Brunnen, den hört man rauschen und unter der Erde die kleinen Kinder jubeln und schreien, wenn man das Ohr auf die Erde legt. Bronner erzählt in seinem Leben: „Da fragte ich meinen Vater einst bei Tisch: wo ist denn unser Brüderlein hergekommen? Die Hebamme sass auch dabei. Diese Frau da, sagte er, hat es aus dem Krautgarten herbeigebracht, du kannst noch heute den hohlen Baum sehen, aus dem die kleinen Kinder immer herausschauen, die man abholen lässt, sobald man ihrer verlangt.“ Es war eine hohle Weide an einem Teich. Bronner schaute hinein und sah den Knaben im Wasser. Sein Vater hiess ihn rufen: „Buben, wo seid ihr?“ und er zweifelte nicht mehr.

Bei Nauders in Tirol steht ein uralter Lärchbaum, der heilige Baum genannt, aus dessen Nähe niemand Bauholz oder Brennholz zu nehmen wagt, bei dem zu schreien oder zu lärmen bis in die letzten Jahre für himmelschreienden Frevel galt. Er soll bluten, wenn man hineinhackt, und der Hieb dringt zugleich ebensoweit in den Leib des Frevlers, wie in den Baum. Vom heiligen Baum holt man die Kinder, besonders die Knaben. (Mannhardts Germanische Mythen S. 668—670.)

3. In Köln werden die kleinen Kinder nächtlicher Weile aus einem Brunnen, „Klingels Pütz“ benamset, geholt. (Leo Norberg im Urdsbrunnen VII, S. 126.) In Köln werden die Kinder auch aus dem Brunnen der St. Kunibertskirche geholt. Dort sitzen sie um die Mutter Gottes herum, welche ihnen Brei giebt und mit ihnen spielt. Bei Schulenburg im Harz sitzt im Festenburger Teich die grosse Wasserfrau, die hat die neugebornen Kinder bei sich im

Wasser. Im stillen Sumpf unter der Teufelsbrücke bei der Rosstrappe ist eine warme Stube, worin die Kinder vor der Geburt von der Kindermutter beaufsichtigt werden.

Im schwäbischen Haubache sagt man, dass die Hebamme die Kinder aus der Höhle des Rosensteins hole. Dort sei eine weisse Frau, die ihr die Kinder zureiche. Zu Scheidingen in der Gegend von Werl holt der Storch die Kinder aus dem Teiche auf der Werler Vrede. In Erfurt holt der Storch die Kinder aus dem Kessel, einer Vertiefung beim Wallgraben, zu Halberstadt aus der Klûs. (Mannhardts Germanische Mythen, S. 256.)

4. Bei den Nordfriesen, und zwar auf Amrum, holen die Amringer Frauen, begleitet von der Hebamme, die Kinder aus dem Guuskölk und Meerham. Die Kinderfrau aber, die das Wasser mit den darin lebenden Kindern beherrscht, will die letzteren nicht fahren lassen und schlägt mit ihrer Sense um sich und verwundet die holende Frau am Bein. (Urds-Brunnen VII, S. 15.)

Im Dänischen Wohld kommen die kleinen Kinder aus dem Salzwasser. In Dithmarschen heisst es auch: die Kinder kommen aus dem Mötjensee (See in Norderdith.) und aus der Eider. (U.-Q. II, 147.) Meistens ist in Schleswig-Holstein der Storch der heilige Vogel, der die kleinen Geschwister bringt durch den Schornstein und die Mutter ins Bein beisst. (Vrgl. Urdsbrunnen I, S. 12—14.)

5. In Neustadl in Böhmen holt die Hebamme die Kinder aus dem Zipfelbuschteiche, aus dem Klitzbusch und Schalgens Teiche. In Böhmen und Oesterreichisch-Schlesien hat jeder Ort irgend ein Wasser, woher man die kleinen Kinder holt. In der Umgegend von Leoben in Steiermark werden die Kinder nächtlicher Weile von den Eltern aus dem Kaltenbrunnenbache geholt. (F. S. Krauss im Urdsbrunnen VII, 82.)

6. In Ostfriesland heisst es im Nieder-Rheidergau: die Kinder kommen aus der Eems; zu Marienkoor: aus dem Koorster Meer; in den Wolden des Brookmergaues nennt man die verschiedenen Landseeen der Nähe, z. B. zu Barstede: aus der Breike; im Moormergau, wo das fliessende und stehende Wasser selten ist, behilft man sich mit den Ortschwemmen; an andern Orten hilft die Bäke, di Ri(de), die Dobbe, die Hiwe, der Dollart, die Pütte aus. In Nord-Ostfriesland an der Seekante von Norden bis Jever überall: die Kinder kommen „vom Moor“, woher die Kinder in Kutschen geholt werden; desgleichen in den moorumzirkten Geestdörfern Mittel-Ostfrieslands, wie auf vielen Fehnkolonien. An andern Orten wählt man einen anderen, den topographischen Verhältnissen angemessenen Ausdruck. Zu Utörp bei Esens heisst es: van de Isken = lehmige Sandgeeste, und dort wieder „ünner de dick Flint“ = Hünenstein weg. Zu Burhafe bei Wittmund sagt man: „ünner de Fosskutt“ = Hünenstein am Kirchhof weg. Auf den Eilanden auf Juist, Norderney und Baltrum kommen die Puppen aus den Dünen. (Fr. Sundermann im Urdsbrunnen I, H. 2, S. 17, 18.)

7. Am Unterstein bringt der Storch die Kleinen und beisst bei der Gelegenheit die Mutter ins Bein, so dass sie krank zu Bette liegen muss. In der Bretagne holt man die Kinder aus den Krautköpfen, ebenso im Elsass (les choux). Die Pariser Hebammen stellen die Sage verschönernd dar, indem sie auf ihren Schildern die zarten Engelköpfchen aus Rosen zum Lichte fördern. (Leo Norberg im Urdsbrunnen VII, S. 127.)

8. In Ostpreussen bringt der Storch die Kinder und bringt den Kleinen in der Familie auch etwas mit. Diese untersuchen daher die Wiege des neuen Ankömmlings und finden in derselben allerlei Naschwerk. Die Mutter aber ist vom Storche ins Bein gebissen worden, daher muss sie zu Bette liegen. (H. Frischbier: Zur volktümlichen Naturkunde S. 302.)

Die Zwerge am Wohlenberge.

Von Richard Andree.

Der Wohlenberg ist eine ansehnliche Erhebung in der Fahlen Heide, die sich in dem Winkel erstreckt, wo Ocker und Aller zusammenfliessen. Früher war er kahl, jetzt ist er aufgeforstet. Es entspringt dort ein schöner Quell, der das Wasser zu einer schwunghaft betriebenen Forellenzüchterei liefert, mitten in der Heide! Seit langer Zeit ist dieser Hügel, eine Landmarke im flachen Lande, sagenumwoben und bei einem Ausfluge, den ich im Herbste 1893 dorthin machte, erzählte mir der 72jährige Dietrich Thöne aus Hillerse an der Ocker folgende auf den Berg bezügliche Sage:

Vor Tîden sin im Wôlenbarge Twarge wesen. Wenn de Bûren morgens taum ploigen gân sin, denn hewwet de Frûenslüe ênen dat Froistück in Henkelpötten up et Feld ebracht un de Pötte nahe bi dem Wôlenbarge dâlesettet. Dat sin Arften mit Speck wesen. Da hewwet de kwaden Twarge upelûret; sei sin ût dem Barge kômen, hewwet dat Froistück upegêten un dann in de Pötte schetten. Wenn dann de Bûren eten wullen, dann funnen se man Schîte.

Dat is so ne Tîd lang egân. Da hewwet se in Leiferde ne Kerke bûet un de Glocken fungen an to lüen. Dat kunnen de Twarge nich vertragen un da sin se hille wegetogen na Volkse tau. Wenn se da an de Ocker kämen, kunnen se nich up de annere Sîte kômen, denn da is keine Brügge. Man en Schepper is da ewesen un den hat de Twargkönig efraget, ob hei ên un sîne Twarge owerfoiren wulle, un wo lange dat woll dûre? Sä de Schepper: dat könne hei nich wêten, denn hei seie ja nich, wovêl Lüe hei overfoiren sulle.

Da fragete ên de Twargkönig, ob hei koppwiese betâlt sîn wulle oder ob hei en Haut vull Tweipennigstücke hewwen wulle? Da seggt de Schepper: En Haut vull Tweipennigstücke. Man morgen froi, da sulle de König mit sînem Volke da sîn.

Am annern Morgen kam ôk de König un de Schepper glôwete, hei wäre allêne, denn dei Twarge, dei met eme kamen, kunne

hei nich seien. Hei het se awer owerefoiret un dat dûre vom froien Morgen bet taun Avend un de Kân is immer sau vull ewesen, dat hei bet taun Ranne im Water insunk. „Nau sin wî alle över,“ sä de Twargkönig, un fragete den Schepper, ob hei mal seien wulle, wo vêl Twarge hei na Volkse owerefoiret härre? „Ja,“ antwore de Schepper. Da nam de Twargkönig sînen Haut af un settete ên den Schepper up'n Kopp. Da kunne de Schepper tûsende un tûsende von lüttjen Twargen mit grôten Köppen seien, dei stunnen up'n Felde tehope; dei harre hei owerefoiret. Da nam de Twargkönig dem Schepper den Haut wedder af — un da kunne hei de Twarge nich mehr seien. Dei sin wegetogen.

Diese Sage vom Auszug der Zwerge oder Unneêrsken, wie sie auch in Niedersachsen heissen, enthält uralte Züge. Der alte Thöne, der sie mir erzählte, sagte, er habe sie von seiner Mutter und ob sie wahr sei, könne er nicht wissen. Auch in anderen norddeutschen Sagen kommt der Auszug der Zwerge vor. In Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen (Leipzig 1848), finde ich Nr. 291 ihre Ueberfahrt über die Aller und die Hunte, 323 über die Ems. Die Tarnkappe und das Verunreinigen der Essgeschirrre durch Zwerge kommen auch Nr 291 vor.

Maisitten am Rhein.[1]

Von C. Rademacher.

I. **Das Mailien.** In manchen Dörfern unserer Gegend (Reg.-Bez. Köln) kann man am 1. Mai oder doch am Anfange des Monats eine Sitte beobachten, die dem Forscher durch ihre Eigentümlichkeit auffallen, dem Zuschauer ergötzlich erscheinen muss. Es findet nämlich an dem betreffenden Tage in aller Form eine Versteigerung der Mädchen statt. Die jungen Burschen, welche zu diesem bestimmten Zwecke ein Oberhaupt, das in vielen Dörfern den Titel „Richter“ führt, erwählt haben, stellen in einem Wirtshause die Mädchen (diese sind jedoch persönlich nicht zugegen) zum Verkaufe aus. Der Vorsitzende eröffnet die Versammlung, indem er den Burschen die Mitteilung macht, dass sich jeder nach altem Herkommen und Gebrauch ein Maimädchen anzusteigern habe. Mit Thalern wird hierauf geboten, und wenn dem höchstbietenden Burschen sein Mädchen zugeschlagen worden ist, so bezahlt er an die gemeinschaftliche Kasse so viele Pfennige, als der Preis Thaler beträgt. Das auf diese Weise von einem Burschen ersteigerte Mädchen wird ihm von der ganzen Versammlung feierlich zuerkannt, und der Ansteigerer hat die Pflicht und das Recht, sein Maimädchen das ganze folgende Jahr hindurch auf alle Dorffestlichkeiten zu führen; es wird ihm also dadurch Gelegenheit geboten, sich dem Mädchen mit Fug und Recht zu nähern.

---

[1]) Erweiterte Bearbeitung meines Aufsatzes in der Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins 1887.

Dies ist im Allgemeinen der Verlauf aller Maiversammlungen; im Einzelnen besteht jedoch eine grosse Verschiedenheit, besonders in der Art und Weise, wie der Brauch ausgeübt wird. In den Kleindörfern der Umgegend von Köln z. B. ist die Mailienversammlung nur die Vorbereitung zu dem an einem der folgenden Sonntage zu veranstaltenden Maifeste. Es ist in diesen Gemeinden noch die Sitte lebendig, dass diejenigen, die sich ein Maimädchen angesteigert haben, jeden Dienstag und Freitag Abend ihr Mädchen besuchen müssen und zwar mit einer kurzen Thonpfeife im Munde, die Mütze schief auf dem Kopfe. Der in einer Vorversammlung zugleich mit dem Richter von den Burschen erwählte Sergeant hat die Pflicht, an den betreffenden Abenden in den Häusern nachzusehen und dafür zu sorgen, dass sich nach 10 Uhr kein Jüngling mehr bei seinem Maimädchen befindet. Dasjenige Mädchen, das den höchsten Preis erzielt hat, wird für das folgende Jahr Maikönigin; diejenigen, auf die bei der Ausstellung aus irgend einem Grunde kein Bursche geboten hat, werden zum Schlusse zusammen ausgestellt. Erzielen sie auch jetzt keinen Preis, dann kommen sie — im Landkreise Köln — in den sogenannten „Hoënpott“. Aus einzelnen Dörfern der Voreifel ist mir bekannt, dass die Burschen ein besonderes Buch besitzen, in dem alle Regeln über diese Maifestlichkeit verzeichnet stehen. Dieses Buch, das oft ein hohes Alter aufweist, führt den Titel „Das Buch Mottekopp“.

In Heddesdorf,[2]) einem dicht bei Neuwied gelegenen Flecken, findet das Mailien, hier Mailehen genannt, am ersten Sonntage im Mai statt. Die Mädchen, welche bei der Versteigerung keine Abnehmer finden, kommen „unter den Tisch“ und werden später alle zusammen im Rummel ausgeboten. Es ist dies eine Warnung für die betreffenden, zu sorgen, dass sie bald unter die Haube kommen, denn sonst könnte ihnen blühen, wie der Volkwitz sagt, dass sie als „alte Jungfern die Wiedbachbrücke scheuern müssten.“

In den meisten Orten, wo die Mädchenversteigerung sich erhalten hat, findet an einem der folgenden Sonntage das später zu behandelnde eigentliche Maifest statt. In der Aulgasse, einem Teile Siegburgs, jedoch hat sich die Mädchenversteigerung ohne das darauf folgende Maifest erhalten. Die Aulgasse lag früher ausserhalb der Stadtmauer Siegburgs und war der Sitz der Töpferinnung, der wir die bekannten Siegburger Steingutwaren verdanken. In der Stadt Siegburg besteht die Mädchenversteigerung nicht, doch werden in der Aulgasse Stadtmädchen mit ausgestellt, und diese setzen noch heute ihren Stolz darein, recht hohe Preise erzielt zu haben. Um einen geringen Preis losgeschlagen zu werden, gilt als Beweis, dass ein Mädchen nicht sehr beliebt ist. Wollen die Burschen ein Mädchen als gar nicht mehr zu ihnen gehörig bezeichnen, weil es sich vielleicht durch Stolz und Hochmut missliebig gemacht hat, so wird gar nicht auf das betreffende

---

[2]) Mitteilung des Herrn Lehrers Speth, Enkirch.

Mädchen geboten. Dieses gilt im ganzen Orte als etwas Schimpfliches. Auf der entgegengesetzten Seite von Siegburg liegt eine noch wenig bebaute Stelle, gleichfalls ausserhalb der Stadtmauern, die den Namen „Im Hoënpott" führt. Diese Bezeichnung deutet auf die Mädchenversteigerung hin.

In einzelnen Orten des Siebengebirges wird die Mailienversammlung damit geschlossen, dass am Ende der Versteigerung die jungen Burschen — Reijungen werden sie genannt — in der Nacht auf einen von Bäumen beschatteten Hügel hinausziehn, um dort unter Absingung bestimmter Lieder die alten Maimädchen (Mailienen) in Form einer Strohpuppe zu verbrennen.[1]) Die Burschen glauben auf diese Weise die alten Maimädchen, bezw. das Recht auf dieselben zu annullieren. Hat das Verbrennen der Puppe stattgefunden, dann begiebt sich jeder in den Wald, um für sein angesteigertes Mädchen einen Maibaum oder doch ein Maibaumreis auszusuchen, welches die Burschen, nachdem sie unter Jubel und Freude in das Dorf zurückgekehrt sind, den betreffenden Mädchen vor's Haus pflanzen.

In der geschilderten Form herrscht die Mädchenversteigerung bis auf den heutigen Tag. Soweit ich übersehen kann, findet sie sich in dem Bereiche des Nieder- und Mittelrheins, sogar in der Schneeeifel habe ich diese Sitte noch lebendig gefunden. In anderen Gegenden Deutschlands scheint sie verschwunden zu sein. In den Orten der Mittelmosel ist die Sitte nunmehr verschwunden, doch muss sie aber auch hier früher allgemein geherrscht haben. Der Brauch führt den Namen „Lehenausrufen." Besonders die protestantische Geistlichkeit suchte dasselbe zu verdrängen, denn die Kirchenvisitationsprotokolle von 1567 und 1575 rügen namentlich das Lehenausrufen. An den Truchsen Wagner zu Enkirch a. d. Mosel erging 1590 der Befehl, das Lehenausrufen ungesäumt bei Strafe des Narrenhäuschens abzuschaffen. (Das Narrenhäuschen war ein drehbarer Holzkäfig.) Dieser Befehl nutzte jedoch sehr wenig. In den Generalpunkten[2]) von 1608 lautet der letzte Artikel: Obschon vor vielen Jahren das Lehenausrufen verboten worden, sei doch in vielen Kirchspielen der schändliche Brauch noch in Uebung. Pfarrer und Amtsleute sollten es aber strafen, die Eltern, die solches ihren Kindern gestatteten, mit einer Geldpön ansehen und das junge Volk mit dem Turm zum Gehorsam bringen.

Den Verlauf des Lehenausrufens beschreibt Fr. Back in dem angeführten Buche also: „Am Sonntage Quasimodogeniti (weisser Sonntag) versammelten sich die Burschen und richteten einen König und einen Marschalk auf. Der erwählte König teilte darauf den Burschen die Mädchen des Ortes aus. Gewöhnlich versteigerte er sie um Geld. Der Marschalk musste die Mädchen den Burschen zu-

---

[1]) Dies ist die jetzige Auffassung; eine andere Erklärung bietet ein folgender Abschnitt. Hier sei nur erwähnt, dass dieser Hügel nichts anderes ist, als die alte Malstätte.

[2]) Friedr. Back: Die evangelische Kirche im Lande zwischen Rhein, Mosel, Wahe und Glan bis zum 30jährigen Kriege. Band III, p. 400 ff.

führen, und es durften die Mädchen das ganze Jahr mit keinem anderen Burschen als ihren Ansteigerer tanzen.“

Was den Namen Mailien anbetrifft, so hängt er zusammen mit lienen = leihen, lehnen. Die Mädchen werden den Burschen gleichsam „gelient“, d. h. als Lehn übertragen, daher auch Mailehen.

Man kann die Mädchenversteigerung betrachten[1]) als die letzte Spur eines längst verschollenen Vorganges, der an ähnliche Sitten in Westafrika erinnert, an die syrischen Töchterhütten, deren auch die Bibel erwähnt, und an einen Gebrauch in Alt-Babylon, den uns Herodot aufgezeichnet hat. Nachdem Herodot nämlich den Astartekultus in Babylon beschrieben und getadelt, erzählt er, wie ebendaselbst die Mädchen, reiche und arme, schöne und hässliche öffentlich zur Ehe versteigert würden. Dabei sei es natürlich gewesen, dass die schönen und reichen Mädchen viel höhere Preise erzielt hätten als die armen und hässlichen. Weil man aber für jedes Mädchen eine bestimmte Taxe gehabt habe, sei die Summe, um welche das Gebot diese überstiegen, den Stiefkindern der Natur und des Glücks als Heiratgut mitgegeben worden. Herodot kann es nach der Ausführung des Brauches nicht unterlassen, ihn für sehr lobenswert zu erklären.

Uebereinstimmend scheint bei allen diesen Vorgängen in Babylon, Syrien und Afrika der Grundgedanke gewesen zu sein, dass ein Mädchen vor der Verheiratung der ganzen Gemeinde angehöre und dass ihr bis zu diesem Zeitpunkte eine Art Verfügung- und Verkaufrecht über das weibliche Geschlecht zustehe. Von dieser alten Auffassung ist das Mailien in Deutschland die letzte Spur. Die Ansteigerung eines Mädchens verleiht ja auch, wie schon gesagt, dem ansteigernden Burschen in den Augen seiner Genossen und des ganzen Dorfes eine Art Recht auf das Maimädchen, und da meistens ein Bursche nur auf ein solches Mädchen bietet, das er schon liebt, oder dessen Liebe er gewinnen will, wird auch heute noch vielfach das Mädchen freilich nach einiger Zeit die Frau des Ansteigerers. Dass die angeführte Sitte jetzt nur ein Maischerz ist, darf uns nicht wundern, denn wir finden ja manchmal, wie ein Brauch, der sich in Folge der veränderten Anschauung der Menschen nicht mehr halten konnte, zum Spiel oder Scherz herabsank, oft sogar in Kinderspielen allein noch fortlebt.

Halten wir den schon angeführten Grundgedanken fest, dass ein Mädchen vor der Verheiratung der ganzen Gemeinde angehöre und dass dieser bis zu dem Zeitpunkt eine Art Verfügungrecht über das weibliche Geschlecht zustehe, wird uns sofort eine Sitte erklärlich, die sich in der Eifel[2]) bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es ist dies das „Mützlüften“. Wenn der Bursche eines fremden Ortes in ernstlicher Absicht ein Dorfmädchen besucht, gehen die Burschen

[1]) Die Erklärung verdanke ich einer brieflichen Mitteilung des Herrn Professors Lippert, dem der angeführte Brauch für Deutschland fremd war. [2]) Kreis Prüm.

des Dorfes insgesamt in das Haus des Mädchens zu einer Zeit, in der sie den Fremden anwesend wissen. Einer der Burschen sagt, sich zu dem Fremden wendend, folgenden[1]) Spruch:

Wie wir haben vernommen,
Sind Sie in unsern Rosengarten gekommen —
Und wollen eine der schönsten Rosen pflücken.
Wir können Ihnen das durchaus nicht verbieten,
Wir hoffen, Sie werden es uns doch ein wenig vergüten!

Hat der Sprechende geendet, „lüftet“ er dem Fremden die Mütze, d. h. er hebt sie etwas in die Höhe. Hierauf muss der Fremde durch eine Geldsumme, welche zwischen beiden vereinbart wird, sich das Recht erkaufen, um das Mädchen zu werben. Sollte die Zahlung des Geldes verweigert werden, kann der Fremde sich darauf verlassen, bei einer geeigneten Gelegenheit durchgeprügelt zu werden. Man nennt diese Sitte das „Mützlüften“. Die Dorfburschen halten so zähe an diesem Brauche fest, dass noch vor kurzem Folgendes geschehen konnte: Ein Bursche ging oftmals zu einem benachbarten Dorfe in das Haus eines Freundes, der eine erwachsene Schwester bei sich hatte. Alsbald verbreitete sich in dem Dorfe das Gerücht, der N. N. gehe „zu dem Mädchen freien“. Eines Abends traten die Dorfburschen in das Haus, der Spruch wurde hergesagt, aber der Freund sagte den Burschen: Hier ist das Geld, der N. N. ist mein Freund, darum ist er hier. Die Burschen waren keineswegs damit zufrieden, es kam zu einem Wortwechsel und die Folge davon war, dass am andern Morgen dem Hausbesitzer der Pflug auf's Dach gestellt war, und sonstige Aergerlichkeiten mehr. Das ganze Jahr hatte der Hausbesitzer solche Streiche der Burschen zu leiden. Vom Rhein (Zons) ist mir bekannt, dass der fremde Bursche, der um ein Mädchen des Ortes sich bewirbt, regelmässig die Dorfburschen freihalten muss. In meiner Heimat, dem Bergischen, zeigen die Burschen einen mir früher unerklärlichen Hass gegen fremde Burschen, wenn diese irgend einem Mädchen des Ortes sich nähern wollten. Oftmals ist es deshalb zu grossen Schlägereien gekommen.

In der Eifel ist mit dem „Mützlüften“ noch nicht alles Recht auf das Mädchen geschwunden. Haben[2]) sich der fremde Bursche und das Dorfmädchen wirklich verlobt, d. h. sind sie zum ersten Male von der Kanzel aufgerufen, erkundigen sich die Burschen des Ortes, wann der Bräutigam einmal während der Brautzeit seine Braut besucht. Sind die Burschen nun genau von der Anwesenheit des Bräutigams überzeugt, gehen sie in das Haus der Braut. Der älteste der Burschen tritt mit einem Strauss vor den Bräutigam. Der Strauss ist aber kein wirklicher Blumenstrauss, sondern der Ast einer Tanne, der mit roten, blauen, gelben, weissen Bändern geschmückt ist. Der Bursche sagt, dem Bräutigam den Strauss — diese Bezeichnung hat der Tannenzweig — entgegenreichend, folgenden Spruch:

---

[1]) Mündlich aus Heisdorf. [2]) Ebendaselbst.

Wir haben uns bedacht
Und Ihnen ein schönes Sträusslein gemacht.
Es ist nicht von Disteln, es ist nicht von Dornen,
Es ist auch nicht von Rosen rein,
Es kostet auch kein Fuder Wein,
Wir hoffen, es wird Euch doch wohl angenehm sein!

Der Bräutigam will nun den dargereichten Strauss annehmen, doch der Bursche weicht zurück. Der Bräutigam bietet Geld, vielleicht einen Thaler, er bietet zwei, drei, immer aber ist dies den Burschen nicht genug und sie überlassen dem Bräutigam den Strauss nicht eher, bis man über das Geld einig geworden ist. Dann erhält der Bräutigam den Strauss, und der Glaube ist, solange der Strauss nicht abgegeben, sei der Bräutigam in der Gewalt der Burschen. Dies Lösegeld wird gemeinschaftlich von den Burschen und Mädchen des Dorfes verzehrt, es wird an einem Sonntage eine Tanzmusik veranstaltet, natürlich eine, bei der die Ziehharmonika aufspielt. Die Bänder des Strausses gehören der Braut zu. Sie werden sorgfältig aufgehoben. Was mit diesen Bändern geschieht, werde ich an geeigneter Stelle anführen; für jetzt möge die Bemerkung genügen, dass die Bänder bei der Aufbahrung einer Jungfrau oder eines Jünglings Verwendung finden, mit ihnen wird das Leichentuch „gespengelt."

Alle diese Gebräuche weisen mit Entschiedenheit auf einen gemeinsamen Grundgedanken hin, denselben, den wir beim Mailien gefunden haben. Während beim Mailien der Verkauf der Mädchen nur ein Spiel, ein Scherz ist, hat sich bei den zuletzt angeführten Sitten noch der Anklang an einen ernsten Vorgang zu erhalten gewusst.

Kinderreime aus Schlesien.

Von K. Knauthe, Schlaupitz.

a.

Adam ging und wollte sich nicht schicken,
Er ging wieder auf und nieder,
Bis er seine Schönste fand.
Komm, o komm, Du zuckersüsses Mädchen,
Reich mir Dein rosenrotes Händchen,
In der Linde gehts geschwinde
Treue Lieb und Redlichkeit.

b.

Es regnet auf der Brücke, es wird nass,
Es hat mich was verdrossen, ich weiss schon was,
Komm her mein Kind, komm her mein Kind,
Wir sind ja gute Leute,
O ja freilich,
Wer ich bin, der bleib ich,
Leb wohl mein Kind.

c.

A.: „Ich geh im Garten auf und unter,
„Es hängen schwarze Kirschen runter,
„Schwarze Kirschen ess ich gern,
„Dieses Mädchen möcht ich gern."
Chor: „Willst Du dieses Mädchen haben,
„Musst Du blaue Bänder tragen."
A.: „Blaue Bänder trag ich nicht,
„Dieses Mädchen mag ich nicht.
„Ich seh mich um und lach sie aus
„Und such mir eine andre aus."
(Für andre auch: schön're.)

d.

Es kamen grüne Vögelein
In einen grünen Wald
Und alles freuet sich der Zeit
halt, halt, halt.
Eia Papagelia,
Was haben sie gemacht?
Sie haben aus der ......
Ne .... gemacht.

e.

Wer mir die Gans gestohlen hat,
Der ist ein Dieb, der ist ein Dieb,
Wer mir sie aber wiederbringt,
Den hab ich lieb.

f.

Hunne, prippe, sause,
Was raschelt im Struh,
Es sind die lieben Gänse,
Die han keine Schuh.
Der Schuster hat Leder,
Keinen Leisten dazu,
Da haben die lieben Gänse
Halt keine Schuh.

g.

Der Sandmann kommt, der Sandmann kommt,
Der Sandmann ist schon da,
Er hat gar schönen weissen Sand,
Ist allen Leuten wohlbekannt,
Der Sandmann ist da.

h.

a) Sehet so, so säet der Bauer,
Sehet so, so säet der Bauer
Seinen Hafer schön aus.

b) Sehet so, so haut der Bauer,
Sehet so, so haut der Bauer
Seinen Weizen glatt ab.

c) Sehet so, so gafft der Bauer,
Sehet so, so gafft der Bauer
Seinen Leuten halt zu.

d) Sehet so, so fährt der Bauer,
Sehet so, so fährt der Bauer
Sein Getreide rasch ein. U. s. w.

Kleine Mitteilungen.

Jüdisches Wiegenlied von B. Benczer (Stryj).

Intern Kinds Wiegale
Steht a gülden Ziegale (Licklein)
Ziegale wet führen handlen
Rożynkes mit Mandlen
Dŭ ist die beste Sechojre (Waare);
Dŭs Kind wet lernen Thojre (Lehre Gottes)
Thojre wet es lernen
Sforim (Bücher) wet es schreiben.
A güt yn frümm Jüdale,
Wet es aŭf tümid (immer) bleiben.

Zu: Teufelei. .... Nach dem huzulischen Volkglauben kann man sich einen dienstbaren Teufel aus einem Ei ausbrüten, das eine schwarze Henne als ihr erstes überhaupt am Feste Mariä Verkündigung (23. März n. St. = 6. April n. St.) gelegt hat. Man muss dasselbe zu diesem Zwecke so lange in der Achselhöhle tragen, bis der Teufel herausschlüpft.

Vergl. R. F. Kaindl, Die Huzulen (1893).

Knud Laward mit de rûgen Hacken. Diese Redensart hörte ich in Dithmarschen. Sie bezieht sich offenbar auf den 1134 am 7. Januar auf Seeland ermordeten Herzog Knud Laward, der später zum Kalenderheiligen ward, und ist sonach nahezu 900 Jahre alt. Die Redensart scheint aber auch eine Beschimpfung des beliebten Herzogs zu enthalten; auch das ist erklärlich! Herzog Knud ging nämlich energisch dem Räuberunwesen zu Leibe, und hat wohl nicht die Räubereien der Dithmarscher leiden können.

H. Volksmann.

Die grüne Seite. In diesem volktümlichen Ausdruck, der auch in dem Volkliede erscheint:

Mädel ruck ruck ruck an meine grüne Seite.
Bin Dir gar zu gut, ich mag Di leide.
Wenn Die Leut nicht wären,
Sollst mein Schätzel werden.
Mädel ruck ruck ruck u. s. w.

haben wir einen Rest alter Farbensymbolik erhalten. Uhland bemerkt in seinen Alten hoch- und niederdeutschen Volkliedern III Bd., 3. Aufl., S. 284: „Die Auslegung der sechs Farben ist Gegenstand eines Gedichtes aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Der Dichter wird von einer minniglichen Frau befragt, was jede der verschiedenen Farben meine, worein jetzt, nach einem durch alle

Lande üblichen „Funde“ die Männer sich kleiden, um damit kund zu geben, wie sie gegen ihre Freundinnen gesinnt seien. Er gibt folgenden Aufschluss: „Grün sei ein Anfang, und der Träger gebe zu erkennen, dass er noch frei von Minne sei.“ Ebenda erwähnt U. auch ein Gedicht, welches der grünen Farbe besonders gewidmet ist. Hier werden die Eigenschaften derselben dahin bestimmt, „dass Grün, als Farbe der nahenden Sommerzeit, die Welt freudenvoll mache und dass es in der Liebe ein fröhlicher Anfang sei; wer sich Grün auserwählt, der habe sich dem Maien zugewandt und Freude begonnen, Grün sei Ursprung aller Dinge.“

Northeim. R. Sprenger.

Ein „Referat“ über Volkskunde.

Beleuchtet von L. Scherman (München).

Die neubegründeten „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte“ enthalten Bd. I (1892), I, 5, S. 44—54 einen von dem Berliner Privatdocenten Richard M. Meyer bearbeiteten Abschnitt über „Kulturgeschichte“, der S. 47f (manches hierher Gehörige folgt später S. 50) auch die Volkskunde behandelt. Damit weitere Kreise neben dem Inhalt auch die Form dieser Ausführungen zu würdigen vermögen, gebe ich hier die einleitenden Sätze im Wortlaut wieder:[1]) „Das Fortleben uralter Anschauungen, zuweilen beweisbar, öfters nur behauptet, führt über [nämlich von der Mythologie!] zu jenem Abschnitt der Kulturgeschichte der Gegenwart, welchen man Volkskunde zu nennen pflegt. Hier also handelt es sich um die Beleuchtung solcher kulturhistorischen Verhältnisse, die zur Kennzeichnung des noch fortdauernden Volkslebens wichtig sind. Leider überwuchern auf diesem Gebiet noch immer dilettantische Versuche den methodischen Betrieb, für welchen der neugegründete „Verein für Volkskunde“ unter der Leitung von Männern wie Weinhold, Steinthal, Virchow nunmehr hoffentlich einen festen Mittelpunkt bilden wird. Die mehr wohlgemeinten als wertvollen oder doch nur als Material schätzbaren Beiträge warmherziger Liebhaber sammelten bisher sich vorzugsweise in zahlreichen kleinen provinziellen Blättchen, daneben aber besonders in der Zeitschrift „Am Ur-Quell“, welche unterschiedslos gute Beobachtungen und kritiklose Zusammenstellungen, Volkslieder, Sprichwörter und ethnographische Phantasien bringt ......; dass der zufliessende Stoff nicht kritisch gesichtet, das naive Interesse nicht durch strengere Nachprüfung vor Täuschungen bewahrt wird, ist sehr zu bedauern.“

Wenn man die folkloristischen Zeitschriften, deutsche wie ausländische, überblickt, wird man die Wahrnehmung machen, dass ein wesentlicher Bruchtheil des Veröffentlichten die Ziele, welche sich die wissenschaftliche Volkskunde stecken muss, nicht mit genügender Thatkraft anstrebt; die Beiziehung des litterarhistorischen Elements und die psychologische Analyse hält sich nur zu oft in den bescheidensten Grenzen, woferne man sie nicht gar völlig vermisst. Allerdings ist die erschöpfende Behandlung eines irgendwie umfassenden Themas zur Volkskunde eine

---

[1]) Die eckigen Klammern in diesem Citate wie in den folgenden schliessen Zusätze ein. L. S.

äusserst schwierige, ja nicht selten unmögliche Aufgabe; aber auch bei dieser Rücksicht erscheinen die Einzelbeiträge häufig weit hinter dem Erreichbaren zurückbleibend. Sollen die Herausgeber jener Organe nun ihr Unternehmen aufgeben, oder bleibt letzteren noch eine Existenzberechtigung? Dieser Frage gegenübergestellt wird man bei ruhiger Erwägung zugeben müssen, dass auch die Materialsammlung in sich einen grossen Nutzen birgt und späteren Forschungen ganz unschätzbare Dienste leistet; gelingt es also, geeigneten Stoff — auch zu seiner Auswahl gehört Erfahrung und Umsicht — herbeizuschaffen und daneben noch andere einen höheren Standpunkt einnehmende Aufsätze zu gewinnen, so wird die betreffende Zeitschrift sicherlich kein fruchtloses Wirken zeitigen.

Man hat diese principiellen Punkte unter Betheiligung der fachkundigsten Gelehrten wiederholt discutirt und auch andere methodische Fragen von einschneidender Bedeutung für die Volkskunde, so ihr Verhältniss zur Litteratur, zur vergleichenden Mythologie u. s. w. eingehend besprochen. Von einem so breit und anspruchsvoll angelegten Unternehmen, wie es die „Jahresber. f. n. d. Littgesch.“ sind, hätte man füglich, namentlich in dem Berichte des ersten Jahres (1890), eine Berücksichtigung derart grundlegender Erörterungen erwarten dürfen, zumal wenn er mit einer so entschiedenen Beurtheilung und gegenseitigen Abwägung der in Betracht kommenden Fachblätter anhebt. Ein solcher Rückblick, der — ob auch in knappster Kürze — zugleich die Entwicklung der jungen Disciplin beleuchtet hätte, wäre für den Eingeweihten keine sonderliche Mühe gewesen; aber Herr R. M. Meyer hat nicht nur hierauf verzichtet, sondern auch die einschlägigen Veröffentlichungen des Berichtsjahres mit keiner Silbe berührt. Was ihm gerade am Nächsten und Bequemsten lag, wurde in die Verarbeitung einbezogen; und welcher Art ist diese Verarbeitung! Liebrecht's Aufsätze in der „Germania“ (Bd. 35) werden als „allgemeinere Zusammenstellungen über moderne Ueberbleibsel [sic!]“ aufgeführt und sind mit dieser Charakteristik für M. abgethan; nicht einmal die Titelnote, dass hier lediglich Ergänzungen zu L.'s unentbehrlichem Buche „Zur Volkskunde“ (1879) gegeben sind, hat in dem „kritischen Referate“ Meyer's Platz gefunden, obwohl sie doch den Leser zweifellos geeigneter orientirt hätte als jene armselige Paraphrase. — Das Unglaublichste aber leistet der Schlusspassus, dem — man beachte die rathlose Willkür M.'s in der Abgrenzung seines Stoffes — Wlislocki's Schrift „Vom wandernden Zigeunervolke“ zu Grunde liegt; damit unseren Lesern kein Jota dieser vollwichtigen Zeilen verloren gehe, mögen sie hier wörtlich abgedruckt werden: „Das Buch von Wislockis [so schreibt Herr Meyer den Namen hier und in der zugehörigen Anmerk.] endlich schildert die seit Goethes „Götz“ in der deutschen Litteratur und weiterhin (bei V. Hugo, Mérimée u. s. w.) dann in der ganzen Weltlitteratur so hochgeschätzten [!] Zigeuner, unvergleichlich brauchbar für romantische Effekte und deshalb auch in Mörikes „Maler Nolten“ so wirkungsvoll verwandt.“

Würde dieser Satz nur die Folie einer Besprechung abgeben, welche dem Inhalt des 400 S. zählenden stoffreichen Buches auch nur in resumirendster Form gerecht wird, so könnte man darüber als über eine eitle Hervorhebung des eigenen wohlfeilen Wissens wohlgemuth hinweggehen; solche deplacirte Arabesken aber an die Stelle eines Referats zu setzen, ist ein Vorgehen, das man nicht milder denn als Flunkerei bezeichnen kann. Dass der zahlreichen Kritiken des Werkes nicht Erwähnung geschieht, weder der vielen, die sich mehr oder minder auf die Inhaltsangabe beschränken, noch der einen, die weniger sanftmüthig die rein philologischen Abschnitte sondirt, ist nach dem Vorangehenden durchaus nicht verwunderlich.

Unwillkürlich schlägt man noch einmal das Vorwort der „Jahresberichte" nach, um über ihre Tendenz u. A. zu lesen: „Durch die Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte soll .... festgestellt werden, welche Leistungen nicht nur in Büchern, sondern auch in Aufsätzen, Artikeln und Kritiken hervorgetreten sind, und was sie enthalten an Neuem und Wertvollem." „Das neue Organ soll einerseits das Wertlose als solches kennzeichnen ..., andrerseits in kritischem Referate das Neue und Fördernde der behandelten Schriften und Aufsätze scharf herausheben." „Es schien uns unbedingt erforderlich, den Bericht über jedes Einzelgebiet in die Hand des zuständigen Fachmannes zu legen; denn nur dem wird man das Recht der Entscheidung über Gut und Schlecht, über Alt und Neu zuerkennen, der sein Urteil aus der Quelle reicher und ausgiebiger Specialkenntnisse zu schöpfen vermag." (S. IV.) Wer zeigt uns den Weg von dieser stolzen Höhe zu den Gemeinplätzen, auf denen sich Herr Richard M. Meyer tummelt? Freilich er selbst verschliesst sich nicht der Einsicht, dass sein Referat „diesmal nur ein Schatten dessen sei, was es sein sollte" (S. 54), und das will bei Herrn Meyer, der sonst nicht gerade ängstlich vor dem Selbstlob zurückschaudert, schon etwas besagen. Hätte er aber seinem auf die Volkskunde bezüglichen Abschnitte mit voller Unparteilichkeit gegenübergestanden, so würde er das Wort „Schatten" durch „Zerrbild" ersetzt haben.

Werden sich durch einen Kritiker solchen Schlages die deutschen folkloristischen Zeitschriften, welche selbstlos und hingebend an der Hebung der Volkskunde arbeiten, der „Ur-Quell" und Weinhold's „Zeitschrift für Volkskunde", der doch die grosse Mehrheit vor ihrer Vorgängerin, der Z. f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, den unbedingten Vorzug geben wird, die Freude am Schaffen vergällen lassen? Gewiss nicht. Sie sind vollauf damit beschäftigt, ungeeignete Elemente fernzuhalten und auf die wissenschaftliche Verarbeitung des Materials hinzuwirken; aber mit noch grösserem Nachdrucke werden sie sich dagegen verwahren müssen, dass Recensenten von der Urtheilsfähigkeit eines Richard M. Meyer ihre Rockschösse beschweren.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

IV. B. XI. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1893.

Maisitten am Rhein.

Von C. Rademacher.

II. An den Orten, an welchen die Mailienversammlungen sich erhalten haben, findet gewöhnlich am ersten Sonntage nach dem 1. Mai ein Maifest statt. In diesen Fällen ist die Mädchenversteigerung gleichsam die Vorbereitung zu dem grossen vom ganzen Dorfe gefeierten Feste. Aber auch andere Dörfer, denen die Mädchenversteigerung verloren gegangen ist, haben vielfach noch das Fest sich bewahrt, das dann hauptsächlich im Aufrichten eines Maibaumes und in einem Balle besteht. Der Baum wird zu diesem Zwecke aller Aeste und Zweige, ebenso wie der Rinde beraubt, nur die Laubkrone bleibt ihm, die noch durch Blumen, Kränze, Silberkettchen und Eierschalenreihen verziert wird. In vielen Rheindörfern verwendet man statt des eigentlichen Maibaumes, der sonst eine Buche ist, eine ebenfalls weissgeschälte und buntgeschmückte Tanne. So habe ich noch manchen Maibaum in heimatlichen Dörfern aufgerichtet gesehen, zwar nicht mehr auf der alten Mal- und Dingstätte, dem Vergnügungplatze unserer Ahnen, sondern vor dem Vergnügungorte der heutigen jungen Welt, dem Tanzsaale. Wie einstens unter einem ähnlich geschmückten Malbaume das Volk an den grossen Frühlingfesten sich versammelte und unter ihm Ringelreihen und Tänze ausgeführt wurden, so vereinigen sich heute wieder Burschen und Mädchen im Wirtshause, das beschattet wird vom altehrwürdigen Baume. Der Tanzsaal wird reich mit Kränzen und Zweigen geschmückt und dieser Umstand erinnert lebhaft an die Zeit, an der solche Feste noch im Freien stattfanden. An der Aufrichtung und Schmückung des Maibaumes beteiligen sich Burschen und Mädchen.

Die Burschen der waldarmen Rheindörfer senden einen Genossen in den' fernen Wald. Dieser Abgesandte schmückt Hut und Ranzen mit bunten Bändern, so zieht er in den Wald und holt Moos, wilden Palm und frisches Gezweige. Dies gilt für erforderlich zum Schmücken des Baumes. Am Festsonntage wird Nachmittags ein Zug unter Musikbegleitung durchs Dorf veranstaltet. An den Orten, wo das Mailien vorhergegangen ist, nehmen die Reijungen mit ihren Maimädchen paarweise am Zuge teil. Der Richter, der Sergeant und noch einige andere eröffnen hoch zu Rosse den Zug; dann folgen die übrigen, oft geschmückt mit frischen Maizweigen. Später wird dann im Festlokale getanzt.

Reste des Maigerichts. Traten unsere Vorfahren auf der Malstätte zur Zeit der grossen Feste zusammen, so benutzten sie diese Zeit ausser zu allgemeinen Vergnügungen auch zur Beratung wichtiger Fragen und zu Gerichtverhandlungen. Wir können als sicher annehmen, dass gerade die Frühlingzeit besonders eine solche Zeit der Versammlungen auf der Malstätte gewesen ist. Als später die altgeheiligten Orte nicht mehr besucht werden konnten, erhielten sich aber trotzdem die gewohnten Fèierlichkeiten, die sich dann später, wie auch natürlich, vielfach umbildeten und veränderten. Einige wenige Spuren der einstmals zur Frühlingzeit auf der Malstätte vom Volke ausgeübten Gerichtbarkeit haben sich zu erhalten gewusst. So trägt, wie beim Mailien gesagt ist, der Vorsitzende bei den Maiversammlungen den Titel eines Richters. In Deutschland sind das noch bestehende Haberfeldtreiben und das sog. Tierjagen Reste eines Volkfestes. Dasselbe ist der Fall mit den Katzenmusiken, die man in unserer Gegend missliebigen Personen bringt. Am Niederrhein hat sich, wie Dr. Norrenberg in seiner Schrift „Aus dem alten Viersen" berichtet, ein förmliches Maigericht erhalten. In der Mainacht versammeln sich die Burschen und halten über die Mädchen ein Gericht ab. Denjenigen Mädchen, die sich missliebig (besonders in sittlicher Hinsicht) gemacht haben, wird in der Nacht über der Hausthür ein geknickter Erlen- oder Tannenzweig aufgehängt. Der Ursprung dieser Gerichtverhandlung liegt offenbar in der Anschauungweise, die wir bereits bei Gelegenheit des Mailiens kennen gelernt haben, nach der die Angehörigen der Dorfgemeinde ein Recht über die noch unverheirateten Mädchen besassen. Im Reg.-Bezirke Köln ist das förmliche Gericht verschwunden, aber etwas daran Anklingendes besteht auch hier noch. In Folgendem beschränke ich mich darauf, die hierher gehörigen Bräuche meines Heimatortes — Altenrath im Siegkreise — zu schildern, wie sie hier teils noch bestehen, teils in der Erinnerung fortleben.

In der Mainacht vereinigt sich zunächst die männliche und weibliche Jugend des Ortes, um die Dorfbrunnen zu reinigen und zu schmücken (worüber beim Brunnenfeste berichtet wird). Dann aber treten die Burschen allein zusammen, um den Mädchen eine Bescherung vors Fenster zu stellen, die ihnen die Meinung

des Dorfes über sie ausdrücken soll. Durch verschiedene Zeichen finden die verschiedenen Empfindungen ihren Ausdruck. So bedeutet das Streuen von Häcksel[1]) vor der Thür eines Dorfmädchens, dass man an dem Wandel desselben etwas auszusetzen hat. Aehnlich ist es, wenn ein Kirschbaumzweig vor die Thüre gesteckt wird. Der Volkspruch sagt hierüber: „Auf den Kirschbaum klettert jeder hinauf.“ Ein Hagedornzweig bedeutet, dass das betr. Mädchen die jungen Burschen an sich lockt, dann aber mit ihnen ihr Spiel treibt. Hier lautet der Volkspruch beim Anheften des Hagedornzweiges an die Thür: „An dem Hagedorn bleibt jeder hangen.“ Es ist natürlich, dass die Mädchen Häcksel, Kirschbaumzweig und Hagedorn, die Ausdruckmittel der Gesinnung des Dorfes so schnell als möglich zu entfernen suchen. Anders ist es, wenn ein grünender Maibaum vor dem Fenster steht. Durch eine solche Gabe zeigt der Bursche, dass er zu dem Mädchen im Hause eine ernstliche Neigung empfindet. Früher war der Maibaum ein grosser, mächtiger Baum mit entschältem, weisslich schimmerndem Stamme und schön geschmückter Krone. Jetzt wird meistens ein kleineres Maireis vors Haus gepflanzt, ohne dass sich damit der Sinn der Sitte geändert hätte. Noch heute kommt jedoch die Aufrichtung eines grossen Baumes vor der Wohnung eines Mädchens zuweilen vor, was ich vielfach zu beobachten Gelegenheit hatte. Dieser Maibaum wird aber von den Dorfburschen insgesamt einer Schönen als Zeichen der Verehrung gepflanzt. Neben dem Maireis und Maibaume diente früher noch eine andere Pflanze als Liebesymbol, es ist dies der Mägdepalm.[2]) Ein Strauss dieser Pflanze wurde von dem Burschen in der Mainacht ans Fenster des Mädchens gestellt, wenn die Liebe des jungen Mannes unglücklich war.

Das Brunnenfest. Nicht nur für die Mädchen eines Ortes war der Maimorgen von Bedeutung, auch die Kinder sahen ihm mit Aufregung entgegen. Noch vor der Schule eilten wir Kinder hinab in das nahe Tälchen, in dem sich der Brunnen des Kirchdorfes befand, und wir wunderten uns über die Veränderung, die sich hier zugetragen. Da standen zierliche Maibäumchen um den klaren, ganz vom Sande gereinigten Quell, Kränze von Moos und Blumen umrahmten den Wasserspiegel. Aehnlich wie dieser Brunnen waren die andern geschmückt. Das Schmücken der Brunnen geschieht auf folgende Weise. Am letzten Aprilabende versammeln sich die Mädchen

[1]) Noch in anderen Fällen spielt Häcksel eine Rolle. W. v. Waldbrühl berichtet, dass in der Gegend von Iserlohn man demjenigen, der nach der längsten Nacht des Jahres am spätesten im Familienkreise sich zeigt, der also, wie die Rheinländer sagen, „Thomas“ geworden ist, am Morgen ein Gericht von Heu und Häckerlingen vorgesetzt habe. In der Eifel (Bleialf) pflegt man in der Nacht, die dem „zur Heirat gerufen werden“ dem sogenannten „Hylicht“ vorangeht, die Häuser der beiden Brautleute durch streuen von „Cav“ zu verbinden. Letzteres ist die nach dem Reinigen des Getreides übriggebliebene Streu. Erinnert an den Strohkranz, mit dem im Mittelalter die gefallenen Mädchen geschmückt wurden.

[2]) Mägdepalm, wilder Palm. Palm ist der bergische Name für die Preisselbeere (vaccinium vitisidaea).

des Ortes in einem bestimmten Hause und winden Mooskränze. Aber nicht nur ein Haus ist bestimmt, sondern so viele wie Brunnen in dem Dorfe sich befinden. Alle, die aus ein und demselben Quell das Jahr hindurch Wasser holen, gehören zusammen, und so sind es also verschiedene Abteilungen von Mädchen, die am Maiabende Mooskränze für den Brunnen winden. Nachher kommen dann die Burschen aus der Nachbarschaft in das Haus, in dem die Mädchen sind. Die Burschen haben viel Maizweige und Bäumchen aus dem Walde geholt, und Mädchen und Burschen ziehen nun mit den Maibäumchen zum Brunnen. Die Mädchen schöpfen den Brunnen aus uud reinigen ihn, dann pflanzen die Burschen alle Bäumchen um den Quell und die Kränze werden rund herum gelegt. Wenn dies alles geschehen, ziehen die Mädchen in die Nachbarhäuser, also in alle, die ihr Wasser aus dem von ihnen gereinigten und geschmückten Brunnen holen und singen:

Bonne gefäch! Bonne gefäch!
E Vieedel Eier es os räch!

Nachdem die Mädchen auf diese Weise eine Anzahl Eier sich verschafft, wird gewöhnlich an demselben Abende ein Eieressen veranstaltet, dem die Burschen natürlich beiwohnen. Wenn diese gemeinschaftliche Festlichkeit beendet, treten die Burschen allein wieder zusammen, um den Mädchen die Bescherung vors Fenster zu stellen, wie wir das in dem vorigen Abschnitte gesehen haben. Ein wohlzubeachtender Zug bei diesem Brunnenfeste ist es, dass die Mädchen den Brunnen ausschöpfen müssen.

Ein Nachbardorf meiner Heimat, das auf einer Höhe liegt, und ziemlich arm an Quellen ist, besass bis in die letzte Zeit ein grösseres Brunnenfest. Am Abende vor dem 1. Mai ward von den Mädchen des Ortes der Dorfbrunnen ausgeschöpft, von Schlamm und den im Laufe des Jahres hineingefallenen Steinen gereinigt. Der Boden des Brunnens und die Seitenwände erhielten einen Schmuck, der wunderbarer Weise in hellglänzenden Scherben bestand. Der Brunnen war leicht ausgemauert. In die Mauerfugen steckte man die Scherben. Nach der Reinigung wurden Kränze und Maizweige am Rande des Brunnens aufgestellt, ebenso ein grosser Maibaum, den unterdessen die Burschen herbeigebracht hatten. War die Arbeit vollendet, dann zogen die Mädchen von Haus zu Haus und sangen:

Bonne, Bonne es gefäch!
Gätt os Eier, dat es os räch!

An einem der folgenden Sonntage war dann das Brunnenfest. In einem vorher bestimmten Hause des Dorfes kam am Nachmittage die Jugend zusammen. Die erste Arbeit der Mädchen war, alle erhaltenen Eier kunstgerecht auszublasen und die leeren Eierschalen zu einem oder mehreren Kränzen zu vereinigen. Waren diese fertig, so ging alles zum Brunnen; der Maibaum ward ausgehoben, mit den weissen Eierschalen, Bändern und Papierkettchen geschmückt. Den Maibaum an der Spitze zogen dann alle zum ersten Hause zurück,

pflanzten den Maibaum davor und verzehrten die inzwischen von den Mädchen aus den Eiern hergestellten Kuchen. Hierauf ergötzte man sich am Pfänderspiel und sonstigen ländlichen Vergnügungen, veranstaltete nach Einbruch der Dunkelheit einen Zug aller Festteilnehmer durch das Dorf, wobei wiederum der Brunnenbaum vorangetragen ward. Zum Schluss wurde nach den Klängen einer Ziehharmonika getanzt.

Die angeführten Verse beim Eiersammeln nach der Brunnenreinigung sind die letzten Ueberreste grösserer Lieder, die einstmals bei dieser Gelegenheit gesungen worden sind, wie ja auch das ganze jetzt noch bestehende Maibrunnenfest nur mehr der schwache Abglanz einer umfangreichen Feier uns erscheint, die in der angeführten Weise hier und da noch fortlebt. Montanus hat noch zwei grössere Brunnenlieder aufgezeichnet, die hier ihren Platz finden mögen, weil sie die von mir angeführten Verse ergänzen und aus derselben Gegend herstammen.

Brunnenlieder.[1])

I.

Der liebe Maie zieht ein
Mit Lied und Sonnenschein.
Er bringt Blümelein rot und weiss;
Wir fegen die Brunnen ihm rein
Im Mai, im Mai, Juchhei!
Der Mai bringt Vögelein jung und alt,
Im grünen, grünen Wald.
Brunnen gefegt!
Dreizehn Eier so ist es recht!
Blumen im Thal, Mägdlein im Saal,
Fröhlich ist der Maie!

II.

Es flog ein flücker Vogel,
Er flog von ferne herbei,
Er singt in seinem Sinne,
Er singt Sonne und Maie.
Sonn' und Mai kommen herein
Bringen die schönen Blaublümelein.

Auch in des „Knaben Wunderhorn“ finden wir ein Brunnenlied:

Gärtlein, Gärtlein, Brunneneier,
Heut han wir Johannistag,[2])
Grün sind die Lilien.
Rufen wir Frau Wirtin an,
Drauss auf der Leyen (Leye = Schiefer),
Steht ein Korb voll Eier,
Sind sie zerbrochen, gebt mir eure Tochter,
Sind sie zu klein, gebt mir zwei für ein.
Strih, strah, stroh,
Heut übers Jahr sind wir all miteinander
wieder do!

Die Symbolik im Volkglauben.

Von A. Schroot in Hildburghausen.

Im Volkglaubeu spielt die Symbolik eine ausgedehnte und in hohem Grade charakteristische Rolle. Sie hat im Wesentlichen ihren Grund in der Voraussetzung, dass Gleichartiges das Gleichartige sucht und hervorbringt, wohingegen aber auch die umgekehrte Ansicht vorkommt. Dem gewaltigen Donnergott Donar ist Alles ge-

---

[1]) Montanus, Volkfeste, Seite 31.

[2]) „Des Knaben Wnnderhorn.“ Reclamsche Ausgabe, Seite 800. Das Lied ist aus Kreuznach, wo das Reinigen der Brunnen am Johannistage erfolgt. Aus den Eiern wurde damals noch ein richtiges Mahl bereitet.

heiligt, was rot ist (er selbst hat einen roten Bart), so die Ahlkirsche, der Hagedorn, die Vogelbeere, der Hagebuttenstrauch, der Fuchs, das Eichhörnchen, das Rotkehlchen, der Storch (wegen der roten Beine und des roten Schnabels) etc. Dies ist also die Symbolik der Farben, wovon weiter unten noch einige Beispiele. Auch die Erbse ist dem Donar heilig, was unzweifelhaft auf den Hagel deutet; also Symbolik des Klanges. Wenn in Schwaben an den drei Donnerstagen (Tag des Donar) vor Weihnachten abends von aussen Erbsen an die Fenster geworfen werden, so ist die Beziehung auf Donar und den Hagel deutlich genug. Endlich ist ihm als Sinnbild des Blitzes auch die Schlange geheiligt, also Symbolik der Gestalt, die in der Mythologie bekanntlich so stark verbreitet ist, dass sie zu deren Hauptinhalt gehört.

Ungemein häufig kommt die Symbolik auch im Glauben an die Wirkung der Sympathie vor. Wird einem Toten ein fremdes Kleidungstück mit in den Sarg gegeben, so welkt die Person, der es gehört, nach Massgabe hin, wie dies Kleidungstück vermodert. Dieser Glaube bestimmt manche Leute, an Arme keine Kleidungstücke zu verschenken; ja es ist der Fall vorgekommen, dass jemand die Wiedereröffnung eines Grabes beantragte, nur um einen ihm angehörenden Strumpf, der dem Toten angezogen war, wiederzuerlangen. Wenn man Kehricht aus dem Hause eines Armen in das eines Reichen streut, so wird dieser arm, wie umgekehrt der Arme reich wird, wenn man in seiner Wohnung den Kehricht aus des Reichen Hause ausstreut. Wer von einem Hunde gebissen ist, muss Haare von einem Hunde auflegen oder die Wunde damit räuchern. Rotlauf wird geheilt durch eine Stange Siegellack oder ein Stück Kupfer, auf dem blossen Leibe getragen; Blutungen stillt man ebenfalls durch einen roten Gegenstand, wie man die Gelbsucht durch etwas Gelbes vertreibt. Den Wurm am Finger heilt man durch Umbinden eines Wurmes usw. Einer Krankheit kann man sich auch entledigen, wenn man sie auf einen Gegenstand symbolisch überträgt und diesen in fliessendes Wasser wirft. Das Wasser schwemmt dann die Krankheit weg. Hierin liegt auch die Erklärung für den Glauben an die heilende Wirkung der Dachtraufe, unter die man eine Krankheit, ein Uebel, begraben hat. Aehnlich ist es mit dem Abstreifen einer Krankheit in Astlöcher, Baumspalten, Wagenleitern; auch das Durchkriechen hat heilsame Wirkung. Dieses Durchziehen oder Durchkriechen hat aber auch eine moralisch reinigende Wirkung, weshalb man mit der Braut vor der Verheirathung hin und wieder dieses Verfahren vornimmt. Das Schläfebein eines Fisches gepulvert gilt als Schlaftrunk.

Brautleute kann man uneins machen, wenn man eine Hand voll Erde von der Stelle, wo zwei Hähne sich gebissen, zwischen sie wirft. Wenn der Braut beim Gang zur Trauung heimlich Geld zugesteckt wird, so wird sie nie Mangel daran haben. Andererseits soll es Glück bringen, wenn man auf diesem Wege viel Geld wegwirft; man entledigt sich damit des Unglückes. Hängt der Bräutigam am

Hochzeittage seinen Rock auf den der Braut, so wird er die Herrschaft in der Ehe erhalten, das Umgekehrte tritt ein, wenn es der Braut gelingt, ihr Kleid auf den Rock des Bräutigams zu hängen. Auf das Brautbett darf man nicht klopfen, sonst giebts eine friedlose Ehe, die Frau bekommt Prügel.

Entbindungen werden erleichtert, wenn man im Hause an Kisten, Kasten und Thüren die Schlösser aufschliesst. Hingegen kommt es auch vor, dass während der Geburt alle Thüren fest verschlossen, die Schlüssellöcher verstopft werden, damit nichts Unberufenes hineinkomme. Die Nachgeburt muss dahin gebracht werden, wo weder Sonne noch Mond hinscheint, sonst bekommt das Kind eine gelbe Gesichtfarbe. Die Wöchnerin darf nicht spinnen, sonst spinnt sie für ihr Kind den Strick zum Hängen. Dagegen müssen beim Kindtaufschmause die Frauen stricken, dann werden die Kinder fleissig. So viel Kinder die Frau bekommt, um so viel Stufen kommt sie näher zum Himmel; dasselbe Glück blüht den Paten für die Anzahl der aus der Taufe gehobenen Kinder. In der Zeit bis zur Taufe darf nichts weggeliehen werden, sonst wird das Kind verschwenderisch. Es bekommt schöne grosse Augen, wenn die Taufe lange hinausgeschoben wird, nämlich aus Sehnsucht nach der Taufe. Ist im Orte ein Grab offen, so muss man die Taufe so lange hinausschieben, bis es geschlossen ist, sonst stirbt das Kind bald. Das Kind muss bei der Taufe von einem Paten des andern Geschlechtes gehalten werden, sonst bleibt es ledig. Das Neugeborene darf nicht in eine Schürze gewickelt werden, weil es sonst später dem andern Geschlechte nachläuft; umgekehrt wickelt man Mädchen in ein Mannshemd, Knaben in das Hemde einer Frau, damit sie später Glück in der Liebe haben. Das Kind wird gesund und stark, wenn man es gleich nach der Geburt auf die blosse Erde legt. Die Ansicht von der kräftigenden Wirkung der (Mutter) Erde ist uralt. Ist das Patengeld geliehen, so macht das Kind später Schulden. Die Paten dürfen während der Taufe nicht an eine Krankheit oder etwas Uebels denken (Wirkung des Uebelwollens), sonst widerfährt dieses dem Kinde. Bei der Taufe muss tüchtig gegessen und getrunken werden, dann lernt das Kind gut essen und trinken. Ist es ein Mädchen und man reisst den ersten Kindtaufkuchen auseinander, anstatt ihn zu zerschneiden, so reissen sich später die Burschen darum. Das gebrauchte Taufwasser giesst man in einen Rosenstrauch, dann bekommt das Kind rosige Wangen. Mischt man beim ersten Füttern der Biene etwas Erde unter den Honig, so verhütet man, dass sie beim Schwärmen sich zu hoch setzen. Bei geizigen Menschen gedeihen die Bienen nicht, sondern gehen ein.

Man könnte diese Beispiele ins Unendliche vermehren, doch sei es mit dieser Auswahl genug. Sie zeigt neben manchem sinnlos abergläubischen Beiwerk wieder, welch rege Phantasie, welch dichterischer Pulsschlag und wieviel tiefer Sinn im Volkglauben zu finden ist, was zuweilen gewiss bedauern lässt, dass unser Geschlecht so

wenig Geschmack an dieser Seite des Volklebens findet und Viele sie am liebsten mit Stumpf und Stiel ausrotten möchten.

Glückrohr – Trinkrunde der lübischen Fischer.

Von Colmar Schumann, Lübeck.

Bei den festlichen Zusammenkünften der vereinigten lübischen Fischer, den sogenannten Krodagen (s. v. a. Krugtag) war vor Alters folgende Trinkrunde im Schwange. Sämmtliche Teilnehmer sassen im Kreise um einen grossen Tisch herum. Auf diesem stand ein Glückrohr oder Glückbecher von der Form, wie sie auch sonst bekannt ist. Das rohr- oder walzenförmige Zinngefäss hatte einen hohlen Fuss und darin einen Würfel, dessen eine Seite durch den durchbrochenen Boden sichtbar war. Diesen Becher, Barkemeier genannt, leerte der Fischerälteste, schüttelte und stülpte ihn um, reichte ihn voll seinem durch die obenliegende Augenzahl bestimmten (1.—6.) Nachbar und rief ihm zu:

Fischer: Kerl, willst du saufen, steh auf! (steht auf.)
Aeltester: Wo hast du denn gedient?
Fischer: Unter dem König von Preussen.
Aeltester: Hast du auch was gelernt?
Fischer: Ja, auf meine Weise.
Aeltester: Heute will ich dich mal probieren nach meiner Weise. Haare untern Hut!
Fischer: (Streicht die Haare aus der Stirn unter den Hut, der bei der Runde nicht abgenommen wurde.)
Aeltester: Bart von der Schnut'!
Fischer: (Streicht den Schnauzbart zurück.)
Aeltester: Sieh aus, als wenn du den Teufel gefressen hättest!
Fischer: (Nimmt eine grimmige Miene an) Purrrrr!!!
Aeltester: Fass das Gewehr mit der rechten Hand!
Fischer: (Ergreift den Becher!)
Aeltester: Schlag die Pfanne offen!
Fischer: (Oeffnet den Deckel.)
Aeltester: Schlag an!
Fischer: (Setzt den Becher an.)
Aeltester: Feuer!
Fischer: (Trinkt.) Alle singen dabei:

Sag an, wie schmeckt dir das?
Sag an, wie schmeckt dir das?
Er setzt den Barkemeier an den Mund
Und sauft ihn aus bis auf den Grund.
Vier und fünf ist neune,
Ein Jeder liebt das Seine.
O lass schön, o lass schön
Den Barkemeier unter uns Neune gehn!

Bei den letzten Worten stülpte der Trinker wieder den leeren Becher um und gab ihn weiter an seinen durchs Glücklos bestimmten Nachbar. So ging er von Hand zu Hand unter steter Wiederholung des Gesprächs und des Sanges. Dabei bedachte natürlich die launische

Glückgöttin den einen mehr als ihm dienlich war, den andern liess sie die Qualen des Tantalus erdulden.

Dieser Brauch scheint im Anfang des Jahrhunderts eingegangen zu sein. Es weiss mir auch von den Greisen niemand mehr aus eigener Erfahrung etwas darüber zu sagen. Nur mein Gewährmann, der selige Oelksmann Steffens, hatte alles in seinem treuen Gedächtnis behalten und erzählte mir mit jugendlichem Feuer davon. Er nannte das Ganze ein Rundoorn, womit er wohl Rondeau, Rundgesang meinte. Dieses Rundoorn stammt wohl, wie schon die hochdeutsche Fassung beweist, gleich den in Nr. 7, H. 4 mitgeteilten Liedern, aus Mitteldeutschland. Inhalt und Form gleichen den Trinkgebräuchen anderer Kreise. Woher die Bezeichnung Barkemeier stammt, weiss ich nicht zu sagen.

Vom Grüssen im wilden Karst.

Ein Guslarenlied aus Bosnien von Krauss.

Von Istrien an und der dalmatischen Küste entlang bis an die Grenzen Montenegros erstrecken sich gegenwärtig zum grössenteil verkarstete Teile der dinarischen Alpen, die jetzt mit zum Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie gehören. Vor zwei bis drei Jahrhunderten waren die Bergrücken vorwiegend noch mit dichten Tannen- und Eichenwaldbeständen bekleidet. Viel Land war auch damals schon entforstet und meilenweit starrte kahles Felsgestein gen Himmel, kein Baum, kein Strauch, kein Quell belebte die Gegend. Vom Urwald, wie von der öden Wüste im Karst weiss uns noch der serbische Guslar im Bosnischen und Herzögischen zu berichten, aber auch von Menschen, die dort gelebt und deren Handlungen pflegt er zu sagen. Das ist ihm die Hauptsache und auch uns, die wir solchen treuen Schilderungen die zuverlässigsten Berichte über südslavisches Volktum im Allgemeinen und insbesondere über Sitten und Bräuche des bevorzugten Standes der Ritter und Edelleute jener Zeit verdanken.

Auf der einen und der anderen Seite des Gebirges bewachten die Grenzübergänge, Pässe, Wege und Stege slavische Ritter in Blockhäusern, Warten und anderweitigen Befestigungen. Hier Christen, dort Moslimen, die einen, wie die anderen vom serbischen oder chrowotischen Stamme, in Sprache, alten Sitten und Bräuchen einander gleich, nur in staatlicher und religiöser Zugehörigkeit verschieden, im übrigen einander wert und würdig. Chrowotische Geschichtschreiber nennen die Grenzritter den Hort der Christenheit, das Bollwerk des Westens vor der Barbarei des Islams, und der Dichter des blutrünstigen Rachegesanges vom Ende Cengićs legt seinem montenegrischen Priester mit Hinblick auf die westeuropäischen Kulturvölker eine entsprechende Tirade in den Mund:

sie würden nimmer uns Barbaren schelten,
weil wir gewacht, als sie geschlafen haben!

Die Behauptung, dass die Völker des Westens zur Zeit der Türkeneinfälle geschlafen und den Serben und Chrowoten die Abwehr überlassen hätten, ist natürlich eine kleine dichterische Ungenauigkeit, die auf Rechnung des Patriotismus und des geduldigen Papiers kommt. Indess ist man auch im Süden über die Bedeutung jener Ritter anderer Ansicht, wenigstens in den Kreisen des Bauernvolkes, dessen Sprecher Guslaren sind.

Freilich ist der Bauer ungebildet, politisch ungeschult und nur auf seine eigenen Vorteile zu sehr bedacht gewesen und verstand es nicht vom höheren Standpunkte der Nationalität aus milde und nachsichtig Fälle zu beurteilen, wenn ihm die Ritter mit ihren Reisigen Haus und Hof in Brand steckten, die Herden raubten und ihn zu Frohndiensten pressten. Das Volk nannte die edlen Herren gorski hajduci, Räuber aus dem Gebirge, Mordbrenner usw., ein Umstand, der nicht hinderte, dass zuweilen Volk und Ritter auch gemeinschaftliche Sache gegen die „Feinde“ machten. Christliche und moslimische Ritter lebten miteinander in ständiger Fehde, die staatlichen Friedenschlüsse kaum berücksichtigend, doch zum Zeitvertreib pflegten die Ritter sogar im engeren Verbande untereinander blutige Feindschaft, und zwar häufiger die Christen als die Moslimen. Es ist offenkundig, dass der Islam unter seinen Anhängern strengere Zucht einzuhalten vermag.

Vom Abenteuer christlicher drei Ritter oder Räuber handelt unser Lied. Die drei Herren sassen friedlich im Gebirge an der Strasse, als der Gebieter von Zara, der beiläufig die hervorragendste gesellschaftliche Stellung in der Grenzritterschaft einnahm und sozusagen der Vorgesetzte jener edler Ritter war, mit seinem Gefolge dahergeritten kam. Die drei Kämpen unterliessen es, ihn in gebührender Weise stehend zu begrüssen, was ihm eine Rüge abnötigte, und dies kostete ihm das Haupt. Der Gebieter (Ban) von Zara büsste seine Unvorsichtigkeit und Unklugheit. In der Wildnis des Karstes herrschte seit jeher bis vor einigen zwanzig Jahren noch das Faustrecht, kein anderes Gesetz und Recht. Im wilden Karste ist aber noch gegenwärtig der Gruss keine leere Höflichkeitformel, sondern eine bestimmte Erklärung, ob man freundliche oder feindliche Absichten hege. Einen guten Revolver in der Hand und ein flinkes Rösslein unter dem Reiter lernt man da als Freunde schätzen. Die Rechte an der Waffe, den Begegnenden scharf beobachtend, frägt man, woher und wohin des Weges? Ist der Weg frei? Ziehst du in Frieden und mit Gott? Und der andere stellt dieselben Fragen wieder und, wenn sie befriedigend ausfallen, weicht man, noch immer misstrauisch, einander aus und schaut sich häufig um, ob nicht doch der andere tückisch von rückwärts loslegt. Man trachtet einander möglichst rasch aus der Schussweite zu gelangen. So ists alter Brauch im hohen Karst.

Das Lied zeichnete ich am 8. Jänner 1885 im Dörfchen Jablanica bei Mačkovac im Majevicagebirge in Bosnien nach dem Vortrag

des Bauern Marko Izekić auf, der viele Lieder zu den Guslen zu singen weiss. Sein Vortrag ist nicht bemerkenswert und sein Vorrat an Liedern mit geringer Ausnahme auch nicht; denn er kennt meistens nur gewöhnliche Epen altgläubiger Serben.

Pogibija bana zadarskoga.

E pomozi nam bože na dobro na veče!
omrknulo veče, na bolje jutro osvanulo
svoj nam braći na lijepo zdravlje,
svakog nama dobra donijelo,
ponajviše zdravlja i veselja,
braćo moja, sokolovi sivi!

Vino piju tri gorska hajduka
u Kunari visokoj planini,
vino piju pot tanahnom jelom.
A koja su tri gorska hajduka
evo ću ti po imenu kazat:
evo prvo Smiljanić Ilija
a drugo je Tomiću Mijate,
evo treće Petre Mrkonjiću;
piju vino razgovaraju se.
Kat se pobre ponapiše vina
a kad vince udari u lice
a rakija lafu zaturila
o svašta su eglen zaturili
od momaka i od djevojaka.
Istom oni u riječi bili,
usta jeka zelene gorice,
pomoli se bane zadranine
sa svojijem trideset momaka.
Prepade se Smiljanić Ilija
i za njime Tomiću Mijate;
Petar pije, ni uvo mi nije.
Već govori Petre Mrkonjiću:
— oj mi sjedte do dva pobratima!
oj šjedoše do dva pobratima.
Zatim vrjeme malo postojalo,
oj dolazi bane zadranine.
Božju pomoć njima naturio
i oni mu boga privatili.
— Boži da si bane zadranine!
Oj bešjedi Petre Mrkonjiću,
natočio jednu čašu vina
te je dade banu zadraninu.
Uze bane čašu napijati:
— Fala Petre, fala gospodare,
a ne fala što ustat ne ćede.
A bešjedi Petre Mrkonjiću:
— Duraj bane, duraj gospodare,
evo ću ti junak ustanuti
pa ću tebi sitno poigrati,
poigrati sitno kalugjerski!

Das Lied, wie von Zara der Ban ums Leben kam.

Leih deine Hilf uns Gott zum Abend gut!
zu Gutem sei der Abend angeschummert,
zu Bessrem mög uns noch der Morgen grauen
uns Brüdern allen wohl zum Wohlbefinden,
er mög uns Güter jeder Art bescheeren,
zum meisten Wohlsein und auch frohe Stimmung,
o Brüder mein, Ihr Falken graubefiedert!

Wohl trinken Wein drei Räuber vom Gebirg
im Kunar in dem schroffen Waldgebirg
sie trinken unterm schlanken Tanne Wein.
Und wer drei Räuber vom Gebirge sind,
das werd ich gleich dem Namen nach dir sagen:
Wohlan der erste Smiljanić Elias,
an zweiter Stelle Tomić Michael,
der dritte hier ist Peter Mrkonjić;
sie trinken Wein und plaudern miteinander.
Nachdem die Brüder sich am Wein erlabt
und ihnen ins Gesicht das Weinlein schlug
und Branntwein drauf den Redefluss eröffnet,
da wussten sie von allerlei zu schwätzen
von Burschenhändeln und vom Mädchentändeln.
Just waren sie im eifrigsten Geplauder
als da der grüne Forst zu schallen anhub,
der Ban erschien von Zara in der Lichtung
mit seinen dreissig Mannen im Gefolge.
Drob war erschrocken Smiljanić Elias,
zugleich nach ihm auch Tomić Michael,
Herr Peter trinkt, er zuckt mit keinem Ohr.
Doch spricht zu ihnen Peter Mrkonjić:
— O setzt euch wieder nieder Wahlgebrüder!
Es setzten sich die zwei Gebrüder nieder.
Es währte mehr nur eine kurze Frist,
ei, kam daher des Wegs der Ban von Zara,
rief ihnen zu: „Mit euch die Hilfe Gottes!“
sie nahmen an den Gruss mit Gott von ihm:
— „O Ban von Zara, Gott beschütze dich!“
ei, spricht zu ihm Herr Peter Mrkonjić
und schenkt zugleich ein Glas voll Wein da ein
und reicht den Willkommtrunk dem Ban von Zara.
Zum Trinkspruch hob der Ban das Glas empor:
— Hab Dank, o Peter, o hab Dank, mein Herr,
doch keinen Dank, dass du dich nicht erhoben.
Nun spricht zu ihm Herr Peter Mrkonjić:
— Geduld dich Ban, geduld dich nur, mein Herr,
ich werde mich, ich Held, sofort erheben
und werde dir ein artig Tänzchen tanzen,
ein artig Tänzchen nach der Art der Mönche!

Eto reče te na noge kleče
te poteže malu sablju, kaže,
malu sablju od dvanæst pedaljâ
te pouska ot tri podlanice,
malo mahnu te osječe glavu.
A bešjedi Tomiću Mijate
i za njime Smiljanić Ilija:
— Gospodaru Petre Mrkonjiću
jer pogubi u šali junaka?!
Ja bešjedi Petre Mrkonjiću:
— Pobratime Tomiću Mijate,
kad je šala, kam na banu glavu?!

Dies sprach er und erhob sich auf die Knie
und zog heraus den kleinen Säbel, sagt er,
den Säbel klein von nur zwölf Spannen Länge
den Säbel bloss drei Händeflächen schmal
er schwang ihn kaum und hieb ihm ab das Haupt.
Da spricht das Wort Herr Tomić Michael
und gleich nach ihm Herr Smiljanić Elias:
— O Edelmann, Herr Peter Mrkonjić,
warum erschlugst im Spasse du den Helden?!
Doch spricht zu ihnen Peter Mrkonjić:
— O Bundgenosse Tomić Michael,
ists Spass, wo blieb dann auf dem Ban das Haupt?!

Der Titel ist vom Guslaren. Epen sind nicht namenlos. Gewöhnlich benennt sie der Guslar nach der Hauptperson und der Katastrophe. Man könnte füglich unter Beibehaltung der volktümlichen Benennungweise die Mehrzahl der Guslarenlieder unter dem Sammelnamen pogibije zusammenfassen.

V. 1–6 eine Begrüssung, wie ich solche im Smailagić Meho (Ragusa 1885, S. 69 78) erläutert. Meine Bemerkung daselbst (S. 74), dass die ersten zwei Verse als Überlebsel der älteren, breiten epischen Versform anzusehen seien, erkenne ich als einen Irrtum. Der Guslar hat sich einfach versprochen, drei Verse zu zweien zusammenzuziehen versucht und dadurch grammatische und formelle Fehler verschuldet. Er fängt sonst ständig seine Begrüssungen mit Sve povrzi a bože pomozi an (vrgl. S. 70). Die Verse haben richtig so zu lauten:

[Sve povrzi a] bože pomozi!
Na dobro nam omrknulo veče
a na bolje jutro osvanulo.

Ein Schlussliedchen fehlt bei diesem Epos, weil uns am selben Abend Izekić (oder Zekić) noch mehrere Epen vorgetragen und nur das letzte mit dem Abschluss versehen hat.

V. 12. Smiljanić Elias war Burgherr in Zengg, nach dem Volkliede. Sein Vater Peter trat mit 4 Söhnen im Jahre 1647 in venezianische Dienste. Elias ward 1652 für eine Waffenthat zu Gračac in der Lika zum Hauptmann ernannt und erhielt 600 Dukaten Jahrgehalt von der Republik zugesprochen. Im Erlasse des Senates vom 19. Februar 1652 heisst es: avendo per le pubbliche glorie sacrificati due fratelli, riportato molte ferite nelle conquiste di piazze, tagliata la testa d'Ocledi pascia a Plavno, rotto il Zancovich con la morte di Selimaga sotto Sebenico. Am 6. April 1653 schenkte ihm der Senat ein Haus in Zara. Wo Peter Mrkonjić daheim war, ist unsicher. Tomić Michael, geboren in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. zu Duvno in Bosnien, war von Haus aus ein Bauer und konnte, da er mindestens 50 Jahre nach den erstgenannten zwei Helden gelebt, nicht deren Waffengefährte gewesen sein. Er war wirklich Wegelagerer von Beruf. In einem Guslarenliede erzählt er seinen Lebenslauf dem Paša Sahidija also: „Der Türken Druck bedrückte sehr die Raja — hoch thront ein Gott und weit entfernt der Kaiser — und niemand rührt die Hand zu unsrer Hilfe! — Ja, ich besass ein stattliches Gehöfte — und Triften grün, gleichwie ein grüner Apfel. — Von Duvno raubte mir der Kadi alles. — Dreimal ich gieng zum türkischen Gericht — doch blieb mir alle Mühe eitel nur, — denn Christenglaub behagt dem Türken nicht! — So gieng ich denn Gerechtigkeit mir suchen — in finstre Schluchten und in enge Pässe — wo vom Gebirg die Amseln Urteil fällen — und lernte mirs, den Türken Richter sein.“ Die drei „Wahlbrüder“ werden in den Epen gar oft gerühmt, und es ist sehr wahrscheinlich, dass sie nur ihrem bewährten Kredit es verdanken, wenn sie zu Helden des Abenteuers unseres Liedes erhoben worden sind. Auffallen muss, dass Smiljanić und Tomić, die sonst immer als unabhängige Rottenführer auftreten, hier als untergebene Kampfgefährten des minder berühmten Peter Mrkonjić mitgehen.

V. 18. laf türk. Geschwätze, Geplauder. V. 19. eglen türk. Gespräch, Unterhaltung. Brauch ist, vorerst Wein zur Erweckung einer heiteren Stimmung und darnach Branntwein zu trinken, um das Gespräch in Fluss zu bringen, während man in unseren deutschen Gesellschaften mit Bier anfängt, mit Wein fortsetzt und mit einem oder nach Geschmack mehreren Gläschen Cognac oder Liqueur das

Trinken abschliesst. V. 20. Eigentlich: von Waffentaten der Jünglinge und Mädchenentführungen. V. 24: svojijem für svojijeh. Eine merkwürdige sprachliche Verschlechterung. die genug oft vorkommt. In meinen Commentaren wies ich öfters schon darauf hin. — V. 25. Die zwei Herren erschrecken, weil im Karste, wo die Amseln Recht sprechen, wie Michael sich zuvor im Citat ausdrückt, auch für den Räuber Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit ist. Tomić copirt in allem und jedem den Wahlbruder Elias und dieser jenen (V. 53). Das ist so Brauch im Bauernvolke. Spricht einer als der Wortführer eine Meinung aus, so wiederholen alle, die seiner Ansicht sind, einer nach dem anderen unter gleichen Geberden, Wort für Wort die Aeusserung, statt mit ja oder nein Zustimmung oder Ablehnung kundzugeben. — V. 27. Er zuckt nicht einmal mit dem Ohre; wir sagen: mit der Wimper zucken. Der südslavische Bauer ist auch Herr seiner Ohrmuskeln und gibt nach Bedarf durch eine Bewegung seiner Ohrmuscheln Zeichen von Aufmerksamkeit oder Ermunterung. Ich selber muss mich zusammennehmen, um im Eifer eines Gespräches nicht nach alter Gewohnheit mit den Ohren zu wackeln, weil dies in deutscher Gesellschaft befremdlich empfunden wird. — V. 37 Peter Mrkonjić behandelt den Ban als seinesgleichen und reicht ihm freundlich den Willkommbecher. Der Ban vergisst, dass er im Karste ist und fordert von den Rittern höfischen Gruss, wie solcher in Burgen üblich ist. Mrkonjić schlägt ihm diese Auffassung aus dem Kopf und den Kopf vom Rumpf ab. — V. 45. Mönche tanzen würdevoll, ceremoniös. „Wart nur, ich werde dir gleich höfische Manieren zeigen!“ — V. 47. na noge für na koljena des Versmasses halber. Es genügt, dass sich Peter Mrkonjić nur auf die Knie aufrichtet, da er mit seinem langen Schwerte auch kniend zum Halse des Reiters hinanreicht. — Die dreissig Reisigen sehen ruhig zu, wie ihr Führer um einen Kopf kürzer wird. Sie, die Söldner, haben keinen Grund, für den Toten einzutreten, von dem sie nichts mehr zu hoffen und nichts zu fürchten haben. Uebrigens haben sich Söldner um die Privatangelegenheiten der Edelleute nicht zu kümmern. Der eine Herr ist tot, es lebe der andere Herr, ist die Losung der um Sold dienenden Mannen. Peter Mrkonjić flösst ihnen durch seine kühne Tat Ehrfurcht ein. Das ist ein Held! Vielleicht weiss er von reichen Schätzen in einer Türkenburg und kann verlässliche Kämpen brauchen zu einer Überrumpelung des Türken? Wird er sich wohl der dreissig tapferen, herrenlosen Mannen erbarmen und sie in seine Dienste auf Teilung der voraussichtlichen Beute nehmen?

Das Soldatmädchen.

Ein polnisches Volklied von Wasyl Ščurat.

In der Revue des traditions populaires, Paris 1890. V. 12. behandelt Thiersot unter der Ueberschrift: La fille déguisée en dragon die weltbekannte Sage von den Heldentaten eines Mädchens, das in der Verkleidung eines Soldaten einen Feldzug mitmacht. Nach einer privaten Mitteilung des Herrn Dr. Krauss handelt es sich in der Regel um einen Ersatzmann, den in Ermangelung eines solchen die Tochter stellt, um ihre bedrängten Eltern oder auch den zum Heerdienst untauglichen Bruder aus einer Notlage zu befreien. In der Epik der Guslaren ist dieser Stoff ungemein beliebt. Das Soldatmädchen zeichnet sich wiederholt aus, verrät jedoch zufällig ihre Weiblichkeit, indem sich meist ein Prinz in den Soldaten sterblich verliebt und ihn zur Erkundung seines Geschlechtes auf verschiedene Proben stellt. Das Mädchen besteht sie alle, und giebt sich erst beim fluchtartigen Abschiede zu erkennen.

Dieser Stoff ist auch der nordslavischen Volkdichtung geläufig und wird immer wieder den Verhältnissen gemäss neu umgedichtet. Eine solche neuzeitige Variante aus kleinrussischem Soldatenmunde

notirte ich vor zwei Jahren in Spasow, Sokaler Bezirk in Galizien. Das Lied ist, abgesehen von den sprachlichen Eigentümlichkeiten, einer Folge des Ueberganges der polnischen in die kleinrussische Sprache, darum besonders bemerkenswert, weil es durch Nennung des ungarischen Revolutionärs Kossuth zeitlich fixirt erscheint. Der Name Kossuth haftet noch in der Erinnerung des kleinrussischen Volkes, freilich nicht in der Epik, sondern ausschliesslich in den Soldatenliedern, ein Umstand, der sehr leicht erklärlich ist. Im übrigen ist der Name Kossuth dem Volkdichter nur ein Name mehr, bei dem er an die Vorgänge des Jahres 1848 gar nicht denkt. Das Lied lautet:

Siedzi cysar na tronie,
Taj sy myśli o wojnie:
 Mam ja córek, mam ja dwie,
Dam do wojska obydwie.
Joj ty córko najstarsza,
Ty do wojska najzdalsza.
 Ja, tatusiu, ne pojdú,
Ja wojować ne budu;
Bo ja serca mienkiego,
Ja żałuju kuždego.
 Joj ty córko najmłodsza,
Ty wojować najzdalsza.
 Ja tatusiu, ja pojdú,
Ja i wojować budu;
Bo ja serca kwardego,
Ja zabiju kuždego.
Jak jij włosy spuskali,
Ojciec, matka płakali;
Jak na konia siądala,
Tysiąc świty żądała;
Jak do wojny stąpiła,
Trzysta muża zabiła.
Sam si Koszut dziwowaw,
Co za wuzar wojowaw.
 Ja nie wuzar — wuzarka,
Cysarowa frajarka.

Der Kaiser sitzt auf seinem Thron,
In seinem Sinne sinnt er Krieg:
 Ich habe Töchter, habe zwei,
Zum Heere stell ich alle zwei.
O du mein erstes Töchterlein,
Du taugst fürs Heer am ehesten.
 Ich, Väterchen, ich mag nicht gehn,
Ich ziehe nimmer in den Kampf;
Mein Herz ist ja so weich und mild,
Und mitleidvoll für Jedermann.
 O du mein jüngstes Töchterlein,
Du taugst am ehesten zum Kampf.
 Ich, Väterchen, ich gehe gern,
Ich ziehe willig in den Kampf;
Denn hart beschaffen ist mein Herz,
Ich scheu vor keinem Mord zurück.
Und als man ihr die Haare schor,
Da weinten Vater, Mutter sehr;
Und als sie auf das Ross sich schwang,
Sie heischte tausend Mann Gefolg;
Als sie sich stürzt in's Kampfgewühl,
Dreihundert Männer schlug sie tot.
Selbst Kossuth war verwundert droh,
Was für Huszar da mitgekämpft.
 Huszarin bin ich, kein Huszar,
Des Kaisers Töchterlein bin ich.

Niederdeutsche Rätsel aus Meklenburg.

Von O. Glöde zu Wismar i. M.

Mit Recht hat sich in neuester Zeit die wissenschaftliche Forschung den Rätseln zugewandt, wie sie im Volkmunde umgehen. Johannes Gillhoff hat soeben veröffentlicht: „Das meklenburgische Volkrätsel." Gesammelt, eingeleitet und mit den Varianten herausgegeben, Parchim, Wehdemann, 1892. Zu derselben Zeit übersendet Wossidlo aus Waren mir einige besonders interessante, die er in der Rostocker Zeitung veröffentlicht hat. Von dem folgenden Storchrätsel hat er 86 Fassungen zusammengebracht. Es ist sehr alt und eigenartig, Gillhoff bringt nur 8 Abarten.

„Uns oll grot jöljat up sin
paradies sat,
tosach, wo de giervagel den
gräsbicker unner de
fickfack upfratt."

Wossidlo sagt ausdrücklich, dass alles, was er hier veröffentlicht, ausnahmlos von ihm selbst aus dem Volkmunde gesammelt ist. Jöljat = Storch kommt in 4 Variationen vor, paradies, das den Standpunkt des Storches bezeichnet, in 7. Gräsbicker (das Gössel, junge Gans) hat noch 4 andere Namen, die Egge (fickfack) noch 10 andere, soviel nennt Wossidlo wenigstens an dieser Stelle. Der Raubvogel (giervagel) hat sogar 13 verschiedene Namen erhalten. In einigen Fassungen muss das Gössel dem Rebhuhn (tilsitt) und der Raubvogel dem Fuchs (gierworm) weichen. Der Beobachtungort ist auch die Wiese (up rebin) und der Baum (uppe quint).

Ein 80jähriger Fischer in Fischkaten bei Wismar erzählte das Rätsel in folgender Form:

„Oll grot jöljat (Storch) uppe quettin (Baum) satt,
sach na'n Essvagel (Krähe),
wo de satt, de satt up Kletthack (Egge),
un fratt van de grisgräs (Pferd)
so lang dat he dick wass."

Eine Holzwärterfrau in der Doberaner Gegend, die von ihrer aus Bargeshagen stammenden, etwa 1770 geborenen Grossmutter her zahlreiche alte schöne Rätsel wusste, kannte folgende Form:

oll grot jöljatt up kabün satt, tosach,
wo de irdvagel (Krähe) den gräser (Pferd)
vor de quaditt (Pflug) upfratt.

Aber selbst der Storch muss anderen Tieren weichen, z. B.:

Uns oll gälgap (Hahn) up't hoch rebüe satt,
hoch öwer kack,
wo rewi (Katze) Küken upfratt.

Nicht ganz so reich ausgebildet ist das Flohrätsel, das bis jetzt in 74 verschiedenen Fassungen vorliegt:

es kamen zwei weisse gegangen,
die nahmen den schwarzen gefangen,
sie brachten ihn nach wriwwelwripps,
von wriwwelwripps nach nagelspitz,
nagelspitz gab ihm den tod.

Andere Fassungen sind:

fünf weissgärbergesellen griffen einen rotgärbergesellen,
sie brachten ihn die Wirbel und von da ins Gericht.

oder:

fiw witt gäbel grepen na'n swarten gäbel
von buklow bet to wriwwlow,
von wriwwlow bet to knarkow,
von knarkow bet to't gericht.

oder:

dor güngen veir exeir,
de güngen all veir to beir,
se güngen hen na bakow,
dor kregen se enen gefangen,
se bröchten em hen vör't kikernest,
to nagelsdörf dor kreg he sinen rest.

oder:

ik güng mal ens harken,
dor fünn ik'n oll lütt farken,
dor güng ick mit von hickeritz na kikeritz,
von hakenborg na snakenborg,
dor würden em de knaken terbraken.

Ganz ähnliche Form hat das Rätsel vom Brodbissen:

da kamen zwei gegangen,
die nahmen einen gefangen,
von Lipper nach Knaeker,
von Knaeker nach Haller,
von Haller nach Buker.

Aehnliche Variationen zeigen die Rätsel vom Menschen, von der Kuh, von Baum und Bach, Siebengestirn, Spinnrad,

Wetterhahn, vom Schnee, wovon ich oben ein Beispiel angeführt habe. Die Klage der Ente oder des Kuhnhahns über zugefügte Unbill liegt in 22 Fassungen vor, z. B.:

ik set vör min Schündör
un plust mi min plussplus,
dor kem de hushuss,
un störr mi an min plusspluss,
he düwel to, kann ick min egen
plussplus nich plusen!

oder:

ik satt vör minen herrn obersten sin dör,
un flickflackflust mi dorvör;
dor kem de herr un störr mi an min fiederflack,
ich sprach, o herr, kann ik
min fiederflack nich enmal
flickflackflusen hier!

An Stelle der Ente tritt der Kuhnhahn:

achter unsern hus steit Peter Plus un plust sik;
dor kem de olle schürschliep un schlög em up de plürpliep:
du dunnerwetter — plus, willst die plusen laten!

Statt Ente und Kuhnhahn findet sich auch die Eule:

ik satt wol up de öwerdör,
un flikkflakkflust mi dorvör;
dor kem de plirrenplarrenplinkensläger
un slög mi up min plirrenplarrenplattföt;
dor säd ik: kann ik hier nich sitten
un pulen un platten mine plitten?
wat kümst du plirrenplarrenplinkensläger
un sleikst mi up min plirrenplarrenplattfot.

Ich habe oben ein Rätsel angeführt, welches die Ohnmacht des Schnee's ins rechte Licht stellt. In diese Kategorie gehören alle Rätsel, die Schnee und Sonne behandeln, wie z. B.:

kem'n vagel federlos,
flög up'n bom bléderlos,
kem de jungfer wundergross,
hülp den vagel federlos
von den bom bléderlos.

Die Fachgenossen sehen, wie reich und erfinderisch die Phantasie des Volkes ist, wenn es gilt, die einfachsten Dinge in humorvoller Weise zu umschreiben. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, dass der eine oder der andere uns aus einer anderen Gegend Deutschlands neues Material beibringt. Auch Rätselmärchen finden sich hier in Meklenburg in grosser Zahl.

Interessant sind auch die biblischen Rätsel, die sich bei allen germanischen Völkern finden, auf sie haben schon Frischbier und im „Ur-Quell" Treichel aufmerksam gemacht. Aus Wossidlo's reicher Ausbeute teile ich einige mit, von denen ich die meisten ebenfalls in wenig veränderter Form von Leuten aus dem Volke gehört habe.

1. wasser war das schloss,
und holz war der Schlüssel,
der jäger jagt das wild,
das wild ist entgangen,
und der jäger ward gefangen.

(Das Rätsel will den Durchzug der Kinder Israel durch das rote Meer schildern.)

2. es lag ein Mensch begraben tief,
sein grab mit ihm herumlief,
er war nicht im himmel,
er war nicht auf erden,
wo mag dieser mensch gefunden werden.

Auflösung: Jonas im Wallfisch.

3. auf der welt war's nich,
kein mensch hatt's nich,
der knecht gab's dem herrn,
der knecht hatt es selber nich,
und der herr gab's dem knecht wieder.

(Die Taufe.)

4. ein dorn ohne blum,
ein brot ohne krum,
ein spiegel ohne glas,
raht meine herren, was ist das?

(Christi Dornenkrone — die Abendmahloblate — Christi Augen).

5. mann ohne mutter,
pferd ohne futter,
feuer ohne hitz,
turm ohne spitz.

(Gott — Rosse des Elias — Die Männer im feurigen Ofen — Der Turm von Babel).

Diese wenigen Proben werden wenigstens zeigen, wie gross der Reichtum unseres Volkes an alten und gehaltvollen Rätseln ist.

Kopflose Spukgeister.

Eine Umfrage von H. F. Feilberg.

XI. 1. Frau Eva Wigström in ihrem Buche: Folkdiktning (1881) S. 148 erzählt: Es ist gewiss wahr, dass viele unselige Geister zwischen Himmel und Erde schweben, bisweilen erscheinen sie vor uns Menschen, die noch am Leben sind. So habe ich einmal, erzählt eine schwedische Bauernfrau, von einem Mädchen gehört, das sein uneheliches Kind getötet; das Verbrechen war aber unentdeckt geblieben und sie lebte ungestraft bis an ihr Lebensende. Nach ihrem Tode hatte sie keine Ruhe und konnte keine erhalten, ehe das Kind in geweihter Erde begraben wurde. Zuletzt erschien sie einem jungen Burschen und bat ihn, die kleine Leiche, die sie in einem Steinhaufen verborgen, nach dem Kirchhofe zu tragen. Er willfahrte ihrer Bitte, grub die Leiche aus und trug sie zum Kirchhofe, das heisst zur Kirchhofmauer. Auf dieser Wanderung war die Mutter mit, aber ohne Kopf. Am Kirchhoftore angelangt, ging sie durch die verschlossene Pforte, sie war ja christlich begraben worden, und der Bursche reichte ihr darnach das Kind über die Mauer. Sie gab ihm dankend ihre Hand, die war kalt wie ein Eiszapfen. Nach der Zeit wurde sie nimmer gesehen.

Dies als ein Beitrag zur Psychologie der kopflosen Spukgeister. Es hat gewiss hier im Gemüte des Volkes die Vorstellung mitgespielt, dass das Weib, wäre alles mit rechten Dingen zugegangen, die Enthauptung erlitten hätte, weshalb sie als Gespenst kopflos erscheint. Übrigens danke ich den Herren Mitteilern bestens für ihr freundliches Entgegenkommen mit Antworten auf meine Umfrage; vielleicht wird doch wohl einmal das lösende Wort gefunden.

Askov, St. Vejen, Dänemark. H. F. Feilberg.

2. Mann ohne Kopf. Ein Mann sollte geköpft werden. Als auch ihm vor seinem Ende die Erfüllung einer ausgesprochenen Bitte gewährt wird, da wünscht er, dass seiner Frau das Land gehören möge, so breit und so lang, wie weit er noch ohne Kopf einhergehen würde. Das wurde ihm zugesagt. Nach der Köpfung aber lief er noch eine Strecke und immer weiter, bis man sich schliesslich genöthigt sah, ihm einen Graben zu ziehen, in den er dann schliesslich hineinfallen musste. (Originalsage nach Bruno Hellmold.)

A. Treichel.

3. Zu Amsterdam erzählte mir der Besitzer des Logementes „Stadt Bremen“, Zeedijk Nr. 25, Heinrich Niewender, wiederholt folgende angeblich eigene Erlebnisse:

Er sei, als er das letzte Jahr die Bremer Schule besuchte, eines Sommerabends ziemlich spät an den Wällen der alten Hansastadt mit mehreren Kameraden herumgestrolcht. Plötzlich habe einer der letzteren laut schreiend vor sich hingezeigt. Sie alle hätten aufblickend einen mächtig grossen gespenstischen Leichenzug auf sich zukommen sehen, dessen Teilnehmer, selbst die Pferde, kopflos gewesen. Wie diese Erscheinung nun dicht an ihnen vorübergekommen wäre, hätten die Freunde zugleich plötzlich etwas laut klatschen gehört und gesehen, wie der Kamerad, der zuerst den Spuk wahrgenommen, sich die Backe haltend hintaumelte. Sie hätten ihn aufgerafft und ins Bett geschafft, wo er noch in derselben Nacht verschied.

Ein paar Jahre später ging der Gewährmann ebenfalls bei Bremen mit einer Gesellschaft junger Herren und Damen über eine Wiese. Als sie eine über einen Bach führende Brücke überschritten, erhob sich mit einem Male ein gewaltiger, lauer Wirbelwind und ein grosser, schwarzer, kopfloser Hund sauste kettenklirrend an ihnen vorbei, etwa in Mannshöhe. Auch hier erhielt wieder ein junger Mensch von unsichtbarer Hand eine Maulschelle, die rasch den Tod herbeiführte. (Aus meinem Tagebuche.)

Schlaupitz b. Reichenbach, Schl. Karl Knauthe.

4. Nach chinesischem Volkglauben trägt ein Enthaupteter in der andern Welt seinen Kopf unterm Arm oder am Leibriemen angebunden.[1] H. Volksmann.

Spuk an der bunten Brücke. Es spukt an der sog. bunten Brücke im kgl. Tannenforst bei früher Schweinebede, jetzt Wiesenthal, Kr. Berent, über das Gänsefliess, vom Schmalzberge kommend (d. h. früher war sie bunt, d. h. angestrichen, wogegen der Neubau Naturfarbe zeigt), am Wege nach Crockenhütte; es erscheint dort ein Mann ohne Kopf. So nach A. Treichel, Sagen in der Z.-S. d. histor. V. f. Marienwerder. Heft 31 (1893), S. 59. (Ref. Lehrer Ed. Neumann, Wiesenthal.) A. Treichel.

Spukgeister.

Von K. E. Haase und A. Treichel.

Der Leichenzug in der Hårntackenforst. Zwischen Teschendorf, Löwenberg und Kerkow liegt das Forstrevier Hårntacken, wie es im Munde des Volkes heist. Kommen vor alten Zeiten hierdurch zwei Arbeiter aus Löwenberg, um sich in der heiligen Pfingstnacht von Berlin in ihre Heimat zu begeben. Sie rauchen, trinken, erzählen und sind guter Dinge, während sie dahinwandern, der eine

[1]) Vrgl. G. Piton: Les ensevelissements de personnes vivantes et le „Loes“ dans le nord de la Chine.

in der Mitte des Fahrwegs, der andere an der Seite auf dem Fusssteige. Plötzlich wird der letztere einsilbiger im Erzählen und hört endlich ganz zu sprechen auf, während der erstere nach wie vor lustig weiter plaudert. Auf der Landstrasse daher kommt ihnen nämlich gemessenen Schrittes ein Leichenzug entgegen, ohne dass ihn der plaudernde Arbeiter sieht. Jetzt steht er vor dem Sarge, schreitet über ihn hinweg und stürzt taumelnd an der andern Seite vor den Füssen des Geistlichen nieder. „Hätte ich mir doch beinahe an der alten Wurzel mitten im Wege die Beine gebrochen," meint er zu seinem Kameraden, der den Leichenzug deutlich gesehen hat, als er sich räuspernd vom Boden erhebt. Glücklich kommen beide in Löwenberg an, aber am andern Morgen wird der, der über den Sarg gestolpert, schwer krank und am dritten ist er eine Leiche.

Mitgeteilt durch den Schleifer und Siebmacher Wilh. Utpost zu Rheinsberg.

Der Spuk im dünnen Holze. Als eines Nachts der Bauer G. aus Falkenthal mit seiner Frau das dünne Holz passierte, scheuten plötzlich die Pferde. Sowie er die Peitsche gebrauchte, sprangen sie vom Wege ab und rasten mit dem Gefährt über den Graben und quer durchs dünne Holz, ohne dabei einen Baum zu berühren. Neben den Pferden her aber rannte eine schwarze Gestalt, wie ein grosses Kalb anzuschauen. Da der Bauer die Pferde nicht zum Stehen bringen konnte, fing er schliesslich an zu fluchen, und sofort war die Gestalt verschwunden. Die Pferde wurden ruhig, und das Gefährt befand sich auf dem richtigen Fahrwege dicht bei dem Dorfe.

Aus Falkenthal mitgeteilt durch Herrn cand. theol. Spendelin.

Der Spuk am Werderschen Teich. Wer in der Mitternachtstunde von Werder nach Walsleben wandert und an den am Wege gelegenen Werderschen Teich kommt, dem legt sich eine schwere Last auf den Rücken, die er keuchend und schweisstriefend bis an den „neuen Teich" in Walsleben tragen muss. — Ungläubige bestreiten das, wers aber erfahren hat, der lässt sich nicht davon abbringen. **Mitgeteilt durch Herrn Lehrer Benthiengen zu Neu-Ruppin.**

Wie der alte Fischer den Spuk mit einem Stück Holz schlagen wollte und ihn nicht treffen konnte. Der alte Fischer Hensch fuhr eines Abends mit zwei Leuten und seinem zwölfjährigen Sohne hinaus auf den See, um zu fischen. Sie warfen das Netz aus und machten mehrere Züge. Es mochte gegen Mitternacht sein, als sie einen Zug nach der Ablage machten, wo damals eine Menge Scheitholz angefahren war. Der Zug war im besten Gange, da lösten sich plötzlich die Leinen, mit denen das Netz an den Kähnen befestigt war, und diese flogen weit in den See hinaus. Dies wiederholte sich wohl fünfmal und öfter. Da liess Hensch die Arbeit ruhen und sagte: „Kinder, der Hocuspocus und Beelzebub wollen nicht, dass wir arbeiten." Damit gingen sie ans Land, zündeten ein Feuer an, lagerten sich darum und begannen zu essen, zu trinken und zu rauchen. Auf einmal ruft der Knabe: „Vater, da steht der, der

uns die Netze von den Kähnen löste.“ Alle sahen nach der Richtung hin, die der Junge bezeichnete, aber niemand konnte etwas entdecken. Da ergreift der Alte ein Scheit Holz und schlägt hierin und dahin, um die Gestalt zu treffen; aber so oft er auch zuschlägt und so oft ihm auch der Sohn den genauen Standpunkt des Spukes angiebt, niemals gelingt es ihm, ihn zu treffen. Endlich legt er, des Schlagens überdrüssig, sich wieder zu seinen Leuten nieder, „Pophans“ aber steht noch längere Zeit da und sieht zu, wie sie lachen und scherzen, trinken und rauchen. Erst mit Anbruch des Tages, als er verschwunden war, konnten sie einige fischreiche Züge tun.

Mitgeteilt durch Herrn Lehrer Gottschalk zu Rheinsberg.

Neu-Ruppin. K. A. Haase.

Sprichwörter galizischer Juden.

1. A Scharben überlebt a Top.

2. A Katz ken auch kali (poln. Schaden) machen. (B. 225.)

3. Wie ein Huhn in Buni Údem (Am Vorabend des Versöhnungtages drehen die Juden einen Hahn um ihr Haupt und recitiren dabei das Gebetstück „B'nê Adam“).

4. Er tänzt wie Krasia (Krasa, slav. schön, Beinamen einer Lieblingskuh) nach'm Tälbel.

5. Schmül Narr hats Wāb (Weib) nit derkont.

6. As a Narr geit of'm Mark, freuen sech die Krämer. (B. 114.)

7. As a Narr warft a Stein in Gurten aran, können 10 Kluge nischt arausnemen. (B. 452.)

8. Einer lebt bam andern in Freiden.

9. Var Brojt git man ub Steiner. (B. 1893.)

10. As die Jüdinne heisst Händel, mög man essen vün ihr Fändel. (B. 1676.)

11. Er farcht sich var der eigener Schān (Schatten).

12. Chaserfüssel — koscher (das Schwein zeigt seine gespaltene Klaue und macht Anspruch als koscher zu gelten). (Talmudisch, B. 1482.)

13. Er is nischt a soj alt wie geniet (erfahren).

14. As a Karger (Geizige) werd mild, kocht er a Graup ün Hirs in ein Top. (Variante B. 46.)

15. Gott is a Har (Herr), a Chulim (Traum) is a Narr.

16. Spiel dem Chusen (Bräutigam) weinindig, ihm is s ns (Seines) im Sinn. (B. 569.)

17. A sach (viel) Mluches (Handwerke), weinig Bruches (Segen). (B. 164.)

18. Gei ich powoli, sugt se, ich kriech, gei ich giech, sugt se, ich zerreiss die Schuch (die Schwiegertochter, die es der Schwiegermutter nie recht machen kann). (B. 13.)

19. Besser a Büsche (Schande) in Punim (Gesicht), wie a Weihtig (Weh) in Harz. (B. 1322, Variante.) (Umgekehrt das. 269.)

20. Liegt a Jüdine 3 Täg in d'r Erd, gläub ihr, as sie hot Zuhnweitig (Zahnweh).

21. Vün Halinisch (Eile, Eilnuss, Eilniss) kümt kein Gute nit araus. (B. 617.)

22. Ech hör ihm wie dem Ruw (Rabbiner).

23. A urm Mann soll zur nischt gebojren wern. (Var. B. 1136.)

Stanislau. Max Weissberg.

Sagen galizischer Juden.

Zwei Schytfym. Herr B. Teichberg erzählt mir folgendes vom Bardyczywer:

Es sennin a mal gewên zwei Schytfym. Sei sennin gefahren auf a Jyryd (Jahrmarkt). Einer ist gewên dem Bardyczywers Chussyd. Der Jyryd is gestannen etliche Wochen. Der Chussyd is gewahr gewören, dass der Bardyczywer is in a nuhnt Mukom (Ort) auf Schabys, hat er gesagt zu dem andern Schytyf: „Weisst du was, ich will gehn zum Bardyczywer auf Schabys.“ Der Anderer is darauf bestannen. Er is sich gegangen zum Bardyczywer ün hat dort Schabys gehalten. Wie er is zurückgekommen, hat er getroffen Thür ün Fenster aufgerissen ün das Geld awekgeganwet. Das all Dings hat getan der andere Schytyf; er is gewên a Bezditnyk (Kinderloser) ün a grosser Kamzyn (Geizhals). Der Chussyd aber is gewên a Taty (Vater) von Kinder ün a gemeiner (armer) Jüd. Er hat nischt gewüsst, dass der Schytyf hat das getan, ün hat sich ungehoben zu schlugen in Kopf aran: „Was well ich tun? Was well ich die Balchojwes[1]) (Gläubiger) enferin (antworten)? Er hat sich aber gemüsst weiter zu der Arbeit nehmen. Am anderen Schabys is er wieder zum Rebym gefahren ün hat derzählt von dem Schaden. Der Reby hat ihm gesagt: Hab kein Mojre (Furcht), die Genajwyh (das Gestohlene) wird sein, nur kümm zu fahren auf den anderen Schabys mit dem Schytyf. Er hat dem Rebyn gefolgt ün is gekümmen mit dem Schytyf zum Rebyn. Der Reby pflegt beim Dawynyn (Beten) stark arümlaufen. Wie es is gekommen bei „Burych schumar“ (ein jüdisches Gebet), hat er dem Anderen angechapt bei der Burt ün hat geschriegen: „Was wet der Malych (Engel) Michuel[2]) können sagen! Was wet der Malich Michuel sagen!“ Der hat sich stark derschrocken ün hat gesagt: Rebi leb, ich well abgeben das Geld.

Bolszowce. Akiba Nagelberg.

Sprichwörter und Redearten aus Drage in Stapelholm.

1. As de Ôl'n sung'n, so pîp'n de Jung', so hüppet dat Steg, Grôtmôr hett't seggt.

---

[1]) Dasselbe Wort bedeutet auch ‚Schuldner‘.
[2]) Der Engel Michael ist im himmlischen Gerichte der Verteidiger.

2. ‚Dat wêr ên‘, sä de Düwel, do grêp hê'n Snîd'r, un as he rech toseg, wêrt en Linnwêw'r. Nordfriesisch: Dat was aen, se di Düwel, an grip en Skruder (Nissen, Frieske Findling I, 10). Das Sprichwort meint nämlich einen von den drei Spitzbuben, von denen der Dithmarscher sagt: Wenn man en Snîd'r, en Wêw'r un en Moller in en Sack stickt un dâl'n Dîk trünnelt, so liggt ümmer en Spitzbôw bâb'n. Möller mit sin Mattfatt, Wewer mit sin Spoolrad, Snider mit sin Schnippelscheer — wo kommt dree Dewe her? W. Schröder 747.

3. De lêw'r Gott bewâr mi vår Rât un Rech, vår Afkât'n un Schinnerknech.

4. En unrech'n Schülnk vertêrt en rech'n Dâl'r mit. Freybe: Das Leben im Recht, S. 205: Ungerechter Heller frisst einen Thaler.

5. Lât't wain, lât't rîd'n, de d'r kên Land hett, brûk(t) ok ni to dîk'n (= deichen, den Deich machen).

6. Main un Klain is man blôt en bât' Bück'n un Rück'n, sä de gûde Dîrn (Fru), aber Ätt'n kâk'n un Bett opmâk'n, dat kos(t) Knâk'n. Auch in Dithmarschen bekannt.

7. Wer op'n hêl'n Mârs ni sidd'n kann, de mut op'n twai'n towêgs.

8. De erste Fru is en Lus(t), de twêde is'n Muss, de drüdde en Verdruss. In Dithmarschen: De erste is en Lus(t), de twêd'r is en Muss. Nordfriesisch: Di gud Ferrang siu earst Wüf sliawart, jü öödar reampt, jü trâd leat ham me't nàgalt Lurag gung (des guten Föhringers erste Frau machte lange Stiche, die zweite noch längere, die dritte liess ihn mit dem blossen Schenkel [Lende] laufen). (Johannsen, Norfriesische Sprache S. 66.)

9. De Wind wait wul Sandbarg'n un Sneebarg'n tosam, âw'r man kên dick'n Mârs. (Vrgl. Urds-Brunnen IV, S. 199 und W. Schröder: De Plattdütsche Sprückwörter-Schatz 221.)

10. Man mut sick ni sîn êg'n Näs afsnîd'n, sonst schänd't man sîn êg'n Gesicht. (Verwandte darf man nicht beschimpfen.)

11. Wat mêr wêrt is, as'n Lûs, dat mut mit to Hûs.

12. He het en Fick vune Dûwel. (Er ist verschwenderisch. Fick = Tasche, Geldtasche.)

13. Se het sick mit'n Tambour slân un het em de Trummel afnâm. (Sie ist schwanger.) Vrgl. auch W. Schröder 121.

14. Dat gait, as wenn de Dûwel Plumm schütt't. (Es geht sehr geschwind.)

15. He drait sick as'n Lûs op'n Studentenbûdel.

16. Frâg'n stait frî un de Antwûrd dârbi.

17. Gift Gott en Seel, so gift he ok en Dêl.

18. Jede hunnert Mark het sîn Verstand. Nordfriesisch: Ark hunnert Mark het sin Verstand. (Nissen I, 132.)

19. Wat man bespârt mit de Mund, dat is vår Katt un Hund.

20. De Grassbock stött em. So sagt man von Leuten, die besonders in der Mäherzeit nachts im Schlaf zucken.

Mitgeteilt von N. Stäcker.

Nordfriesische Sagen.

Nach mündlicher Ueberlieferung aufgezeichnet von H. A. Carstensen.

1. **Warum die Dörpumer „Wölfe" genannt werden.** Ein Mann fuhr Abends aus Dörpum. Hinten auf seinen Wagen hatte er ein beim Stellmacher geholtes Rad geworfen, das er aber unterwegs, ohne es zu merken, vom Wagen verlor. Während nun das Rad auf der Landstrasse lag, erhob sich ein Sturm, der in die hohle Axe des Rades blies und dadurch ein Heulen hervorbrachte, in welchem die Dörpumer alsbald die Stimme eines Wolfs zu erkennen glaubten. Sie bewaffneten sich daher in aller Eile mit Flegeln und Forken und zogen hinaus, das Untier zu erlegen. Aber lange wagte es keiner, der Stelle, von woher das Geheul erscholl, sich zu nähern, bis endlich der Beherzteste unter ihnen so nahe hinzutrat, dass er in dem Ungetüm das Wagenrad erkannte. — Seit der Zeit nannte man die Dörpumer spottweise „Uelwe" (Wölfe), und die Stelle, wo das Rad lag, bekam den Namen „Uelweru" (Wolfsruhe).

2. **Die Riesen von Leck und Karlum.** In alten Zeiten lebte in Leck ein Riese, desgleichen auch einer in Karlum. Beide gerieten mit einander in Streit und warfen nach einander mit Felsblöcken. Der Lecker Riese traf mit einem grossen Steine den Kirchturm in Karlum so gut, dass derselbe zusammenstürzte. Seit der Zeit hat die Karlumer Kirche keinen Turm gehabt.[1] Der Karlumer Riese ergriff nun in der Wut einen noch viel grösseren Stein, um den Lecker Kirchturm zu zerschmettern. Der Stein gelangte aber nicht ans Ziel, sondern fiel nördlich von Leck zur Erde. Ueber diese Niederlage seines Todfeindes war der Lecker Riese so erfreut, dass er verlangte, man solle ihn dereinst unter diesem Steine begraben. Das ist auch geschehen, und der Ort heisst noch jetzt Kämpegracht. Der Stein, den alte Leute noch an dem genannten Ort gesehen haben, ist jetzt weggenommen und zu Heckpfählen verarbeitet worden.

Ein Kinderreigen vom Dornröschen.

Aus der Umgegend von Mettmann im Bergischen.

1. Ach, — Röschen war ein schönes Kind, schönes Kind, schönes Kind —
   Ach, Röschen war ein schönes Kind, schönes Kind.
2. Ach, Röschen! nimm dich ja in acht, ja in acht, ja in acht!
   Ach, Röschen, nimm dich ja in acht, ja in acht!
3. Vor einer alten Fee, Fee, Fee,
   Vor einer alten Fee, Fee.
4. Da kam die alte Fee herein, Fee herein, Fee herein.
   Da kam die alte Fee herein, Fee herein.
5. Röschen, schlafe hundert Jahr, hundert Jahr, hundert Jahr.
   Röschen, schlafe hundert Jahr, hundert Jahr.
6. Da kam der junge Königsohn, Königsohn, Königsohn.
   Da kam der junge Königsohn, Königsohn.

---

[1]) Seit einigen Jahren hat sie allerdings doch einen Dachreiter.

7. Ach, Röschen, wache wieder auf, wieder auf, wieder auf,
   Ach, Röschen, wache wieder auf, wieder auf.
8. Ach, Röschen werd 'ne Königin, Königin, Königin.
   Ach, Röschen werd 'ne Königin, Königin.
9. Sie tanzten laut vor Freuden, Freuden, Freuden.
   Sie tanzten laut vor Freuden, Freuden.

Die Kinder bilden beim Absingen dieses Reigens einen Kreis; ein Kind, Röschen genannt, steht in der Mitte. Bei Strophe 2 lösen die Kinder ihre Hände und drohen Röschen mit dem Finger. Bei Strophe 4 bezw. 6 wird ein Kind zu Röschen in den Kreis geschickt.

O. Schell.

Kleine Mitteilungen.

A.-B.-C.-Spiel. Auf die unter diesem Schlagwort im Urquell IV, 55 u. 150 veröffentlichte Anfrage kann ich folgende zwei polnische Kinderverschen mitteilen: 1. Adam Babkie Cukier Dał, Ewa Figi Gryzła; Hanko, Jeko, Karol Lerch Nosi Orła Popa Ruskigo (Adam der Alten Zucker gab, Eva Feigen nagte; Hanko, Jeko, Karol und Lerch tragen den Adler des rutenischen Pfarrers). 2. A, B, C / chleba chcę / a pirogie nie porzucę / bo się w szkole dobrze uczę (A, B, C, Brot will ich; Mehltaschen will ich aber nicht entbehren, weil ich in der Schule brav lerne).

Jasienów górny. Ludmilla Kisslinger.

Zu Katzensporn. .... Wenn wir als Kinder eine Kröte verfolgten, so warnte man uns mit der Bemerkung, sie würde auf uns einen Saft spritzen, der auf dem Leibe Ausschläge hervorriefe. Aus demselben Grunde durften wir nicht aufs Feuer spucken. Wenn ein Kind mit Feuer spielt, so pisst es nachts im Bett.

Czernowitz. R. F. Kaindl.

Zu Maikicker. Zu den Bemerkungen, welche unter diesem Schlagworte im Urquell III, 140 und IV, 55 gemacht wurden, möchte ich hinzufügen, dass auch in Czernowitz (Bukowina) neben dem allgemein verbreiteten April-Narren hie und da auch am 1. Mai genarrt wird. Es geschieht dies mit dem Verschen: „Heute ist der 1. Mai, schickt man den Esel ins Heu.“ R. F. Kaindl.

Zu Eid im Volkleben. ... Bei den Huzulen gilt betreffs des Eides folgendes: Für einen falschen Schwur wird nach dem Volkglauben der Meineidige oft unmittelbar nach Ablegung des Eides oder nach längerer Zeit mit dem Verluste des Augenlichtes oder dem Verdorren der rechten Hand gestraft. Doch soll es bei den Huzulen ebenso wie bei den Rutenen des Hügellandes üblich sein,[1]) bei der Ablegung eines falschen Schwures einen Stein unter dem Arm zu halten; die Strafe für den Meineid treffe dann den Stein. Man schwört gewöhnlich bei Gott, bei Jesus, Maria oder auch bei einzelnen Heiligen, insbesondere bei Nicolaus und dem heil. Johannes von Suczawa;[2]) auch sind noch andere Schwurformeln üblich. Der gewöhnlichste Schwur ist Bih me, das heisst etwa: „Bei Gott!“ Andere sind: dass mich Gott strafe; ich schwöre bei Jesus Christus und der heiligen Mutter Gottes; die Mutter Gottes soll mich strafen; so möge mir der heil. Nicolaus (oder der heil. Johann von Suczawa) helfen; so soll ich leben; so soll ich Nutzen haben von meinem Vieh; meinem Hab und Gut; ich möge erblinden, wenn ich nicht die Wahrheit sage; ich soll den morgigen Tag nicht erleben; so soll ich erleben, meine Kinder zu sehen oder meine Kinder zu verheiraten, u. dgl. mehr. Der Gegner antwortet darauf gewöhnlich: „Nach der Wahrheit Deines Schwures möge Dir Gott helfen.“ Vergl. R. F. Kaindl, Die Huzulen (1893).

[1]) Vergl. Kaindl und Manastyrski, Die Rutenen in der Bukowina I, 83.
[2]) Johann von Suczawa ist der Landpatron der Bukowina.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

IV. B. XII. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1893.

Die Natur und die Naturerscheinungen in der Mythologie und Volkkunde der Indianer Amerikas.

Von Dr. A. F. Chamberlain (Clark University-Worchester, Massachusetts).

I. **Der Regenbogen.** Bei den Kŭh-Indianern heisst der Regenbogen pisim-weyâbiy, was so viel als „Strick (weyâbiy) der Sonne (pisim)“ bedeutet.[1] Die Nipissings, Odschibwä und Mississager nennen ihn ōtāgwānipiisan = „der Regen bedeckende,“ oder wörtlich: „er (d. h. der grosse Manitou, der grosse Geist) bedeckt den Regen (wie mit einem Mantel).“ Das Wort besteht aus ōt (Kennzeichen der dritten Person) „er“, āgwānī (bedeckt sein), und piisan (regnen).[2] Aehnlich hat der Regenbogen bei den Minnitaris den Namen „Kappe des Regens, des Wassers.“ Man erzählt darüber folgende Legende:

„Einst im Herbst fing ein Indianer des Minnitaristammes einen roten Vogel, der seiner spottete. Da ihm nun dies recht übel gefiel, schnürte der Indianer dem Vogel die Beine mit einer Angelschnur zusammen und liess ihn fortfliegen. Bald nachher erspähte der Vogel einen Hasen, den er zu ergreifen dachte. Das arme Tier aber kroch in einen Büffelschädel, der auf der Prairie lag, hinein, und der vom Vogel herabhängende Strick machte einen Halbkreis, den man heutzutage als Regenbogen kennt.[3]

Die Déné-Indianer vom Hasenfellstamme glauben im Regenbogen das Gewebe einer ungeheuren Spinne zu sehen, die die Sonne fangen will.[4]

---

[1]) Lacombe. Dict. de la Langue Crise, p. 565. [2]) Cuoq. Lexique Algonquin, p. 336, p. 18. [3]) Klemm. Kulturgeschichte II, 161. [4]) Siehe Univ. Quarterly Review (Toronto I, 1890, 179—197).

Nach Gatschet nennen die Klamath-Indianer den Regenbogen witchia, das vielleicht mit witchqa (umdrehen, umwinden, z. B. einen Faden) verwandt ist. Wenn es einen Doppelregenbogen giebt, wird der klarere, hellere Bogen tcakiaga (d. h. „Knabe, Jüngling“) und der schwächere welekaga oder „altes Weibchen“ genannt.[1])

Bei den Palligawonap-Indianern von Kalifornien glaubt man, dass der Regenbogen die Schwester von Pokoh, dem Weltschöpfer, sei, deren Brust mit Blumen bedeckt ist. Einige Indianer dieses Stammes sagen, wenn sie einen Regenbogen sehen, „irgend ein Mädchen hat nun zum ersten Male menstruirt.“ Nach ihrem Glauben deutet die Erscheinung des Bogens die Zeit, wo die Mädchen aus der Kindheit in das Weiberalter übergehen.[2])

Nach der Mythologie der Mohaven Arizoniens ist der Regenbogen der Zauber, den Mustam-ho, der Schöpfer des Weltalls braucht, um den Regen aufhören zu machen. Die verschiedenen Farben des Regenbogens sind seine verschiedenartigen Zaubermittel, und nur um einen heftigen Regensturm zu beendigen, braucht er die ganze Farbenreihe.[3])

Einige Indianer von Nevada sagen, dass der Regenbogen eine grosse Schlange ist, deren glänzende Schuppen die Farben des Bogens ergeben, und die Bororó von Süd-Amerika sehen ihn als eine ungeheure Wasserschlange an.[4])

In der Dichtersprache der alten Mexikaner, oder Nahuatl, hiess der Regenbogen ayauh cozamalotl, wörtlich: „Wasserjuwelen = Nebel.“[5]) In der Stikin-Mundart der Tlingitsprache von Alaska trägt der Regenbogen den Namen kiteqanag ǎt, d. h. „vielgefärbter, bunter Flügel“ (kite = „Flügel“).[6])

Die Mutter der Jugović.

Ein Guslarenlied aus Bosnien von Krauss.

Im Pašalyk Prizren in Altserbien siedelte vor zwei Jahren in aller Stille die osmanische Regierung einige tausend Juden an, die aus dem strenggläubigen, heiligen Russland zur Auswanderung gedrängt worden waren. Wie lange werden die Neusiedler und deren Nachkommen dort in Frieden leben dürfen? Wer weiss es? Schon schielen manche Diplomaten mit ländergierigen Augen nach jenem wunderbar gesegneten Landstrich hin, der zwar noch immer Altserbien genannt, doch derzeit vorwiegend von Albanesen und Bulgaren bewohnt wird. Die Serben namentlich erheben historische Rechtansprüche auf den Besitz des Kosovo polje, des schiefen Feldes

---

[1]) Contrib. to North Amer. Ethnol. II, Pt. II, 634, 489, 427, 480. [2]) Powers. Contrib. to North Amer. Ethnol. 395. [3]) Univ. Quarterly Rev. [4]) Emerson. Indian Myths, 51. [5]) Brinton. Anc. Nahuatl Poetry, p. 150. [6]) Boas. Proc. Am. Philos. Soc., 1891, p. 180.

Anm. der Red.: Ueber den Regenbogen im Glauben und den Sprachen der Völker vergl. die ergiebige Umfrage im II. B. der Mélusine von Gaidoz und den übersichtlichen Bericht Dr. W. Drexlers über den „Regenbogen als Wassertrinker“ in Andrees Globus, LXIII, Nr. 16, S. 257 ff.

oder der Leiten, wie man gut deutsch so ein Gebiet nennt, einer überaus fruchtbaren Hochebene von 70 km Länge und 30 km Breite. Mit Unrecht heisst man das Feld Amselfeld, als ob der slavische Name Kos polje lautete. Nicht durch Amselgesang erlangte jene Hochebene grosse Berühmtheit, sondern durch Abschlachtungen, die sehr gläubige Moslimen und sehr gläubige Christen untereinander auf dem breiten Plane veranstalteten. Berühmt ist der 15. Juni 1389, denn an jenem Tage zertrat Murad I. und sein Sohn Bajazit auf den Leiten die gesamte Serbenmacht und das Serbenreich. Und am 17. bis zum 19. October 1448 zermalmte Murat II. zwischen Priština und Vučitrn das Heer Johann Hunyadis.

Mit unauslöschlichen Zügen prägte sich die Erinnerung an diese zwei Massenniedermetzelungen dem Gedächtnisse der Serben und Bulgaren ein. Noch jetzt zehrt der Patriotismus und Chauvinismus der serbischen Politiker von jenen Niederlagen und er wird sich schwerlich eher beruhigen, als bis eine noch grössere Fremdeninvasion diese alte Geschichte gegenstandlos machen wird. Dem Bauernvolke darf man keinerlei politische Auslegungen seiner Erinnerungen an jene Vorfälle unterschieben; denn ihm sind die Berichte der Guslaren nichts mehr und nichts weniger als hübsche Sagen, die man zum Zeitvertreib anhört. Selbst der Volkforscher kann die einschlägigen Guslarenlieder nur als Sagen auffassen und muss ihnen so gut wie jede pragmatisch historische Bedeutung absprechen. Sie sind ihm nicht viel anderes als ein Ausdruck geistiger Gestaltungkraft der Volkseele, deren Dolmetsche namenlose, weil vergessene Dichter aus dem Volke und Bewahrer der Rede Guslaren sind.

Eine alte Sage (man muss sie sich erst aus Bruchstücken neu zusammensetzen) erzählt von den Bewohnern der Burg Zvečan bei Mitrovica in Altserbien. Dort hauste in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts der serbische Ritter Jug Bogdan (Süd Theodor) mit seiner würdigen Gattin, einem Töchterlein und neun Söhnen, die nach ihm Südsöhne (Jugovići) hiessen. Er war ein mächtiger Streiter, wohlgeübt und erfahren in Mordtaten jeglicher Art, und seine Söhne gerieten ihm nach. Die Tochter Milica verheiratete er an den Landfürsten Lazar und seinen Söhnen verschaffte er Genossinnen in die Hausgemeinschaft. Er war daher zu Hofe und im Reiche gar geehrt und angesehen. Kurz vor der Schlacht auf den Leiten feiert Lazar der Serbenfürst sein Sippenfest[1]):

Die Herren setzt er an die Tafelrunde,
die Herren und die Ritter allzumal;
zur rechten Hand den greisen Jug Bogdan,
neun Jugović, die Söhne neben ihm.
— — — — — — — — — — — —
Den goldnen Becher Wein ergreift der Kaiser
und spricht zur Ritterschaft von Serbien:
— auf wessen Wohl bring dieses Glas ich aus?
bring ichs der Alterschaft zu Ehren aus,
dann trink ich zu dem greisen Jug Bogdan.

[1]) Bei Vuk Stef. Karadžić: Srpske narodne pjesme. Offiz. Ausg. Belgrad 1887. S. 316 (im Fragment).

In der Nacht vor dem Auszug der Serben in den Kampf träumt der Fürstin Milica einen garstigen Traum vom Untergang des Heeres, von Schmach und bitterer Qual. Mit angstgepresstem Gemüte wendet sie sich an ihren gekrönten Ehgemahl[1]):

— O könnt ich nur, Gebieter mein, von dir mir eins erflehen,
dass du mir von den Jugović zurück doch einen liessest!
Wenn schlimmer Zufall irgendwie auf den Leiten walten sollte,
dass ich den Stamm der Jugović für immer nicht verlöre!
Da sprach zur Fürstin Milica also zur Antwort Lazar:
— Ich kann dir von den Jugović zurück nicht einen lassen.
In Treuen sie gelobten es vom Ungarland dem König,
selbst sänke wohl der Himmel nieder auf die schwarze Heldenerd,
sie täten fangen auf ihn kühn auf ihre Schlachtenspeere.

Nach der Niederlage auf den Leiten zerstoben die Überreste der Armee. Das Guslarenlied erzählt[2]), Kaiserin Milica sei mit ihren zwei Prinzesschen von Ahnungen geängstigt vom Schloss herabgeeilt, um Kunde über den Ausgang der Entscheidungschlacht zu erlangen. Herzog Vladeta kommt flüchtend hoch auf braunem Renner ihr entgegen. Sie befragt ihn unter anderem:

— So künd mir noch, o du des Fürsten Herzog,
da auf den ebnen Leiten du gewesen,
sahst du nicht wo neun Jugoviće dort,
als zehnten auch den greisen Jug Bogdan?
Da spricht zu ihr Herr Vladeta, der Herzog:
— Wohl zog ich quer durchs ebne Leitenfeld
und sah die Jugovićen alle neun
und auch den zehnten, Jug Bogdan den Greis.
Sie kämpften mitten in dem Leitenfelde,
die Arme bis zur Schulter ihnen blutig,
die Schwerter bis zum Griffe blutgebadet;
doch sanken schon ermattet ihre Hände
die Türken auf den Leiten niedermetzelnd.

Kaiserin Milicas Traum war doch in Erfüllung gegangen. Nachstehendes Lied, das ich am 8. Januar 1885 zu Mačkovac in Bosnien nach der Recitation des Guslaren Gjoko Popović, eines eingewanderten Montenegriners, aufgezeichnet, schildert die Schlussszene der Tragödie. Ein Dichter, ein wahrhaft begnadeter Mensch hat diese tiefergreifende Episode ausgedacht zur Verklärung unendlichen Mutterstolzes und rätselhafter Mutterliebe. Die Mutter findet ihre Söhne tot auf dem Leichenfelde, und ohne Klagen kehrt sie heim, um ihre Schwiegertöchter und Enkel nicht durch die Trauerbotschaft in Jammer zu versetzen. Ihren eigenen Schmerz ringt sie nieder. Erst als sie die rechte Hand ihres jüngsten Sohnes mit dem Trauring am Finger auf dem Schosse hält, macht sich ihr Schmerz in Worten Luft.

[1]) Bei V. Bogišić: Narodne pjesme iz starijih najviše primorskih zapisa. Belgrad 1878. S. 6. V. 100 f.

[2]) Bei Vuk St. Karadžić a. a. O. S. 314.

Boga moli Jugovića majka,
da joj Bog da oči sokolove
i bijela krila labudova,
da otide na Kosovo ravno
i da vidi devet Jugovića.
Što molila Boga domolila.
Bog joj dade oči sokolove
i bijela krila labudova;
ona ide na Kosovo ravno.
Mrtvih nagje devet Jugovića
i više njih devet bojnih kopja,
za kopljima devet dobrih konja,
na kopljima devet sokolova
i više njih devet ljutih lava.
Tad zanjišta devet dobrih konja
i zaklika devet sokolova
i zalaja devet ljutih lava.
I tu majka tvrda srca bila,
da ot srca suze ne pustila;
već uzima devet dobrih konja
i uzima devet sokolova
i uzima devet ljutih lava
pa ih vodi svome bjelu dvoru.
Daleko je snaje ugledale
a dilje su prid nju išetale.
Zakukalo devet udovica,
zaplakalo devet sirotica.
I tu majka tvrda srca bila,
da ot srca suze ne pustila.
Kad je bilo noći u ponoći
tad zavrišta Damjanov zelenko.
Viče majka ljubu Damjanovu:
— Snavo moja ljubo Damjanova,
što nam vrišti Damjanov zelenko?
Il je gladan šenice bjelice
il je žedan vode sa Zvečana?
Progovara ljuba Damjanova:
— Svekrvice majka Damjanova!
nit je gladan šenice bjelice,
nit je žedan vode sa Zvečana,
već je njega Damjan naučio
do po noći sitnu zob zobati,
ot po noći na drum putovati.
Kad u jutro jutro osvanulo,
osvanulo i sunce granulo,
ali lete dva vrana gavrana,
krvava im krila do ramena,
na kljunove bjela pjena trgla;
oni nose ruku od junaka,
na ruci je burma pozlaćena,
bacaju je u krioce majci.
Uze majka ruku od junaka
pa dozivlje ljubu Damjanovu:
— Snaho moja ljubo Damjanova!
bi l poznala čija j ovo ruka?
Al govori ljuba Damjanova:
— Svekrvice majko Damjanova!
ovo ruka našega Damjana,
jer ja ruku po burmi poznajem,

Der Jugovićen Mutter fleht zu Gott,
es mög ihr Falkenaugen Gott verleihen
und weisse Schwanenfittiche gewähren,
auf dass sie auf die ebnen Leiten ziehe
und dort erschau neun Brüder Jugović.
Um was zu Gott sie flehte, sie erfleht' es.
Es tat ihr Falkenaugen Gott verleihen
und weisse Schwanenfittiche gewähren;
sie zog dahin aufs ebne Leitengeben.
Neun tote Jugovićen fand sie vor,
neun Schlachtenspeere ober ihren Häupten,
neun gute Rosse hinter all den Speeren,
neun Falken auf den Speeren oben sitzend,
neun Löwen grimmig ober ihnen noch.
Neun gute Rosse huben an zu wiehern,
neun Falken stiessen wilde Rufe aus,
neun Löwen grimmig fingen an zu bellen.
Auch da noch blieb der Mutter Herze hart,
dass ihr vom Herzen keine Zähre kam;
sie nahm mit sich neun gute Rosse mit
und nahm mit sich neun Falkenvögel mit
und nahm mit sich neun Löwen grimmig mit
und führt sie heim zu ihrem weissen Hofe.
Von weitem schon erschauten sie die Schnuren
und eilten zum Empfang ihr weit entgegen.
Neun Witwen brachen aus in Jammerklagen,
neun Waisenkindlein huben an zu weinen.
Auch da noch blieb der Mutter Herze hart,
dass ihr vom Herzen keine Zähre kam.
Als Nacht es ward um Mitternacht herum,
schrie wehvoll auf der Apfelschimmel Damjans.
Die Mutter ruft des Damjans Ehelieb:
— O meine Schnur, o Damjans Eheliebste,
was schreit so leidig Damjans Apfelschimmel?
quält Hunger ihn nach weisser Weizenfrucht?
leicht lechzt er durstig nach dem Zvečanquell?
Zur Antwort gibt des Damjans Eheliebste:
— Lieb Schwiegermütterlein, du Mutter Damjans!
es quält kein Hunger ihn nach weissem Weizen,
er lechzt nicht durstig nach dem Zvečanquell,
vielmehr, es hatt' ihn Damjan angewöhnt
bis Mitternacht an feine Haferatzung,
von Mitternacht zu reisen auf der Strasse.
Als morgens früh der Morgen war gekommen,
gekommen und die Sonne drauf erglommen,
zwei schwarze Raben kamen hergeflogen,
die Flügel bis zum Leibe blutgerötet
und ihren Schnäbeln weisser Schaum entquoll;
sie trugen eines Helden Hand daher,
ein Trauungring vergoldet an der Hand;
sie warfen sie der Mutter in den Schoss.
Des Helden Hand die Mutter nahm entgegen
und rief herbei des Damjans Ehelieb:
— O meine Schnur, o Damjans Ehelieb!
wess Hand dies ist, vermöchtest du's zu sagen?
Doch spricht zu ihr des Damjans Ehelieb:
— O Schwiegermütterlein, o Mutter Damjans
die Hand dahier gehört ja unserm Damjan,
denn ich erkenn am Trauungring die Hand,

sa mnom burma na vjenčanju bila.
Uze majka ruku Damjanovu
pa je ruci tijo bešjedila:
— Ruko moja zelena jabuko!
Gdi si rasla, gdi si ustrgnuta?
Ti si rasla na kriocu mome,
ustrgnuta na polju Kosovu!

der Trauring war mit mir bei meiner Trauung.
Des Damjans Hand die Mutter wieder nahm
und führte leise Rede mit der Hand:
— O meine Hand, o du mein grüner Apfel!
wo wuchsest du? wo hat man dich gepflückt?
Du bist auf meinem weichen Schoss gewachsen,
gepflückt geworden auf dem Leitenfeld.

Anmerkungen. Siebenzig oder fünfundsiebzig Jahre vor mir zeichnete Vuk St. Karadžić das Lied in einer Variante in Kroatien auf. (In der offiz. Ausg. Nr. 48. S. 310 B. 12). Bei ihm zählt das Stück 85 Verse und führt den Titel: Der Tod der Mutter der Jugović. Es ist merkwürdig, doch nicht auffällig für Volkforscher, dass diesmal die von mir um so viel Jahrzehnte später aufgezeichnete Fassung ursprünglicher und vollendeter ist als die ältere Niederschrift. Das Lied ist unzweifelhaft durch einen serbischen Auswanderer nach Kroatien gebracht worden. Die Zusätze verraten den Stümper. Die ersten 4 Verse, die für einen serbischen Bauer vom Überfluss sind, setzte er vor zur Einführung für den kroatischen Hörer. Sie lauten: Du lieber Gott, welch mächtig grosses Wunder! — Als sich auf Leiten tät das Heer versammeln, — befanden sich im Heer neun Jugović — als zehnter noch der greise Jug Bogdan. Nach V. 5 hat Vuk: Als zehnten noch den greisen Jug Bogdan. (Ich halte die Zählung unserer Fassung bei). V. 9. Bei Vuk: ona leti (sie fliegt). Nach V. 10: und als zehnten usw. V. 12, 13: na kopljima — oko koplja — a porednji. V. 16 zaklikta. V. 23 (bei Vuk V. 30) pak se vrati svome. V. 25 (32): malo bliže. Nach V. 27 (34) bei Vuk wiederholt V. 15—17. V. 31 al zavr. V. 32: pita m. Nach V. 43 (53): pak on žali svoga gospodara — što ga nije na sebi donijo (und nun er klagt um seinen Herrn Gebieter — weil er ihn nicht auf sich nach heim gebracht). Darauf wieder V. 18—19. V. 44. — danak osvanuo. V. 45 fehlt. V. 52 (65): Jugovića majka. Nach 52 (V 66) okretala, prevrtala s njome (sie drehte sie her und drehte sie hin). V. 56 (70): progovara. Nach 61 (75) wieder der V. 66 der Fassung Vuks: okretala usw. Der Schluss V. 82—85 ist eine dem Liede aufgepfropfte Geschmacklosigkeit, die ihres Gleichen sucht: Es blähte sich auf die Mutter der Jugović, — sie blähte sich auf und zerplatzte — [aus Gram] nach ihren neun Jugović und dem zehnten den greisen Jug Bogdan.

V. 2—5 u. 6—8 stereotype Einleitungformeln bei Verwandlungen eines Menschen in einen Vogel. Auch der neugriech. Volkpoesie nicht fremd. V. 14. Der Guslar hat keine Ahnung, wie Löwen ausschauen. Er vermutet, dass sie eine Unterart von Jagdfalken wären. V. 46. Raben als Unglückboten. V. 48. Der weisse Schaum vor Anstrengung, die ihm das Fortschaffen der schweren Hand verursacht. V. 50. Ein vergoldeter Silberring, wie ihn Bäuerinnen tragen. Ein glatter Trauring. V. 63. Der grüne Apfel, nicht ausgereifte Frucht, getäuschte Hoffnung; eine beliebte Wendung im Sprachschatz der Guslaren.

Die Neunzahl von Brüdern und die zehnte die Schwester spuken öfters in den Sagen der Südslaven. So erzählt z. B. ein Guslarenlied vom Prinzen Marko, der als Held auch ein Don Juan gewesen, er habe sich gerühmt, dass er auch die einzige Schwester der neun Brüder zu Fall bringen werde. Die Brüder erbauen einen festen Turm für die Schwester. Sie erkrankt und Marko schwindelt in der Verkleidung eines Arztes der alten Mutter den Turmschlüssel ab. Darauf hatte das Fräulein nur gepasst. Nach vollbrachter Arbeit zieht Marko seine Heldentat besingend durchs Land. (Das Stück im Vienac uzdarja narodnoga O. A. Kačić-Miošiću. Zara 1861. S. 9). In einer serbischen Fassung der Lenorensage macht das Frauenzimmer den unheimlichen Ritt zu ihren neun Brüdern. Neun spielt eine Rolle beim Abzählen nach rückwärts; zu Zauber braucht man neunerlei Kräuter und soviel verschiedene Quellwässer. Zu vergleichen ist A. Kaegi: Die Neunzahl bei den Ostariern, Zürich 1891. (Vergl. E. Monseur im Bulletin de Folk-Lore 1892, S. 259 f.) Das nächste Heft des Urquells wird aus der Feder unseres Altmeisters Weinhold eine Studie über die Bedeutung der Zahl neun bei den Germanen enthalten.

Der Freitag.[1]

Ein alter Völkerglaube. Von Dr. B. Saubert.

Das Jahr 1886 hat durch seine ungewöhnlichen Witterungvorgänge fast in allen Ländern der Erde viel Unheil angerichtet und, da es an einem Freitag begonnen hat, dem wohl 3000 bis 4000 Jahre alten Glauben entsprochen, dass alles, was an einem Freitag beginne, keinen guten Verlauf nehme. Dieser Glaube ging hervor aus der chaldäischen Deutung der sieben Planeten, zu welchen, da die Erde den stillstehenden Mittelpunkt des Weltalls bilden sollte, auch die Sonne gezählt wurde. Die Chaldäer nahmen an, dass auf jeden Planeten eine Gottheit ihren Wohnsitz habe und von da aus das Leben auf der Erde beeinflusse, an jedem Tage aber eine andere Gottheit die Vorherrschaft ausübe. Am ersten Wochentage beteten sie die Sonnengottheit, Baal, als vorherrschende Macht an, am zweiten den Mond, Astarte, am dritten den Mars, Moloch, am vierten Merkur, am fünften Jupiter, Baal-Adonis, am sechsten Venus, Astera, an welche unsere Sternblume Aster erinnert, am siebten Saturn, Kaivan. Die Sonne schuf alljährlich eine neue fruchtreiche, den Menschen Segen bringende Welt. Sie brachte Glück, ihr Tag war daher ein Glücktag, und was an ihm seinen Anfang nahm, musste bei einem Leben nach den Forderungen der guten Gottheiten zu einem guten Ende führen. Nach germanischem Glauben ist ein Sonntagkind ein Glückkind. Der Mond gab die Sonnenstrahlen, durch welche die Erde befruchtet wurde, wieder ab. Die Mondgöttin war also eine Feindin der durch die Sonnenwirkung hervorgerufenen Schöpfung. Sie war zu schwach, um ein unter dem mächtigen Schutze der Sonne begonnenes Werk zu zerstören, konnte aber ein an ihrem Tage begonnenes Werk verderblich beeinflussen, darum sollte am Montage nichts neues begonnen werden. Am dritten aber konnte vertrauenvoll alles Gute unternommen werden. Moloch brachte allerdings gewaltige Glut und forderte schwere Opfer, wenn die Menschen nicht durch weise Fürsorge und Tätigkeit mit dazu beizutragen suchten, die Früchte der Schöpfung vor dem Verderben zu sichern. Vom Himmel kam keine Feuchtigkeit, da mussten dann die Menschen das im Frühjahr aus den Flüssen Euphrat und Tigris weithin das Land überschwemmende Wasser in künstlich geschlossenen Seen sammeln und durch Kanäle zur Zeit der Dürre über das Land leiten, dann gediehen die Früchte herrlicher wie in irgend einem anderen Lande. Der mit glühenden Pfeilen bewaffnete Moloch war auch Krieggott und als solcher Beschützer seines Volkes, so lange dieses sich des Schutzes würdig erwies. Sein Wochentag musste also recht geeignet sein, ein neues Werk zu beginnen, Verträge zu schliessen usw. Die alten Germanen nannten ihren Krieggott Zius, Tius und widmeten ihm ebenfalls den dritten Tag, Zistag, Distag, Dienstag. Auch ihnen war dieser Tag besonders geeignet zur Abschliessung von Verträgen, Eingehung ehelicher Verbindung, überhaupt zu jedem guten Unternehmen. Mittwoch war dem

[1] Vergl. Bd. II, S. 53 ff. und 138 ff.

geschäftigen Merkur gewidmet, der vermöge seines nahen Standes zur Sonne, sowie seiner schnellen Bewegung bald auf der einen, bald auf der anderen Seite der gewaltigen Sonnengottheit stand, als wolle er das Weltall nach allen Richtungen durchforschen, um dem Sonnengotte Nachricht zu geben. Sein Tag war ein rechter Werktag, an welchem fortgesetzt werden sollte, was am Dienstage begonnen war. Als Festtag zu dienen war er nicht geeignet, darum hielten die alten Germanen am Mittwoch, d. h. ihrem nach Wodan genannten Wodenstag, Godenstag, welche Benennung sich noch vielfach, auch im Holländischen und Englischen, erhalten hat, keine Hochzeit ab. Donnerstag hat seinen Namen von dem Frühling- und Gewittergott Donar, welcher bei den Chaldäern Adonis hiess. Dieser mächtige und wohlwollende Gott konnte seinen Wochentag nur zu einem Tage des Segens machen. Dem Adonis-Donar war die Jahrschöpfung hauptsächlich zu danken, und so musste der Donnerstag doch wohl ein recht guter Hochzeittag sein. Die erste Frucht, welche seine Wirkung auf die Erde hervorbrachte, war die Walderbse, und so wurden ihm zu Ehren am Donnerstage Erbsen gegessen. Der Freitag ist nach der Göttin Freya genannt, welche der Astera der Chaldäer entspricht. Sie war eine wohlwollende Göttin, aber was an ihrem Wochentage begonnen wurde, musste auch zu Ende geführt werden, weil nach der letzten Stunde des Freitag die Geister des obersten Planetengottes, des Kaivan, frei wurden und die Adonis- oder Donarwelt zu zerstören suchten. Kaivan war der Wintergott und als solcher der mächtigste Feind der Jahrschöpfung, dessen Geister leicht die unter Astera begonnenen Werke zerstören oder wenigstens unheilvoll beeinflussen konnten. Am Freitag durfte daher kein Vertrag, keine Ehe geschlossen werden und was zufällig an einem Freitage begann, wie ein Mondenjahr oder Sonnenjahr, das musste viel Unheil bringen. Kaivan, welcher am Sonnabend herrschte, hatte den obersten Planeten, Saturn, zur Wohnung. Seine Wirkung erstreckte sich also über das ganze Weltall. Als Wintergott war er der Herrscher über das feuchte Element, in welchem man sich alle Schöpfungkeime aufgelöst dachte. Die Frühjahrschöpfung ging gegen seinen Willen aus dem ihm untergeordneten Reiche hervor, und weil er diese Schöpfung zerstörte, in den Urzustand zurückführte, sagten die Griechen von dem Wintergott, den sie Kronos nannten, er fresse seine eignen Kinder auf. Im Elsass, wo sich noch viel Altgermanisches erhalten hat, sagt man, die Küchlein aus Eiern, auf welchen die Henne zuerst an einem Freitag gegessen, würden am Sonnabend von den Alten aufgefressen. Weil Kaivan ein Feind der Adoniswelt war, musste an seinem Tage geruht werden, und die Chaldäer nannten diesen Tag Sabatuv, Ruhetag, womit unser Sonnabend, Sonnenabend, d. h. Sonnenruhezeit, nicht Abend vor dem Sonntag, wie vielfach, auch von Simrock, irrtümlich angenommen wird, übereinstimmt. Jedoch ist dieser Tag ein Wunschtag, ebenso wie die Zeit des Mittwinterfestes. Nicht nur Gesetze und Rechte, auch der Völkerglaube erbt sich wie eine ewige Krankheit fort.

Geduldstein, Geduldmesser.[1]

Türkisches Volkmärchen aus Anatolien, mitgeteilt von Dr. Ignaz Kúnos.

Hatte einmal eine arme Frau eine Tochter. Die Frau ging Wäsche waschen, die Maid aber beschäftigte sich daheim am Sticktischchen. Eines Tages sass sie beim Fenster und arbeitete, als ein kleiner Vogel auf das Sticktischchen hinflog und zur Maid sprach: „O Maid, o arme Maid, bei einem Toten ist dein Kismet (Schicksal, Talisman).“ Hierauf flog er von dannen. Hin war die Ruhe der Maid, und abends erzählte sie ihrer Mutter, was ihr ein Vogel gesagt habe. „Thür und Fenster schliess gut ab,“ sagte ihr die Mutter, „wenn du dich zur Arbeit hinsetzst.“

Am nächsten Morgen sperrte die Maid Thür und Fenster ab, und setzte sich dann zur Arbeit hin. Aber plötzlich prrrr . . . der Vogel sass auf dem Sticktische, „O Maid, o arme Maid, bei einem Toten ist dein Kismet!“ Und hierauf flog er von dannen. Nun erschrak die Maid noch mehr und klagte ihr Leid der Mutter. „Morgen,“ lehrte sie die Mutter, „schliess Thür und Fenster und kriech in den Schrank hinein. Zünde dir eine Kerze an und arbeite dort.“

Kaum dass ihre Mutter sich am nächsten Morgen entfernte, so sperrte die Maid alles ab, zündete eine Kerze an und verkroch sich in den Schrank. Aber kaum machte sie einige Stiche, so stand der Vogel vor ihr und . . . „O Maid, o arme Maid, bei einem Toten ist dein Kismet!“ — prrr . . . er flog davon. Die Maid wusste nun gar nicht mehr, was sie in ihrer Unruhe anfangen solle. Sie warf die Arbeit bei Seite und quälte sich mit dem Gedanken ab, was diese Worte wohl zu bedeuten haben. Ebenso war ihre Mutter daran, als sie abends die Sache erfuhr; am nächsten Tage blieb sie zuhause, damit auch sie den Vogel sehe. Aber wer da nicht mehr kam, das war eben der Vogel. Ihre Ruhe war dahin. Sie rührten sich nicht mehr aus der Stube und hofften fortwährend, dass der Vogel vielleicht doch käme. Eines Tages kamen die Nachbarmädchen zu ihnen auf Besuch und baten die Frau, sie möge ihre Tochter mit ihnen ins Freie lassen. Sie wollten hinaus aufs Feld gehen, um sich dort zu unterhalten, damit die Maid ihren Kummer vergesse. Die Frau getraute sich nicht, sie davonzulassen, aber sie versprachen ihr die Tochter zu besorgen, und versicherten, dass sie sie nicht aus den Augen verlieren wollten; schliesslich gewährte die Frau ihren Bitten.

Die Mädchen gingen hinaus auf das Feld, tanzten und scherzten bis die Sonne unterging. Auf dem Rückwege blieben sie bei einer Quelle stehen und tranken Wasser. Die Tochter der armen Frau

[1]) Der türkische Originaltext befindet sich in meiner von der ungarischen Akademie der Wissensch. unter magyarischem Titel herausgegebenen Sammlung: „Oszman-török népköltési gyüjtemény“ (1893; I. 213. Vgl. „Am Urquell“ IV. S. 21; III. S. 79). In dieser Sammlung stehen nur türkische Texte ohne Uebersetzung in irgend eine Sprache.

Das Märchen deckt sich inhaltlich mit der Einkleidung von Basiles Pentamerone. Anm. d. Red.

trat auch zur Quelle, und als sie trank, erhob sich zwischen ihr und den Mädchen eine hohe Mauer. Das war aber eine Mauer, wie solche noch nie ein Auge gesehen. Kein Ton kann über sie dringen, so hoch ist sie; kein Mensch kann auf ihre drübrige Seite gelangen, so breit ist sie. O, wie die vielen Mädchen darob erschraken! Entstand da ein Weinen, Klagen, Durcheinanderlaufen, eine Verzweiflung, was nun mit der armen Maid geschehen werde, was mit der armen Mutter! „Hab ich es nicht gesagt,“ rief die eine, „dass wir sie nicht mit uns rufen sollen!“ — „Was sollen wir jetzt ihrer Mutter sagen!“ klagte die andere, „wie soll ich ihr vor die Augen treten!“ — „Diese ist schuld daran, jene ist schuld daran; du hast sie gerufen; nein, du hast sie gerufen,“ also stritten sie sich und blickten die hohe Mauer an. Die Mutter erwartete indessen ihre Tochter; sie stand im Tore und harrte der Kommenden. Da kamen die Mädchen laut weinend heran und getrauten sich kaum der Frau zu sagen, was mit ihrer Tochter geschehen sei. Die Frau lief hin zur grossen Mauer, — und diesseits die Mutter, jenseits die Tochter, so weinen und klagen sie.

Vom Weinen erschöpft, schlief die Maid ein, und als sie am Morgen erwachte, so erblickte sie eine grosse Thüre in der Mauer. Sie öffnete sie und da stand ein so schönes Seraj jenseits der Thüre, wie sie ein solches nicht einmal im Traume je gesehen hatte. Sie trat in die Vorhalle ein und erblickte an der Wand etwa 40 Schlüssel. Sie nahm sie herab und schloss die Zimmer der Reihe nach auf, und sah in dem einen Silber, im anderen Gold, im dritten Diamanten, im vierten Smaragd, kurz, in einem jeden eine andere Art von Edelgestein, so dass ihre Augen vom Glanze beinahe geblendet wurden. Sie trat nun in das vierzigste Zimmer ein; dort lag ein schöner Bej aufgebahrt, neben ihm ein Perlenfächer, auf seiner Brust ein beschriebenes Papier. „Der mich 40 Tage lang fächelnde, neben mir betende Mensch findet seinen Kismet!“ Dies stand auf dem Papier geschrieben. Der Maid fiel der kleine Vogel ein, und nun war sie überzeugt, dass ihr Kismet sich bei einem Toten befinde. Sie wusch sich also zum Gebet und mit dem Fächer in der Hand, setzte sie sich neben den Bej nieder. Tag und Nacht fächelte sie ihn und betete, bis der vierzigste Tag erschien. Am Morgen des letzten Tages blickte sie ein Weilchen zum Fenster hinaus und bemerkte dabei eine arabische Maid vor dem Palaste stehen. Sie rief sie auf einen Augenblick herauf, damit sie neben dem Bej bete, während sie selbst sich waschen und in Ordnung bringen wollte, um den erwachenden Bej, den Kismet ihres Lebens, empfangen zu können. Die Araberin blieb also beim Bej und las das Papier. Während die Maid unten im Hofe weilte, erwachte der Jüngling; er blickte um sich und kaum bemerkte er die Schwarze, so umarmte er sie und nannte sie seine Gattin. Die arme Maid traute kaum ihren Augen, als sie in die Stube eintrat. Aber erst, als die arabische Magd sie also anfuhr: „Ich, die Sultantochter, schäme mich nicht, so angekleidet zu gehen, und diese Dienstmagd da wagt geputzt vor mir zu er-

scheinen!“ Sie jagte sie aus der Stube hinaus und schickte sie in die Küche. Dem Bej fiel die Sache auf, aber er konnte nichts sagen; die Araberin war seine Gattin, die andere — die kochte in der Küche . . . .

Das Bejram-Fest nahte und wie es zu dieser Zeit üblich ist, so wollte der Bej sein Hausvolk beschenken. Er ging also zur Araberin und fragte sie, was er ihr zum Bejram-Fest bringen solle. Die Araberin wünschte sich ein solches Gewand, das weder Nadel gestochen, noch Scheere geschnitten habe. Dann ging er in die Küche hinab und fragte die Maid, was sie haben wolle. „Geduldstein gelbgefärbt, Geduldmesser braungestielt, diese beiden bringe mir,“ sagte die Maid. Der Bej zog von dannen, kaufte der Araberin das Gewand, aber den Geduldstein und das Geduldmesser konnte er nirgends finden. Was sollte er machen; er kehrte nicht zurück, sondern bestieg ein Schiff.

Als das Schiff den halben Weg zurückgelegt hatte, blieb es plötzlich stehen und bewegte sich weder vorwärts, noch rückwärts. Der Kapitän erschrak und teilte den Reisenden mit, dass sich auf dem Schiffe ein Mensch befinden müsse, der sein Wort nicht gehalten habe, deshalb könnten sie nicht weiterfahren. Da trat der Bej hervor und sagte, dass er einmal sein Wort nicht gehalten habe. Man setzte den Bej ans Meergestade, damit er vorher sein Versprechen einlöse und dann erst aufs Schiff zurückkehre. Er blieb vor einer grossen Quelle stehen, kaum aber lehnte er sich an einen Stein da an, so stand der grosslippige Araber [1]) vor ihm und fragte nach seinem Begehren. „Geduldstein gelbgefärbt, Geduldmesser braungestielt!“ sagte der Bej und im Nu befanden sich diese Sachen in seiner Hand. Er kehrte nun zum Feste heim; seiner Gattin gab er das Gewand, den Stein und das Messer aber der Maid. Neugierig, was die Maid mit diesen Sachen anfangen werde, schlich er sich abends in die Küche hinab.

Als der Abend hereinbrach, nahm die Maid das Messer in ihre Hand, legte den Stein vor sich hin und begann ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Sie erzählte, was drei Mal ein Vöglein ihr gesagt habe und in welch’ grosser Angst sie und ihre Mutter gewesen seien. Und wie nun auf den Stein hinblickte, so begann er anzuschwellen, seine gelbe Farbe brodelte und er fauchte, als ob Leben in ihm wäre. Die Maid erzählte nun weiter, dass sie sich in den Palast des Bej verirrt, 40 Tage neben ihm gebetet habe und schliesslich das Beten der Araberin überlassen, um sich zu waschen. Der Stein schwoll noch mehr an, brodelte und schäumte, als ob er platzen wollte. Die Maid aber erzählte weiter, dass die Araberin sie betrogen habe, und nun die Gattin des Bej sei. Als ob der Stein ein Herz hätte, so brodelte und schwoll er an, und zerplatzte. Da ergriff die Maid das Messer und rief: „O, du gelber Geduldstein; du bist ein Stein und konntest es doch nicht ertragen, und ich, eine schwache Maid soll es ertragen!“ Sie ergriff das Messer und wollte sich erstechen,

---

[1]) Ein Riese der türkischen Märchen, der Hilfbedürftigen beisteht.

aber der Bej sprang herzu, ergriff ihre Hand und sprach: „Du bist mein rechter Kismet!“ Er führte sie an den Platz der Araberin, die er sofort töten liess, die Mutter der Maid ward aber herbeigeholt, und so leben sie denn in Glückseligkeit. Ein Vöglein fliegt bisweilen ans Fenster des Seraj und singt fröhlich: „O Maid, o glückliche Maid, du hast deinen Kismet gefunden!“ . . .

Alltagglauben und volktümliche Heilkunde galizischer Juden.

Von Benjamin Wolf Schiffer.

201) Zur Zeit der Pest werden folgende Praktiken empfohlen: Man befestige an Tor und Thür eines jeden Hauses Zettel, auf denen (vorgebliche) Engelnamen sich befinden. (Derartige Zettel [Kameoth vom lat. cammea] befinden sich meist als Erbstück in manchen Familien, werden aber auch noch heutzutage von so manchem „guten Juden“ [Wunderrabbi] ausgefertigt; beim zunehmenden „Unglauben“ der heutigen Zeit wird diesen letzteren jedoch weit weniger Wirkungkraft zugetraut, als den erstern; „Kameoth“ werden auch anderweitig zu Heilzwecken benutzt; meist werden sie an einem Bande am Halse getragen.) 202) Zur Zeit einer Epidemie öffne man Nachts die Thüre erst wenn der draussen Stehende dreimal geklopft hat. 203) Thüren und Fenster müssen des Nachts geschlossen bleiben, aber auch bei Tag nur ein wenig geöffnet werden. 204) Man trage auf dem Herzen einen Schlüssel an einem roten Bande. 205) Wenn in einer Stadt, wo eine Epidemie wütet, der „Schamas“ (Synagogendiener) stirbt, so hört die Pest auf, da jener gleichsam als Opfer für die Zurückbleibenden dahingerafft wurde. (Von dem Brauche, zur Zeit einerEpidemie armen Brautpaaren auf dem Friedhofe Hochzeit zu machen, handelte ich in dem Aufsatze „Aus einem heb. Buche“, der im V. Bande des Urquells erscheint.) 206) Man trage in der Tasche ein Haupt Knoblauch oder auch ein Stück Brod mit Knoblauch eingerieben. 207) Man esse früh morgens einige Schnitte Möhre. 208) Man vermeide es womöglich von der Pest zu sprechen. 209) Aus dem Talmud stammt die Verhaltungmassregel, zur Zeit der Pest nicht inmitten der Strasse, sondern an der Seite zu gehen, da der Todengel in der Mitte mächtig einherschreitet. 210) Zur Beförderung der Menstruation esse die Leidende Brod mit Honig bestrichen. 211) Das Wasser, worin das Fleisch vor der rituellen Zubereitung geweicht wurde, um daraus alles Blut zu entfernen, darf eine Menstruirende nicht ausschütten, da sie sich dann nicht reinigen kann. 212) Menstruirende dürfen eine Monatrose nicht berühren, da diese davon welken muss. 213) Gegen zu starkes Menstruiren wasche die Frau ihr eigenes Hemde mit einem intimen Nachtgewande des Mannes zusammen. 214) Oder die Frau stelle sich über eine Grube mit gelöschtem Kalk, während dieser siedet. 215) Oder sie trinke Wasser, worin Hirse gewaschen und dann Asche ge-

kocht wurde. 216) Nachts darf eine Frau den Kehricht nicht hinauswerfen, da sie davon gleich in derselben Nacht die Katamenien bekommt. 217) Bei einer schweren Niederkunft wird das „Schofar“ (Horn, am Neujahrfeste als Posaune gebraucht) geblasen. 218) Der Mann der Gebärenden nehme seinen Mund voll Wasser und tröpfle davon in den Mund der Frau. 219) Man öffnet in der Stunde einer Geburt alles Verschliessbare im Hause, löst alle Knoten und auch die Zöpfe der Mädchen. 220) Will eine Frau Kinder gebären, so fahre sie in Begleitung des Mannes nach einer fremden Stadt und nehme dort das rituelle Bad. 221) Will man erraten, ob die Frucht einer Schwangeren ein Knabe oder ein Mädchen sein wird, so rufe man ihr zu, wenn sie nichts ahnt: deine Hand ist schmutzig; besieht sie zuerst die äussere Handfläche, so wird es ein Knabe, besieht sie aber zuerst die innere Handfläche, so wird es ein Mädchen sein. 222) Gegen Fieber gibt man dem Leidenden Mandeln zu verzehren, auf denen man einen Zauberspruch geschrieben hat. 223) Wenn man den Fieberkranken plötzlich mit einer Kanne Wasser überschüttet, so schwindet das Übel. 224) Der Fiebernde verzehre diejenige Speise, die ihm am meisten zu essen widerstrebt. 225) Der Fiebernde werfe eine Laus mit einem Haar aus seinem Körper umwickelt weit fort und das Übel verlässt ihn. 226) Bauern, die an Fieber leiden, stehlen häufig von den Pfosten jüdischer Häuser die „M'susoth“ (Pergamentstreifen, einige Bibelstellen enthaltend), die sie dann im Wasser kochen; das Wasser wird als Heilmittel getrunken. 227) Frauen, die an lange dauerndem Fieber (dem sog. „Reviith“) leiden, trinken das Wasser, womit die „Kohanim“ (= Priester, angebliche Nachkommen Aharons, die an hohen Festtagen noch heute den Segen über das Volk in der Synagoge sprechen), bevor sie ihre Funktion ausüben, sich die Hände gewaschen. 228) Gegen Epilepsie: man zerreisse über dem Kranken eine schwarze Henne. 229) Man schlachte einen Hahn, haue ihm dann den Kopf an der Schwelle einer Scheune ab, und begrabe ihn; mit der Verwesung des Fleisches tritt die Genesung des Epileptikers ein. 230) Der Kranke trinke neun Tage hintereinander früh morgens, bevor er Speise zu sich nimmt, ein Glas Branntwein, und soviel er einmal eingeschüttet, soviel trinke er mit einem Zuge aus. 231) Übelkeiten, die von salzigem Schweiss begleitet sind, rühren vom „bösen Blick“ her. 232) Zuweilen kann sogar ein Wohlwollender durch „bösen Blick“ schaden; dann belecke er den Betroffenen und die Übelkeiten schwinden. 233) Einem vom „bösen Blick“ Betroffenen mögen drei „Erstgeborene“ (Bechôrim) zu je dreimal anspeien, so wird das Leiden verschwinden.

Volkglaube galizischer Juden.

Von Benjamin Benczer.

1) Es ist ein böses Vorzeichen, wenn man jemandem des morgens, oder wenn er im Begriffe ist, ein Vorhaben auszuführen, mit leeren

Kannen begegnet. 2) Isst man das Hirn eines Tieres, so bekommt man davon ein schlechtes Gedächtnis. 3) Am Kleide, das man am Leibe hat, darf nicht genäht werden, sonst wird der „Sechel (Verstand) vernäht"; dem Uebel wird vorgebeugt, wenn man während des Nähens an einem Stück Brod oder einem Zwirn kaut. 4) Das Herz einer Kuh (?) darf man nicht verzehren, da man davon böswillig wird. 5) Ueber ein kleines Kind darf man nicht hinwegschreiten, noch es durch ein Fenster bringen, da es dadurch nicht wachsen kann. Dem Uebel wird abgeholfen, indem man über das Kind wieder zurückschreitet, oder es durchs Fenster wieder zurücknimmt. 6) Wenn ein Kind gähnt, so spucke man ihm dreimal ins Mündchen; dadurch verhütet man einen „bösen Blick." 7) Wer in einem Schuh und einem Strumpf herumgeht, dem stirbt die Braut. 8) Wer beim Kartenspielen schwarzes Brod isst, der hat kein Glück im Spiel. 9) Nach der Malzeit verstecke man das Messer unter das Tischtuch, da sonst Brodmangel kommt. 10) Mit einem Handtuch decke man nicht zu Tische, da davon ebenfalls Armut kommt. 11) Erschrickt ein Kind, so zerreisse man sein Hemdchen von unten hinauf, spucke dreimal aus und hauche das Kind dreimal an. 12) Schluchzen beweist, dass jemand unser in diesem Augenblicke gedenkt. 13) Juckt es dich in der rechten Handfläche, so wirst du Geld zählen. 14) Wenn man auf brennende Kohlen spuckt, so bekommt man Blattern an der Zunge. 15) Wenn dir das Brod aus dem Munde oder auch aus der Hand fällt, so hungert deine Braut in diesem Augenblick. 16) Wenn sich die Thüre von selbst öffnet, oder wenn brennende Kohlen aus dem Ofen fallen, so sind Gäste zu erwarten. 17) Wenn sich die Katze wäscht, so kommt Regen. 18) Es ist ein böses Vorzeichen, wenn das Butterbrod auf die angestrichene Seite fällt. 19) Ein Mädchen unterbreche das Fegen des Zimmers nicht, da sie sonst der Bräutigam verlassen wird. 20) Wenn Braut oder Bräutigam naschhaft sind, so regnet es auf der Hochzeit.

Stryj.

Deutsches Volklied aus Südungarn.

Es wuchsen zwei Rosen, zwei Rosen
Im Garten beisammen;
Die eine ein stolzer Ritter,
Die ander ein Jüngling nahm.

„O Ritter, o stolzer Ritter,
Wär' worden gerne dein Weib,
Doch ein anderer, ein anderer
Hat geliebet mein Leib!

O Ritter, o stolzer Ritter,
O schlugest du ihn tot!
Wir schliefen beisammen, beisammen,
Bis zum Morgenrot! . . .

O Ritter, stolzer Ritter,
Wir hätten einander so lieb;
Das wär uns ein Leben, ein Leben,
Das Herz wär uns nimmer trüb!" . . .

O wehe, o wehe du Ritter,
Du schlügest den Jüngling tot;
Verblüht sind die Rosen, die beiden,
Gestorben im Abendrot.

Der Ritter, der Ritter, der arme
Im Kloster lest er die Mess':
„Gott Vater im Himmel, im Himmel,
Meiner Sünden, meiner Sünden vergess'!"

Aus Temering.

A. Fanny Dörfler.

Bei plötzlicher Stille in der Gesellschaft.

Von A. Treichel.

Geschieht es in einem Vortrage, dass Jemand stecken bleibt, so heisst es, die Katze sei ihm mit dem Ende weggerannt, fortgelaufen (Fr. R. A. I. 1925). Ist aber in der Unterhaltung der Gedanke augenblicklich verloren gegangen, so gilt es als ein Lückenbüsser, dass der Betreffende, wie zur Entschuldigung und auch sogleich zur Verteidigung, selbst spricht: Was ich sagen wollte und ist doch nicht gelogen! oder plattdeutsch: Wat öck segge wull, öss ok nich gelage! (Fr. I. 3195), zudem es Volkglauben ist, dass Derjenige bereits am selben Tage gelogen habe, der sich plötzlich auf das, was er sagen wollte, nicht mehr besinnen kann. Kann man nicht auf eine Sache kommen, so heisst's: es schwebt mir auf der Zunge, oder: ich hab's auf der Zunge; aber ich kann's nicht von mir geben! Trifft es sich aber, dass in einer mehr oder minder grossen Gesellschaft die Unterhaltung allseitig stille steht und das laute Wort im Hin und Her sich plötzlich in allgemeines Schweigen verwandelt, dann hat man sofort einige Redensarten zur Bezeichnung dieses Zustandes bei der Hand, welche meist von als selten angesehenen Ereignissen hergeleitet werden oder vom ruhigen stillen Wetter ihren Ausgang nehmen. Für die Zeitungen ist es die Zeit der Seeschlangen oder auch die Sauregurkenzeit in der Politik.

1. Es fliegt (geht) ein Engel durch's Zimmer! wozu manchmal Jemand scherzhaft hinzufügt: „und dieser Engel bin ich!“
2. Ein Jude wird Christ.
3. Ein Lieutenant wird selig.
4. Ein Offizier bezahlt seine Schulden.
5. Ein Student legt (trägt) einen Pfennig in die Sparkasse.
6. Jetzt ist gut, Hafer zu säen! weil dieser leichtes Korn hat und bei Handsaat und bei Sturm zu weit und durcheinander verstreut werden würde.
7. Dobrze mak siać! Gut, Mohn zu säen! weil das Mohnkorn sehr leicht ist und nur bei ganz stillem Wetter zu säen angeht.
8. Tut man zur unrechten Zeit den Mund auf, so heisst es polnisch: „Wyrwał się jak Filip z konopi“, er platzte heraus, wie Philipp aus Hanf. Vielleicht ist Konopia auch als Ortname zu fassen.
9. Man sagt auch, dass derjenige, der alsdann zuerst das Wort ergreife, gemeinhin eine Dummheit vorbringe.

Zum „Bahrrecht“.

Eine Umfrage von R. Sprenger.

I. Anno 1585 befand sich unweit Wiens ein Edelmann auf fröhlicher Jagd, als er plötzlich auf mehrere blendend weisse Gegenstände aufmerksam wurde, die sein treuer Hund soeben aus der Erde gescharrt hatte. Er erkannte darin bei näherem Zusehen menschliche

Knochen und er nahm diese als Zugabe zur Ausbeute vom Waidwerk mit heim, wo er sie einem Schwertfeger in Arbeit gab, damit dieser ihm aus ihnen einen Griff zu seinem Hirschfänger fertige. Aber kaum hatte der Handwerkmann das Gebein berührt, als es zu bluten begann. Darob entsetzte sich letzterer, Trübsinn überkam ihn und er gestand, es seien die Ueberreste eines Kameraden, den er einstmals als Wandergesell erschlagen und dort vergraben habe.

Abraham a Sct. Clara, Judas der Erzschelm I 277.

II. An einem alten Hause zu Berlin, das einem gewissen Wolf gehörte und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts abgebrochen und frisch aufgeführt wurde, sollen drei unauslöschliche Bluttropfen sichtbar gewesen sein. Man leitete sie auf ein Mädchen zurück, die, seitens eines mit seinen Zudringlichkeiten von ihr abgewiesenen Bösewichts des Diebstahls beschuldigt, hingerichtet worden sei. Der Veranlasser dieses Justizmordes wollte die Spur wegkratzen; als es nicht gelang, packte ihn die Reue und er stürzte sich selbst zum Fenster hinunter.

Vgl. Ziehnert, Preussens Volksagen, I. Nr. 3.

III. Eine verwandte Schweizer Sage soll in der belletristischen Zeitschrift „Alpenrosen“, 1838, S. 131, mitgeteilt sein. Mir ist augenblicklich dieser Jahrgang nicht zugänglich; vielleicht einem der Leser.

München. Ludwig Fränkel.

Englischer Volkglaube.

Aus Macaulay's History of England.

Im 25. Kapitel seiner Geschichte von England (Tauchnitz edit. X. Bd., S. 6) berichtet Lord Macaulay über einen Prozess vom Jahre 1699, in welchem Spencer Cowper mit zwei Genossen angeschuldigt wurde, ein junges Mädchen ertränkt zu haben, folgendes: „The case against the prisoners restet chiefly on the vulgar error that a human body, found, as this poor girl's body had been found, floating in water, must have been thrown into the water while still alive.“ Während ich zu diesem englischen Seemannglauben eine deutsche Parallele nicht kenne, ist ein anderer in diesem Prozesse erwähnter Glaube noch jetzt an der deutschen Nordseeküste lebendig. Macaulay berichtet nämlich über den Verlauf des Prozesses weiter: The attempt of the prosecutors to make the superstitions of the forecastle evidence for the purpose of taking away the lives of men was treated by these philosophers (die hinzugezogenen Sachverständigen) with just disdain. The stupid judge asked Garth (ein berühmter Londoner Arzt), what he could say in answer to the testimony of the seamen. „My Lord“, replied Garth. „I say that they are mistaken. I will find seamen in abundance to swear that they have known whistling raise the wind. Vgl. Adolf Wuttke, Der deutsche Volkaberglaube der Gegenwart. 2. Bearbeitung. Berlin 1869. § 452: ‚Wenn man pfeift, entsteht Sturm oder Wind (Oldenburg).‘“

Dagegen ist in Norddeutschland der Glaube allgemein verbreitet, dass die Leichen Ertrunkener nach neun Tagen an die Oberfläche kommen; vergl. Wuttke § 741.

Aus dem 18. Jahrhundert. Die von Joseph Addison in seinem gleichnamigen Essay verspotteten „Household Superstitions“ finden sich säntlich auch in Deutschland und sind aus Wuttkes Deutschen Volkaberglauben der Gegenwart, 2. Bearbeitung, Berlin 1869, zu belegen. Es sind folgende:

1. Kinder dürfen an einem Donnerstag nicht zum erstenmal in die Schule geschickt werden. Vergl. Wuttke § 70.

2. Es bedeutet Unglück, wenn man bei Tische Salz verschüttet. Vergl. Wuttke § 291, 293 und besonders § 459.

3. Messer und Gabel darf man nach dem Essen nicht kreuzweise legen. Vergl. Wuttke § 460, der denselben Glauben in Deutsch-Böhmen nachweist.

4. Der in Deutschland allgemein verbreitete, übrigens uralte und schon in den Veden erscheinende Glaube von der Todbedeutung des Eulenrufs. Vergl. Wuttke § 274 und Ur-Quell I, S. 7, 73 und 124.

5. Der in Deutschland weniger verbreitete, doch von Wuttke § 283 auch in Nord- und Mitteldeutschland nachgewiesene Glaube, dass das Zirpen eines Heimchens in der Stube den Tod eines Familiengliedes bezeichnet.

6. Wenn dreizehn Personen bei Tische sitzen, so stirbt eine davon in demselben Jahre. Ueber diesen in Norddeutschland allgemein verbreiteten Volkglauben vergl. Wuttke § 293.

Northeim. R. Sprenger.

Schleswig-Holsteinische Haus- und Zaubermittel.

Von H. Volksmann.

Augen, schlimme. Man nehme Regenwürmer (Dauwürm), tue sie in ein Mixturglas und lasse sie so lange darin liegen, bis sie eine flüssige Masse, Wurmöl genannt, bilden; und schmiere damit die Augen. Schlimme eiternde Augen benetzt man auch mit Speichel und mit Fenstertau (Finsterswêt). Ein Knabe hatte einst das Unglück, sehr gefährlich zu fallen, so dass seine Augen tagelang vollständig geschlossen waren. Die alte Grossmutter sass stets an seinem Bette und leckte ihm alle Augenblick die Augen aus, bis sie sich endlich öffneten. Dithm. Am Pfingstmorgen vor Sonnenaufgang stillschweigend Wasser aus einem stillstehenden Gewässer schöpfen und aufbewahren, dient gegen schlimme Augen und ähnliche Uebel. Stadt Schleswig. Die blaue Kornblume (Centarea cyanus L.) in fliessendem Wasser gekocht, giebt ein vortreffliches Augenwasser. Dänischer Wohld. Märzschnee gilt gleichfalls als gutes Mittel gegen schlimme Augen. In Dithmarschen. Das Taufwasser aufbewahrt wird nicht riechen und leistet gute Dienste gegen schlimme Augen.

Flechten. Man nehme eine Düte voll Asche, und davon dann so viel als man zwischen zwei Finger halten kann, bestreiche damit die Flechte, werfe die Asche stillschweigend in ein fliessendes Wasser und dann spreche man:

Fledderesch un Flecht, de gung'n åwert Steg;
de Fledderesch keem wedder, de Flech bleev weg. Feddring.

Man gehe morgens vor Sonnenaufgang zu einer Weide, fasse sie bei den Zweigen und spreche: De Wiechel gewinnt, de Flech'n verswinnt. Geg. von Lunden. Die Flechten bestreicht man mit einer Totenhand. Sehestedt. Flechten heilt man mit Weidensaft und Papieröl. Das Papieröl wird auf folgende Weise hergestellt: Man nimmt einen Bogen weisses Papier, rollt ihn zusammen, so dass an dem einen Ende eine Spitze entsteht. Die Rolle legt man auf einen weissen Teller, zündet das weite Ende an und lässt die Rolle langsam verbrennen. An dem spitzen Ende entsteht dann auf dem Teller eine kleine Menge braunes Oel (Kreosot) und damit benetzt man dann die Flechte.[1]) Ueber weitere Mittel gegen Flechten vrgl. man Müllenhoff, S. 513 u. Handelmann, antiquarische Micellen S. 381.

Frost. Frostbeulen bestreicht man mit Petroleum oder mit Terpentin, das zieht aus. Ein Baden in Kartoffelwasser, d. h. in solchem Wasser, worin Kartoffeln gekocht worden sind, leistet dieselben Dienste; desgleichen ein Umschlag von Pferdemist. Sind die Hände vom Frost dick aufgeschwollen, so trage man darüber einen Handschuh, der mit Kreide ausgestreut ist.

Halsbräune. Ein Schwalbennest wird gekocht und um den Hals gebunden; es hilft gegen die Bräune. Stapelholm. Alb. Magnus IV, S. 46 empfiehlt ein Schwalbennest in Wein gesotten und dem Kranken um den Hals geschlagen.

Englische Krankheit. Man nehme eine Mulde, schneide drei grüne Soden, lege die in die Mulde und setze diese unter einen vierbeinigen Tisch. Dann ziehe man das kranke Kind nackend aus, lege es auf die Hände und hole es dreimal stillschweigend unter dem Tisch durch mit der Sonne herum, so dass das Kind rücklings über die Soden kommt. Drei Freitage nach einander zu geschehen. (Wichtiges Mittel der verstorbenen Gliedersetzerin Frau Kählert zu Schwienhusen). — Mit einer Handvoll Hafer bestreiche man das kranke Kind, säe den Hafer dann an einem heimlichen Ort; und sobald der Hafer dann wächst, ist auch die Krankheit verschwunden. (Drage in Stapelholm).

Krämpfe. Aufbewahrtes Taufwasser wird gegen Krämpfe eingegeben. Der Urin des Kranken in einer Medizinflasche einer Leiche in den Sarg gelegt, heilt Krämpfe. Mein Neffe litt als kleiner Knabe an Krämpfen. Von seinem Urin ward etwas einer Leiche mitgegeben; seitdem blieben die Krämpfe fort. Einem Stück Federvieh eine Feder ausreissen, sie dann anzünden und dem, der in Krämpfen liegt,

[1]) In Slavonien steckt man dem Ohrleidenden die Spitze ins wehe Ohr und brennt das Papier an. Anm. d. Red.

unter die Nase halten, so dass der Rauch in sie hineinzieht. Man nehme Kellerasseln (Porcellio scaber) pl. Holtkatten, lasse sie in Rotwein totlaufen und gebe den Wein nach und nach dem Kranken zu trinken. Ist ein Kind mit Krämpfen behaftet, so ziehe ihm ein altes Hemd an, und wenn es dann in Krämpfen liegt, reisse man einen Lappen davon ab, verbrenne ihn zu Pulver und gebe dem Kinde davon ein. Gegen Krämpfe benutzt man auch den Saft von Aloe arborescens Mill. und Armsünderblut. Von einem silbernen Erblöffel schabe man etwas ab und gebe es dem Kranken ein. Kr. Eckernförde. Handelmann, Miscelle 384. Albertus Magnus empfiehlt gegen den Krampf einen Zettel mit den Worten

EDOAE+VEOAEP+BEOAEV+.

Nesselsucht (Nettelsucht). Dagegen wird Thee von der krausen Brennnessel angewandt, und behauptet, dass alle ärztlichen Mittel nichts geholfen, sobald man indess Brennnesselthee getrunken, sei die Krankheit geschwunden. Geg. von Lunden.

Schnupfen (plattd. Snåf, Snûf). Man nehme von dem Auswurf der Nase und beschmiere damit einen Thürdrücker; so nimmt derjenige den Schnupfen an sich, der zuerst den Drücker mit der Hand berührt. Gegend von Lunden.

Schwämmchen. Gegen die Schwämmchen (dithm. Spröi), von denen das Volk behauptet, dass jeder Mensch sie einmal haben müsse, und wer sie nicht als kleines Kind gehabt, bekäme sie auf dem Sterbebette; wendet man Safran, auch Salbei (Salvia officinalis) plattd. Krüserfie an.

Schwindsucht. Luftröhre und Lungenflügel von einem Kalb, ein weisses Taschentuch mit drei Blutflecken, eine Kalmuswurzel und ein Billet zum Bötelkonzert nachts auf einem Nachbarhofe stillschweigend vergraben hilft gegen Schwindsucht. So geschehen laut Bericht der Itzehoer Nachrichten vor etlichen Jahren bei Glücksburg. — Wer die Schwindsucht hat, trinke vom eigenen Urin[1]); das hilft sicher. Der Rat ward mir noch im Jahre 1889, als meine sel. Frau an der Schwindsucht danieder lag, von einer geb. Eiderstedter erteilt. Tierblut trinken heilt die Schwindsucht gleichfalls, heisst es in Dithmarschen. In Stapelholm heisst es, man müsse gegen die Schwindsucht Thee von der krausen Brennnessel (Urtica urens), für welche Pflanze ich auch den volktümlichen Namen Kåternettel hörte, trinken. Gegen Schwindsucht braucht man auch Scheidewasser (Schêlwater). Man nimmt zuerst einen Tropfen, dann drei und so fort bis, wenn ich nicht irre, 21 Tropfen und dann wieder rückwärts gehend bis 1. Ditmarschen, Stapelholm. Der Saft von Aloë arborescens Mill. gilt allgemein als Heilmittel gegen die Schwindsucht (vrgl. Urdsbr. V, 15).

Windbauch. 1. Mit diesem Him(p)-pamp benehme ich diesen Windfang. J. N. 2. Man nehme eine leinene Schürze, hänge sie dem Tiere über den Kopf, ziehe die Schürze dann vom Kopfe

[1]) Empfiehlt Albertus Magnus II, S. 53 auch.

herunter und spreche: Im Namen des Vaters. Hänge sie zum zweiten Male über den Kopf, ziehe sie herunter und spreche: Im Namen des Sohnes. Dann tue man dasselbe zum dritten Male und spreche: Im Namen des heil. Geistes. Mitgeteilt von F. Ch. Kählert.

Wunden. Schneidet man sich mit einem Messer oder verwundet sich an einem Nagel, so lege man das Messer oder den Nagel in Tran, und der Schmerz ist sofort vorüber. Gegend von Lunden. Tritt man sich einen Nagel in den Fuss, so bestreiche man den Nagel mit Fett und lege ihn an einen Platz, wo weder Sonne noch Mond scheint, und die Wunde wird nicht schlimm (verfüllt sick ni). Gegend von Wesselburen.

Totengebräuche.

(Aus der Gegend von Friedland, Neustadtl und Dittersbach in Böhmen.)

A. Zeichen und Vorbedeutungen. 1. Käutzchen oder Eulenschrei bedeutet eine Leiche in dem Hause bei dem sie sitzt. Vergl. Ur-Quell I, S. 7, 73, 124.

2. Hört man in der Nacht die Totenuhr, stirbt bald jemand im Hause. Vergl. Ur-Quell I, S. 7.

3. Wenn am heiligen Christ-Abend das Licht im Zimmer angezündet wird, giebt jedes acht, ob er an seinen Schatten den Kopf hat. Derjenige, dessen Schatten keinen Kopf aufweist, stirbt dieses laufende Jahr.

An das sogenannte Onzeichen oder Totansagen wird fest geglaubt. Wenn nämlich eine Person aus der Verwandtschaft gestorben, oder im Sterben liegt, so entsteht in einer der verwandten Familien ein Lärm, ein Poltern, oder es klopft an's Fenster, die Thür geht auf und wird wieder zugeschlagen, oder es klirrt, als ob 1000 Gläser zerbrächen.

Eine befreundete Person erzählte mir, dass sie ruhig in der Dämmerung am Fenster gesessen, während ihre Tante schwer krank lag, plötzlich ging die Thür mit Gekrach auf und die Kranke rief, schau das schöne Kind, wie's die schwarze Kugel hereinrollt; meine Freundin sah nichts, die Thür flog wieder zu, und wie auch meine Freundin nachschaute, es war niemand zu sehen, der wohl die Thür hätte öffnen können. Eine halbe Stunde später starb die Tante. An das „Onseun“ (Ansagen) glaubt man fest.

Tritt bei einer Leiche die Totenstarre nicht ein, stirbt bald ein's aus der Verwandtschaft nach. Vergl. Ur-Quell I, S. 9.

Wenn die Sterbeglocke geläutet wird, und es schlägt die Turmuhr dazwischen, läutet es sehr bald wieder.

Wenn ein Kranker für tot gesagt wird, wird er bald wieder gesund. Vergl. Ur-Quell I, S. 9.

Bei der letzten Oelung muss man Acht geben, wenn die Kerzen ausgelöscht werden, wo der Rauch hinzieht. Zieht er in's Zimmer

herein, wird der Kranke gesund, folgt der Rauch dem Geistlichen hinaus, stirbt der Kranke. Vergl. Ur-Quell I, S. 9.

Liegt jemand im Sterben, darf er nicht aufgeschrien werden. Vergl. Ur-Quell I, S. 10.

Es wird dort gesagt, dass es viele Sagen darüber giebt; es sind aber keine Sagen, sondern Wahrheiten, und die armen aufgestörten Sterbenden müssen oft noch tagelang leiden.

Früher war es Brauch, dass die Sterbeglocke geläutet wurde, so lange der Kranke im Sterben lag, das hat jetzt aufgehört. Es lag einst ein Bürgermeisters Sohn im Verscheiden und man läutete die Sterbeglocke. Er hörte es noch und seufzte: o wie bitter ist der Tod. Seither wird die Glocke erst geläutet nach dem Verscheiden.

Ueber das Sarglegen. In der Gegend von Friedland und Neustadtl in Böhmen: Ist die Leiche kalt, wird sie auf den Strohsack gelegt, bleibt jedoch in der Bettstatt liegen, bis der Sarg vom Tischler gebracht wird. Die Leichenfrau oder einige Freunde sargen nun die Leiche ein. Ist's eine Frau, zieht man ihr das Brautkleid an, Mädchen und ganz junge Frauen, zieht man bräutlich an. Sobald die Sterbende verschieden war, band man ihr ein Tuch um das Kinn, dass der Mund zubleibt, und drückte ihr die Augen zu.[1]) Ist's sehr heiss, werden ihr Brennnesseln aufs Gesicht gelegt bis zum Begräbnisse.

Der Kamm, womit die Leiche gekämmt wird, das Rasirmesser, die Nadeln, Bandreste, Battistreste, alles das wird mit in den Sarg gegeben. Das Leintuch nnd die Kleider, worin die oder der Kranke gestorben ist, erhält die Leichenfrau.

Wenn das Wasser vom Leichenwaschen weggeschüttet wird, so muss dasjenige, das gerade vorübergeht, bald sterben.

Die Nacht über brennt bei der Leiche eine geweihte Kerze, in Ermangelung einer solchen ein gewöhnliches Licht. M. Rösler.

Kleine Mitteilungen.

Zur Volkmedizin im Bergischen (Am Ur-Quell IV. Bd. S. 156.) Aus Quedlinburg ist mir der Aberglaube benannt, dass Priesterinnen der Venus Vulgivaga das angegebene Mitttel verwenden, um Keimen der Leibfrucht zu verhindern.

Northeim. R. Sprenger.

Totenfetische. Von einem Wiener Kaufmanne, der unseren „Ur-Quell" liest, erhielten wir folgende Mitteilung. „In Marburg machte ich die Bekanntschaft eines deutschen Mädchens aus der Friaul. Ihre Liebe war feil. Als sie ihre Börse aufschloss, zeigte sie mir einen Zahn darin. Sie habe früher ein Stück vom Schwamm mit sich herumgetragen, mit dem ihrer Mutter Leiche gewaschen worden, und stets bis dahin Glück gehabt. Als das Schwammstückchen verloren ging, verlor sie ihr Glück. Jetzt ginge es ihr wieder besser, seitdem sie den einer Leiche entnommenen Zahn mit sich in der Börse trage, doch brächte er ihr lange nicht soviel Glück, wie ehedem der Schwamm." F. S. K.

* Sehr hübsche Beiträge zur **polnischen und polnisch-deutschen Volkkunde** liefert der anziehend geschriebene Artikel von Hermann Menkes, „Die Volklieder der Oberschlesier": Der Zeitgeist. Montagbeilage zum Berliner Tageblatt, 1893, Nr. 38. L. Fränkel.

---

[1]) In Sachsen bindet man dem Toten Nussschalen auf die Augen.

Vom Büchertische.

Die „Bayreuther Blätter“ (Monatschr. hersg. v. Wolzogen) enthalten in Heft 8—9 des laufenden Jahrgangs einen von Dr. **W. Golther** verfassten Aufsatz (S. 307—319), der für alle Sagenforscher des Stoffes und seiner sorgfältigen Behandlung wegen von grossem Belange ist. „Der fliegende Holländer“ ist der Vorwurf der G.'schen Ausführungen, die sich die Aufgabe stellen, der Sage in allen erreichbaren Formen nachzugehen und das hierüber Veröffentlichte übersichtlich zu vereinigen. In letzterer Hinsicht ist zu bemerken, dass, so oft auch das Kapitel des Seemannglaubens zusammenfassend oder unter Hervorkehrung einzelner Punkte bearbeitet worden ist, gerade die Sage vom fliegenden Holländer nur selten wissenschaftlicher Erörterung unterzogen wurde. Verhältnismässig die grösste Förderung scheint Golther Gaidoz' und Rolland's Untersuchungen in der „Mélusine“ zu verdanken, die ja überhaupt der Volkkunde die wertvollsten Dienste geleistet hat und leistet. — Nachdem der „Ur-Quell“ durch Umfragen schon wiederholt schätzbares Material beigeschafft hat, regen vielleicht auch diese Zeilen zu Ergänzungen der Golther'schen Sammlung an. (Vgl. auch Ur-Quell IV, S. 134 f.) Der Verf. hat nicht nur die verschiedenen Gestaltungen der Sage selbst gewürdigt, sondern auch die allgemeineren Ueberlieferungen vom Gespenster- und Totenschiffe herangezogen, um so für das Motiv des fliegenden Holländers einer natürlicheren und besser begründeten Erklärung die Wege zu ebnen. Man wird sicherlich G. beipflichten, wenn er in den tatsächlich bezeugten Luftspiegelungen die Entstehung des Glaubens an Gespensterschiffe vermutet und den fliegenden Holländer als eine besondere Form des Flugschiffes auffasst, welche im 17. und 18. Jh. wahrscheinlich der echten Volkkunde angehörte, aber nur durch Vermittlung der Kunstdichtung oder in wenig verlässigen Aufzeichnungen des 19. Jh. uns überkam (S. 317 f.) — Interessant sind übrigens auch die Mitteilungen Golthers über die Beziehungen, die Richard Wagner mit Heine unterhielt, als er daran ging, seine herrliche Oper auf dem dankbaren Stoffe aufzubauen. L. S.

Bartels, Max: Die Medizin der Naturvölker. Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medizin. Mit 175 Original-Holzschnitten im Text. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau) 1893. Es scheint, als ob in neuester Zeit das Verständnis für die hohen weittragenden Ziele der Völkerkunde immer grössere Kreise durchdringt, so dass diese Wissenschaft ihr praktisches Bürgerrecht in unserer modernen Bildung wohl erlangt haben dürfte. Der Bildungbegriff verschiebt sich leise und unmerklich und die Humaniora, die bislang für uns nur in der bekannten klassischen Perspektive geleuchtet haben, erhalten eine ganz abweichende Begründung und Färbung. Mit diesem Studium der Menschheitgeschichte, wie es für frühere Epochen nur in dunklen, dämmerhaften Umrissen und nicht selten in einer blos spekulativen und deshalb unzuverlässigen Fassung existieren konnte, geht seit einigen Jahren, eine ebenso intensive wissenschaftliche Pflege der Volkkunde Hand in Hand, die es unter Ausschluss des internationalen, kosmopolitischen Charakters der Ethnologie auf die getreue Beobachtung und psychologische Deutung der besonderen Bräuche und Anschauungen anlegt, die sie gerade innerhalb eines bestimmten historio-geographischen Areals sammelt. Auf einer solchen Basis steht das vorliegende Werk von Sanitätsrat Dr. Bartels in Berlin, des bekannten Umarbeiters der Untersuchungen von Ploss, nur dass diesmal sich nach der ganzen Sachlage der Begriff der Kultur- und Naturvölker deckt, die ja überhaupt nicht mit einem Schnitt so reinlich getrennt werden können, wie man sich mitunter einbildet. Die Anfänge der Arzneilehre und der ärztlichen Kunst überhaupt sind für jedes Stadium der Gesittung dieselben, und selbst bis in unsere hochgelobte Gegenwart hinein ragen noch manche uralte Ueberlebsel, die längst verschwundenen und geistig auch überwundenen Strömungen angehören. Man braucht, um das zu verstehen, gar nicht einmal an den wüsten Mummenschanz zu denken, den in unserem „naturwissenschaftlichen“ Zeitalter Mysticismus und Spiritismus unter lebhafter Beteiligung des gebildeten und ungebildeten Publikums aufführen. Umgekehrt lässt sich dasselbe Ergebnis erzielen, wenn man die ärztliche Praxis betrachtet, wie sie die Naturvölker betrieben. Meistens fertigt man sie mit dem unbedachtsamen Ausdruck ab, dass sie aus blossem Lug und Trug bestehe, Taschenspielerkunststücken,

die mit einem religiösen Nimbus ausgestattet seien, während ein genaueres Studium lehrt, dass auch schon damals gewisse botanische Kenntnisse, diätetische Präventivmassregeln und vor allem kühne operative Eingriffe üblich, oder wenigstens durchaus nicht unerhört waren. Mit anderen Worten, auch schon damals galten gewisse Prinzipien der mechanischen Weltanschauung, auf deren Ausbau wir mit mehr oder minderem Recht so stolz sind, und umgekehrt auch wir Kinder des 19. Jahrhunderts sind noch vielfach beherrscht von dem Banne des Animismus, den wir mitleidig genug nur den Naturkindern überlassen möchten.

Allerdings versteht es sich bei dem Charakter der Naturvölker von selbst, dass für sie in erster Linie die Krankheit sowohl wie ja auch der Tod nicht naturnotwendige chemische Wirkungen, sondern übernatürlichen dämonischen Einflüssen zu verdanken sind, dass also bei ihnen zunächst der Arzt Zauberer ist. Das ganze grosse Gebiet der Pathologie der Besessenen, wie unsere deutsche Sprache sich sehr charakteristisch ausdrückt, gehört dahin, und dass die animistische Methode gerade auf diesem bedenklichen Felde noch bei uns nicht an Kraft eingebüsst hat, das beweist zur Genüge der Widerspruch, der gelegentlich in ärztlichen Kreisen gegen die religiöse Beeinflussung und Behandlung der Epileptischen laut wird. Dieser dämonologische Gesichtpunkt zeigt sich schon hinreichend in der Diagnose, wie Bartels richtig ausführt: „Phantastisch, wie ihre Auffassung der Krankheit, sind bei den Naturvölkern auch vielfach die ärztlichen Behandlungmethoden. Ist die Gottheit erzürnt oder ein Gebot übertreten, so ist es Sache des Medizin-Mannes, zu bestimmen, durch welche Opfer man ihren Zorn zu besänftigen und die begangene Sünde zu sühnen vermag. Hat ein Dämon sich des Kranken bemächtigt, so muss er verjagt und vertrieben, oder gütlichst überredet oder durch Ueberlistung veranlasst werden, die neubezogene Wohnung wieder zu verlassen. Die entflohene Seele, den entführten Schatten, das geraubte Nierenfett usw. muss man dem Räuber abjagen und in den Körper des Kranken wiederum zurückbringen, eine böswillige Bezauberung muss man durch kräftigen Gegenzauber brechen. Ist die Krankheit ein Fremdkörper, oder ein in den Leib des Patienten hineingezaubertes Tier, so ist es die Aufgabe des Arztes, diese Dinge wieder herauszubefördern. Hiermit wird bisweilen gleichzeitig auch der Versuch zu verbinden sein, die letzteren irgendwo festzubannen, sie zu vernichten und auf immer unschädlich zu machen.“ (S. 159.) Anderseits ist aber vollauf begreiflich, wie der unausgesetzte Kampf ums Dasein, den der Naturmensch meist mit sehr unzureichenden Mitteln zu führen hat, eine gewisse Unerschrockenheit in der Behandlung der Wunden und Krankheiten überhaupt herauszüchtet, eine Kühnheit, die freilich wohl nicht selten durch die Geringschätzung des menschlichen Lebens an und für sich erklärlich wird. (Dahin gehört z. B. die praehistorische Trepanation, wo die herausgeschnittenen Knochenscheiben öfter als Amulette verwendet wurden, der Kaiserschnitt, die mehr oder minder gefährlichen Operationen an den männlichen Harn- und Geschlechtorganen usw.) Unser Gewährmann lässt sich folgendermassen über diesen Punkt aus: „Immerhin ist es wohl zu begreifen, dass der stete Kampf mit der umgebenden Natur, mit den Raub- und Jagdtieren und mit den feindlichen Nachbarn den Naturvölkern manche Verletzung bringen muss, deren unmittelbare Ursache ihnen klar und deutlich vor Augen liegt. Hier bedarf es nicht der Anschauung, dass eine Bezauberung oder Verfluchung, dass eine Besessenheit das Kranksein bedinge; nun ist es nicht ein unbekannter Feind, mächtig, gewaltsam und übernatürlich, mit dem der schwache Mensch den Kampf aufnehmen soll; wohlbekannt ist die Aetiologie und mutvoll wird die Behandlung begonnen. Und mit der Häufigkeit der Verletzungen wuchs auch unstreitig der chirurgische Mut, und so werden wir Operationen begegnen, die man in den grossen Kliniken Europas noch vor wenigen Jahrzehnten nur mit Zagen unternahm“ (S. 265). Ein sehr weitverbreitetes Verfahren, das nach Bartels wohl ein Universalbesitz unserer Race genannt werden darf, ist das Blutentziehen, freilich unter den mannigfachsten Variationen (durch Einschnitte, Venensectionen, Schröpfen etc.). Dass auch die Geheimmittel bei den Naturvölkern im Schwange sind, dass die wunderlichsten Pulver verabreicht und die absonderlichsten Pillen gedreht werden, dass Brech- und Abführmittel ihnen wohlbekannt sind, ebenso wie die Wirkung der Narcotica, dass sie aber auch unmittelbare mechanische Reize anwenden (Massage, Schwitzbäder usw.),

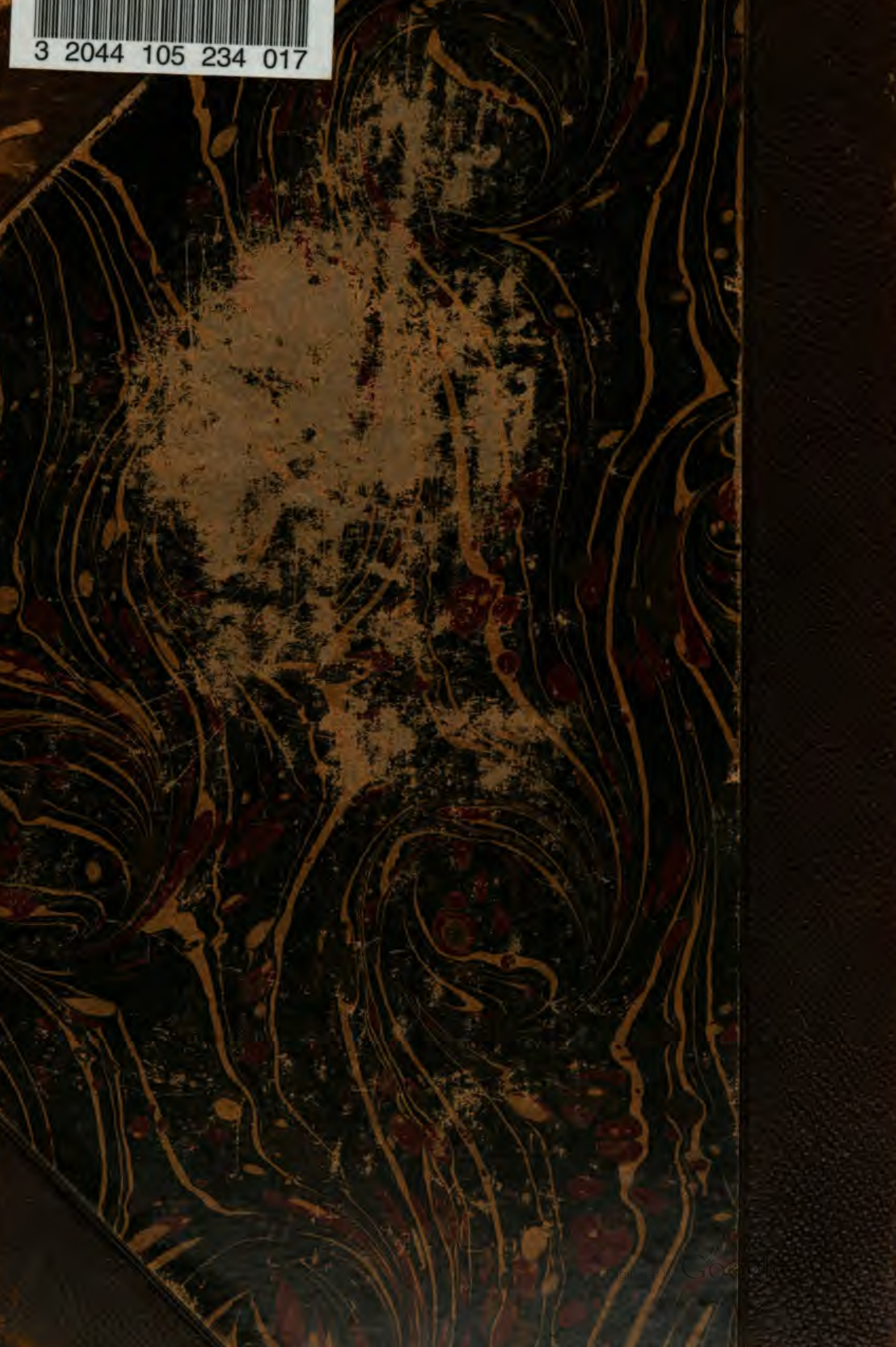
ja, dass vielerwärts auch eine Art prophylaktischer Impfung vorkommt, sei nur beiläufig erwähnt. Indem wir auf eine detaillirte Wiedergabe des Inhalts verzichten müssen, möge folgende Uebersicht genügen, den Reichtum des Stoffs zu veranschaulichen: 1) Die Krankheit (ihr Wesen und psychologische Ableitung in animistischem Sinne). 2) Die Aerzte (ihre soziale und religiöse Stellung und Beglaubigung, Consultationen, Honorare, Amttracht, Studium, Lehrbücher, Rang-Abstufungen usw.). 3) Die Diagnostik der Naturvölker (Erkennungmittel, Krankheitfetische und Amulete, Verbotzeichen). 4) Die Medikamente und ihre Anwendung (Beschaffung und Bereitung der Arzneimittel, Einnehmen der Medizin usw.). 5) Die Arzneiverordnunglehre der Naturvölker (Abkochungen und Umschläge, Einreibungen, Salben, Pflaster und Pulver, Abführ-, Brechmittel, Inhalationen, Pillen, Narcotien, das Bepusten und Bespeien, die Impfung). 6) Die Wasserkur (kalte und warme Bäder, Schwitzkuren, Dampfbäder). 7) Die Massagekuren. 8) Verhaltungvorschriften für den Kranken. 9) Die übernatürliche Diagnose. 10) Die übernatürliche Krankenbehandlung (Opfer und Gebet, die Trommel, Rassel und der Medizinsack, Heraussaugen der Krankheit, Exorcismus, das Zurückholen der Seele, die sympathetische Krankenbehandlung usw.). 11) Einzelne Kapitel aus der speziellen Pathologie und Therapie (die Augen- und Ohrenkrankheiten). 12) Die Gesundheitpflege und die Epidemien (die private und öffentliche Gesundheitpflege, Unterbringung und Versorgung ansteckender Kranke, Behandlung Siecher und Krüppel, Grenzsperre für Seuche, die Vertreibung von Epidemien usw.). 13) Die kleine Chirurgie (Blutsaugen, Aderlass, Schröpfen, die Behandlung der Abscesse, Ritual- und kosmetische Operationen). 14) Die grosse Chirurgie (Wundbehandlung, Blutstillung, das Glühen, Knochenbrühen, Verrenkungen, Amputationen, Bruchschäden, Operationen, Laparotomien etc.). Die mannigfachen Illustrationen des Werkes tragen nicht wenig zum Verständnis des Textes bei.

Zum Schluss möge es uns verstattet sein, die allgemeine Zusammenfassung des behandelten Materials in einer anschaulichen psychologischen Perspektive wenigstens auszugweise hier wiederzugeben: „Priester, Beichtvater und Arzt zugleich, versteht es der Medizinmann, das religiöse Bedürfnis und die seelischen Empfindungen seiner Gemeinde seinen ärztlichen Verordnungen anzupassen. Furcht vor der Gottheit, Opfer und Busse, sowie die beängstigende Nähe der Dämonen, deren Kommen und Gehen und deren Sprechen er durch des Medizinmannes Bauchrednerkunst mit seinen gespannt lauschenden Ohren deutlich zu vernehmen vermag, üben auf das überreizte Nervensystem des Patienten einen gewaltig suggestiven Einfluss aus. Vorsichtige Sorge für die Entleerung des überfüllten Magens und Darmes, Regelung der Diät und körperliche Uebung werden ebenfalls in Anwendung gezogen. Operative Eingriffe erzwingt bisweilen die Not des Augenblicks. Waren sie mehrmahls von Erfolg gekrönt, so entwickelt sich der chirurgische Mut. Und ist nun diese Kühnheit im Operiren auch oft nur eine Kühnheit des Unverstandes, welche von der drohenden Gefahr auch nicht die leiseste Vorstellung besitzt, so geht aus solcher Kühnheit doch allmählig die chirurgische Gewandheit hervor, und dieser folgt dann naturgemäss allmählig zielbewusstes Können. — Gilt dies für die Naturvölker allein? Keineswegs, denn auch dem Gliedersetzer und dem Renkdoktor unseres Landvolkes kommt das Selbstbewusstsein auf gleiche Weise. Aber auch mancher hochangesehene Schneiderarzt, mancher Bruch- und Steinschneider oder Staarstecher hat in verflossenen Jahrhunderten bei uns eine ganz ähnliche Entwickelung durchlaufen. Möge es hiermit genügend sein. Ist es doch, glaube ich, hinreichend bewiesen, dass ein gemeinsames, festes Band sich durch diese Ideen hindurchschlingt, das die Naturvölker untereinander, sowie mit den Völkern des Altertums und mit unseren niederen Volkschichten verbindet. Und so sind wir denn gezwungen, in diesen Gedankengängen gleichsam eine notwendige Funktion des primitiven Menschenlebens zu erblicken, und somit dokumentiren sie sich als dasjenige, was wir in der Einleitung behauptet haben, als echte und wahre Völkergedanken.“ (S. 311.) Th. Achelis.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.




3 2044 105 234 017